
F 2508
.G77
Copy 1





Andrew Grant's,

Doctor's der Arzneikunde,

Beschreibung von Brasilien,

nebst dem,

am 19. Februar 1810 zu Rio=de=Janeiro

zwischen

Sr. Britannischen Maj. und Sr. Königl. Hoheit,
dem Prinz=Regenten von Portugal,

abgeschlossenen

Freundschafts=, Handels=, und Schifffahrts=Verträge.

Aus dem Französischen übersetzt

und

mit den Berichtigungen des Hrn. Navarro d'Andrade,
portugiesischen Geschäftsträger am St. Petersburger Hofe,
versehen.

Weimar,

im Verlage des Landes=Industrie=Comptoirs.

1814.

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten gesammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgesetzt
von
T. F. Ehrmann.

Neun und vierzigster Band.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1814.

Inhalt.

Vorerinnerung.

Brasilien ist vorzüglich, seit der portugiesische Hof den politischen, Europa umwälzenden Stürmen entfliehend, in dieser Colonie seinen Aufenthalt nahm, ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, und jeder Beitrag zu der Kunde dieses weit ausgedehnten *), an den köstlichsten Naturproducten reichen, unter dem mildesten Klima liegenden, aber noch bei weitem nicht hinreichend cultivirten und bevölkerten

*) Sein Flächeninhalt steht zu dem Europa's in dem Verhältnisse von 20 : 31.

Landes muß dem Geographen und Statistiker willkommen seyn.

Die nahen Verbindungen England's mit Portugal haben neuerlich die Erscheinung mehrerer, von Engländern verfaßten, Beschreibungen Brasilien's veranlaßt, wie von Mawe, Robert Southey und Grant. Letztere theilen wie hier vollstandig nach der, in St Petersbarg 1811 erschienenen, französischen Uebersetzung mit, weil diese vor dem englischen Originale den Vorzug hat, daß der portugiesische Ritter, Hr. *Navarro d' Andrade*, ehemals portugiesischer Bevollmächtigter am russischen Hofe, welcher früher bei dem Ministerium der Colonien und der Marine in Lissabon angestellt, und hierdurch in den Stand gesetzt war, besser, als ein Fremder über Brasilien's Verfassung und dermalige Lage zu urtheilen, viele Berichtigungen mancher bedeutender Irrthümer des Vrf. dieser Uebersetzung beigefügt, und Vieles in ein milderes Licht gestellt hat, was der Vf. oft nicht mit dem Geiste der Duldung und Mäßigung, welche den unpartheiischen Schriftsteller auszeichnen, darstellte. Diese Berichtigungen des Hrn. *Navarro d' An-*

drade sind hier, der Bequemlichkeit der Leser halber, gleich unter dem Texte des Vf's. angegeben, da sie in der französischen Uebersetzung einen eignen Anhang bilden, und mit den Buchstaben N. d'A. unterzeichnet. Auch ist der zu Rio-Janeiro am 19. Februar 1810. zwischen Großbritannien und Portugal abgeschlossene Freundschafts-, Handels- und Schifffahrts-Vertrag, welcher nicht im Originale steht, der französischen Uebersetzung beigefügt und auch hier mitgetheilt. Der vollständige Titel der französischen Uebersetzung ist folgender:

Histoire du Brésil contenant un précis des Événemens les plus rémarquables depuis sa découverte, la Déscription des moeurs, des coutumes et de la réligion des habitans; des Observations sur la nature du sol, du climat, des productions naturelles et des cultures coloniales, suivi d'un tableau du Commerce intérieur et extérieur de cette Colonie*), de la réduction de ses monnaies en livres

*) Die Bemerkungen über den inneren und auswärtigen Handel Brasilien's machen keinesweges einen besondern Artikel dieser Schrift aus, sondern sind der speciellen Beschreibung der einzelnen Provinzen einverleibt.

sterling et en roubles d'argent, de quelques avis de l'auteur sur les moyens de préserver la santé en passant au Brésil ou autres climats du Tropique etc. — traduit de l'Anglais d' *Andrew Grant*, M. D. On a joint à cette traduction des notes et le traité d'amitié et de commerce entre S. M. Britannique et S. A. R. le Prince-Régent de Portugal, signé à Rio Janeiro, le 19 Février 1810. Prix: 5 Rbls. St. Petersbourg, de l'Imprimerie de Pluchart et Comp. 1811. VIII et 334 p. 8.

Literatur der Kunde von Brasilien.

Ribadeneyra (*Ant. de San-Romano de*) historia general de la Yndia oriental, de los descubrimientos y conquistos que han hecho las armas de Portugal en el Brasil desde anno de 1410 hasta el anno 1557. en Valladolid. 1603. Fol. (Ist nur eine Uebersetzung von *J. Petr. Maffei* historiarum Indicarum l. XVI. selectarum, item ex India epistolarum l. IV. Colon. Agripp. 1589. Fol.)

Anchietae, Jos., *) R. P. S. J., Grammatica et Lexicon linguae Brasiliensis. Salamancae, 1580. 4. — Ejusd. Notitiae super Brasiliam, ejusque incolas, etc. Salamancae, 1587. 4.

Guil. Pisonis de medicina Brasiliensi libri IV., de aëre, aquis et locis; de morbis endemiis; de venenatis et antidotis: de facultatibus simplicium; — *Georgii Marggravii* de Liebstad, Misnensis, Historiae rerum naturalium Brasiliae libri VIII. cum appendice de Tapayis et Chilensibus. *Jo. de Laet* in ordinem digessit, annotationes addidit et varia ab auctore omissa supplevit et illustravit. Lugd. Bat. et Amstel. 1648. Fol. Ibid. 1658. Fol. Holländisch: Amsterdam, 1694. 8.

*) Er war 1536 zu Laguna auf Teneriffa geboren, ward Jesuit, gieng als Glaubensprediger nach Brasilien und starb 1597.

Pelleprat, Pierre, Rélation de Missions de Pères Jésuites dans les îles et dans la terre ferme de l'Amérique méridionale avec une introduction à la langue de Galibes. à Paris. 1655. 8. 2 Vol.

Giandomenico Coleti della Compagnia de Giesu Dizionario storico-geografico dell'America meridionale. In Venezia, 1771. 4. 2 Vol. (Der Verf. hielt sich zehn Jahre in Südamerica auf)

Beschreibung des Portugiesischen America von (Pedro) Cudena, ein spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek, herausgegeben vom Hrn. Hofrath Lessing, mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Chrn. Leiste, Rector der herzogl. großen Schule zu Wolfenbüttel. Braunschweig, 1780. 8.

Pater Anselm Eckart's, ehmaligen Glaubenspredigers der Gesellschaft Jesu in der Capitania von Para in Brasilien, Zusätze zu Pedro Cudena's Beschreibung der Länder von Brasilien und zu Hrn. Rectors Chrn. Leiste Anmerkungen. Nürnberg, 1785. 8.

Neueste Nachrichten über Brasilien aus des Abbé Raynal verbesserten Ausgabe der Geschichte der Europäer in beiden Indien, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von M. C. Sprengel. (Stehn hinter dessen zu Leipzig, 1782. 8. erschienenen Uebersetzung der Letters on Portugal, on the present and former state of that Kingdom. London, 1777. 8.) Man s. hierüber die Bemerkungen eines Missionars, der mehrere Jahre in Brasilien lebte, in C. G. v. Murr's Journal. Th. 14. S. 192—291.

De Camora Versuch einer physikalischen und ökonomischen Beschreibung der Comarca dos Ilheos in Brasilien in den Memorias economicas da Academia Real das Sciencias de Lisboa. 1789. T. I. No. 17.

Ensaio economico sobre o Commercio de Portugal e suas Colonias, publicado de orden da Academia real das sciencias pelo seu Socio *Jozé Joaquim da Cunha de Azevedo-Coutinho.* Lisboa, 1794. 4. Teutsch mit Anmerkungen von Karl Murhard. Hamburg, 1801. 8. Der Verf. war damals Bischof von Fernambuco und seine Schrift beschäftigt sich hauptsächlich mit Vorschlägen zu Beförderung und Erleichterung des Handels Portugal's mit seinen Colonien, vorzüglich aber in Hinsicht auf Brasilien.

Narrative of a Voyage to Brasil terminating in the seizure of a British Vessel and the Imprisonment of the author and the Ships-Crew by the Portuguese; with general Sketches of the Country, its natural Productions, Colonial, Inhabitants etc. and a Description of the City and Provinces of St. Salvadore and Porto-Securo — by *Thomas Lindley*. London, 1805. 8. Diese Reise ist im XXIX. Bande der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, (Weimar, 1805) teutsch übersetzt erschienen.

Barrow's John, a Voyage to Cochinchina in the years 1792 and 1793. London, 1806. 4. Das 4te und 5te Capitel dieser Reisebeschreibung geben über Brasilien sehr gute Nachrichten.

Southey's, Rob., History of Brasil. London, 1811. Vol. I. 4.

Mawe's Travels trough and Remarks on Brasil. London. 1812. 8. *)

*) Gegenwärtig geht der Begleiter des Hrn. Capitäns v. Krusenstern, der russisch-kaiserliche Hofrath, Hr. v. Langsdorff als russischer Geschäftsträger nach Brasilien. Wahrscheinlich werden wir durch ihn in der Folge viele belehrende Aufschlüsse über Brasilien erhalten.

Inhalt.

Beilagen.

Andrew Grant's

Doctors der Arzneikunde,

Beschreibung von Brasilien.

Andrew Grant's,

Doctors der Arzneikunde,

Beschreibung von Brasilien.

Erster Abschnitt.

Brasiliens Entdeckung durch die Portugiesen. Deren Niederlassung daselbst. Klima. Producte.

Zufällig entdeckte Dom Pedro Alvarez de Cabral, portugiesischer Admiral, auf seiner Fahrt nach Ostindien im Jahre 1500 die Küste Brasiliens, welche sich von 1° 30′ N. Br. bis 32° S. Br. erstreckt, und deren Ausdehnung mit den Krümmungen gegen 920 geographische Meilen beträgt. Nach Vorbeischiffung der Capverdischen Inseln hielt er sich weiter in der hohen See, als es bisher üblich war, um die Strömungen und Windstillen, die an Afrika's Küsten so vielfältig vorkommen, zu vermeiden, und entdeckte am 24. April ein unbekanntes, westlich liegendes Land. Da das Meer aber stark mit Wogen gieng, mußte er bis zum 15° S. Br. längs der Küste steuern, welche ihm hier einen trefflichen Haven darbot, in den er einlief. Er nannte

ihn Porto-Seguro, und das neuentdeckte Land, von dem er Besitz nahm, Santa-Cruz. Es erhielt in der Folge den Namen Brasilien, von einer hier häufig wachsenden Holzart, welche die Europäer schon mehrere Jahrhunderte vor der Entdeckung dieses Landes Brasilienholz nannten. Die gerade Ausdehnung desselben von Osten nach Westen oder vom Vorgebirge St. Roque bis Sapatinga beträgt 480 geographische Meilen. Cabral schickte einige seiner Leute zur Erforschung des Landes ab. Der vortheilhafte Bericht, den diese von der Fruchtbarkeit desselben und von dem sanften, friedlichen Charakter seiner Bewohner erstatteten, bewog ihn, seiner Mannschaft zu gestatten, zu ihrer Erfrischung an das Land zu gehen.

Als er sich selbst dahin begab, war er erfreut, daß der ihm gemachte Bericht wahr war, und daß die Eingebornen, statt irgends Etwas gegen die Portugiesen vorzunehmen, sich lebhaft bemüheten, sie mit größter Herzlichkeit zu empfangen. Cabral hatte einige zum Tode verurtheilte Verbrecher am Bord, deren Strafe aber in Verbannung verwandelt worden war. Er ließ zwei derselben hier zurück, um die Sprache der Bewohner zu erlernen, ihre Lebensart zu erforschen und genaue Begriffe über sie zu erlangen.

Da er die ganze Wichtigkeit der Entdeckung dieses beträchtlichen Theils der neuen Welt fühlte, sendete er sogleich eines seiner Schiffe mit einigen vertrauten Personen und einem Eingebornen, um ihn in der portu-

giesischen Sprache unterrichten zu lassen, nach Lissabon.

Nach Empfang dieser Neuigkeit befahl der portugiesische Hof die Untersuchung der Haven, Buchten und Küsten Brasiliens. Sie bestättigte vollkommen die Meinung, welche man sich von der Fruchtbarkeit des Bodens gemacht hatte, oder daß man dort die nöthigen Lebensmittel in Menge bauen könne. Da man aber daselbst weder Gold noch Silber gefunden hatte, schickte der Hof nur zur Verbannung verurtheilte Verbrecher, und Frauen von schlechter Lebensart hierher. Jährlich wurden zwei Schiffe dahin mit diesen Individuen abgeschickt, und um Farbe- und Fournirhölzer zurückzubringen. Auch wurde eine Zeitlang Ingwer eingeführt. Dies ward in der Folge verboten, um nicht dem Preise des aus Ostindien gezogenen zu schaden.

Die Portugiesen betrachteten damals Asien als ein Land, in dem man sich Ruhm, Glück und Macht erwerben könne. Haufenweise zogen sie dahin und Niemand wollte nach America. Um diesen Mangel zu ersetzen, fügte man die unglücklichen Opfer der Inquisition der Zahl der nach Brasilien zu Deportirenden bei. Dies waren meistentheils Juden, welche dieses schreckliche Tribunal ohne Aufhören, wahrscheinlich wegen ihres großen Reichthums verfolgte. Ihres Vermögens beraubt, brachten sie in die neue Welt die Gewohnheit zur Arbeit, ihre Industrie und den sie auszeichnenden, unternehmenden Geist mit. Ihr Gewinn in einigen beträchtlichen

Pflanzungen bewiesen dem portugiesischen Hofe, daß eine, edler Metalle beraubte Colonie, dessenungeachtet wichtig für das Mutterland werden könne.

Als man anfieng, dieser Meinung Vertrauen zu schenken, baten mehrere portugiesische Adeliche um Ländereien in Brasilien, die bloß von der Küste des Meeres, gegen das Innere des Landes aber nicht begränzt seyn sollten, und erhielten sie. Mancher sah sich dadurch in dem Besitze eines Landstrichs, der fast so groß als das Mutterland war.

Diese Adelichen waren durch ihre Privilegien befugt, das unterjochte Volk nach ihrem Gutbefinden zu regieren. Sie konnten über den eingenommenen Landstrich zu Gunsten jedes Portugiesen, der ihn anbauen wollte, disponiren. Der größte Theil benutzte zwar dieses Vorrecht: aber er ertheilte den Gebrauch der Ländereien nur vom Großvater bis zum Enkel und behielt sich gewisse jährliche Abgaben bevor. Diese großen Eigenthümer übten alle Rechte der Souveränetät, mit Ausnahme der Rechte über Leben und Tod, Münze zu schlagen und Zehnden zu erheben, welche der Hof sich vorbehielt, aus. Diese ehrenvollen und einträglichen Lehngüter konnten nur im Falle der Vernachlässigung ihres Anbaues oder ihrer Vertheidigung, bei Mangel eines männlichen Abkömmlings und wegen eines Hauptverbrechens eingezogen werden.

Kein Land zwischen den Wendekreisen genießt ein gesunderes Klima, als Brasilien. Die Wärme wird

theils durch die Seeluft, theils durch die, von den Bergen im Innern des Landes herabkommenden, oft kühleren Winde, als die von der See, sehr gemäßigt. Zwei ausgezeichnete Naturforscher, Piso und Markgraf, welche diesen Gegenstand mit scharfsinniger Genauigkeit erörtert haben, fanden durch Vergleichung der Temperatur Brasilien's mit der von Afrika unter gleicher Breite, erstere sehr mäßig, und schreiben dies den daselbst fortwährend herrschenden Seewinden zu. Die Luft ist nach ihrer Aussage nicht bloß kühl, sondern in der Nacht so kalt, daß die Eingebornen jeden Abend Feuer in ihren Hütten anzünden. Nieuhoff, der sich lange in Brasilien aufhielt, bestätigt diese Bemerkung.

Weit ausgedehnte Seen und große, aus den Gebirgen entspringende, Flüsse befeuchten dieses Land und machen den Aufenthalt daselbst sehr angenehm. Durch die, davon entstehende Bewässerung unermeßlicher Flächen, bringen diese verschiedene Arten Früchte und Pflanzen im Ueberfluß hervor. Die Maniokwurzel, welche das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Brasilier ausmacht, ist in dem ganzen Lande verbreitet. Die Eingebornen nennen diese Pflanze: Maniiba und die Wurzel derselben: Mandioka: Sie ist die Jatropha Manihot des Linné. Aus ihrem knotigen Stamme entspringen Zweige, die schwächere Sprößlinge treiben, welche mit kleinen, grünen, länglichen, am Ende zugespitzten Blättern bedeckt sind, welche sternähnliche Büsche bilden. Die Blüten sind blaßgelb und die Wurzel gleicht der Pastinake. Diese Pflanze erreicht gegen 7 Fuß Höhe. — Die

Wälder bestehen aus Palm-, Mastix-, Mango- und Guyaras-Bäumen. — Die Ananas wächst hier wild ungemein häufig. Bei ihrer Reife hat sie eine schöne Goldfarbe und ihr Wohlgeruch verbreitet sich weit in der Luft. Im Geschmack übertrifft sie die köstlichsten Früchte Europa's, und das aus ihr bereitete starke Getränk giebt dem Malvasier nichts nach. — Der Baumwollenbaum wächst hier wild und erreicht eine beträchtliche Höhe. Ohne Pflege bringt er seine Wolle in Flocken, die einer kleinen Kugel gleichen. Er erträgt aber weniger, als der, welchen man anbauet.

Auch ist Brasilien an Strauch-, Schilf- und Schlingpflanzen reich, von denen einige auf der Erde hinkriechen, andere sich aber auf die Gipfel der höchsten Bäume schlingen. — Selbst die unfruchtbarsten Gegenden des Landes erzeugen eine ganz blattlose Baumart, von den Eingebornen Timbo genannt. Ihr sehr biegsames Holz dient zu trefflichen Reifen und die Rinde wird von Schiffszimmerleuten statt des Hanfs gebraucht. — Unstreitig ist aber der schätzbarste, hier einheimische Baum die Caesalpinia brasiliensis, welcher das Brasilienholz liefert, und gewöhnlich in unfruchtbaren, felsigten Gegenden wächst. Seine Blüten sind sehr schön hellroth und haben einen sehr angenehmen Geruch. Er erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke, aber sein Holz ist in der Regel windisch, knotig, sehr hart und schwer. Es funkelt im Feuer und giebt nur wenig Rauch von sich. Das geschätzteste ist sehr hart und blaßroth, wird aber nach dem Spalten

dunkelroth. Kauet man die Späne, so spürt man einen süßlichen, dem Zucker ähnlichen Geschmack. Dieses Holz eignet sich zu verschiedenartigem Gebrauche und nimmt eine sehr schöne Politur an. Hauptsächlich wird es aber zum Rothfärben gebraucht.

Die glänzenden Farben der verschiedenen Blumenarten und das reiche und spiegelnde Gefieder der auf den Bäumen sitzenden oder von einem Zweige zum andern fliegenden Vögel machen die Waldungen ungemein reizend und von überraschendem Eindrucke. Man erblickt hier eine unermeßliche Menge Papageien aller Art. Sie fliegen in zahlreichen Schaaren und, wenn gleich die Brasilier sie in Menge tödten, bemerkt man doch die Abnahme ihrer Zahl nicht bedeutend. Ihre Farben sind lebhaft und glänzend, und einige Arten haben sehr geschmackvolle Zeichnung. Bei Manchen ist der Hals dunkelscharlachroth und der übrige Körper gelb, grün, oder blau, oder an verschiedenen Theilen mit verschiedenen Farben geschmückt. Diese legen jedesmal nur zwei Eier und bauen ihre Nester in die hohlen Stämme alter Bäume oder in Felsenspalten. Andere, welche zwar auch obige Farben, aber mit Grau oder Schwarz versetzt haben, brüten an den Häusern. Es giebt auch ganz schwarze, deren Farbe in das Grünliche spielt mit rothen Augen und Schnabel und gelben Füßen. Die schönste Art ist ohne Zweifel die ganz grüne, mit gelber Platte und gelbem Halsband. Den Kopf ziert ein schöner Busch von blauen Federn, und der Schwanz stellt dem Auge eine Mischung von Gelb, Roth und Grün

bar. Die merkwürdigste der hier lebenden Papageienarten ist aber die, welche die Einwohner Tuin nennen. Dieser nur Sperlingsgroße Vogel lernt ungemein leicht reden, zwitschert aber dabei immer seine natürlichen Töne. Er ist außerordentlich gewandt und wird in kurzer Zeit so zahm, daß er sich auf die Brust seines Ernährers setzt, und seine Speise aus dessen Munde nimmt.

Auch hat Brasilien eine Art Gans und mehreres anderes wildes Geflügel, was wenig von dem Europäischen verschieden ist. Unter den kleineren Vögeln ist der sumsende brasilianische Colibri der interessanteste. Ob er gleich nicht viel größer als eine Hummel ist, macht er doch großen Lärm. Seine Farbe ist so schillernd, daß sie aus jedem Gesichtspunkte verschieden erscheint. Einige der eingebornen Frauen tragen diese kleinen Vögel todt als Ohrgehänge.

Unter den wilden Säugthieren zeichnet sich das wilde Schwein, der Leopard, der Tiger (Felis Onca L.) und die Unze (Felis cauda elongata, corpore nigro) aus. Vorzüglich ist letztere gefährlich, und sie erklettert, um ihren Raub zu verfolgen, die höchsten Bäume. Die Eingebornen halten es für eine ruhmvolle That, eine zu tödten, und wer dies Glück hatte, wird fortan als ein Held betrachtet. Zu den seltenen Thieren, welche man in diesem Lande trifft, gehört eine Art Stachelschwein, von den Bewohnern Kuandu genannt. Es hat die Größe eines Affen; aber statt der Haare, drei

bis vier Zoll lange Stacheln, welche es, wenn es gereizt wird, gerade wie das gemeine Stachelschwein, aber mit so viel Gewalt fortwirft, daß es nach Nieuhoff's Aussage, den tödten kann, der sich unvorsichtig diesem Thiere zu sehr nähert. Die Einwohner essen sein gebratenes Fleisch.

Das Armadill gleicht an Gestalt und Größe dem Afrikanischen, ist aber mit schildförmigen Schuppen bedeckt. Es lebt von Wurzeln und faulem Fleische, säuft viel und ist ungemein fett. Es hält sich gern in morastigen Gegenden auf und gräbt sich Löcher zur Lagerstätte. Sein Fleisch wird als ein sehr wohlschmeckendes Wildprät geschätzt.

In diesem Lande findet man auch sehr viele Affen, die verschiedene Farben haben. Den Eingebornen dienen sie zur Nahrung.

Die Waldungen sind voller Schlangen. Man hat sehr große und sehr giftige von diesem Geschlechte hier. Ihr Gezisch deutet aber ihre Annäherung an, und selten greifen sie Jemanden an, der sie nicht gereizt hat. Nieuhoff erwähnt eine Art (Boa scytale), welche 20 bis 30 Fuß lang und so fürchterlich ist, daß sie sich aus ihren Schlupfwinkeln auf Menschen und Thiere wirft. Nach ihm ist aber ihr Biß minder gefährlich, als der einer andern Art, die er unter dem Namen Gekko beschreibt. Der Biß derselben soll tödtlich seyn, wenn der gebissene Theil nicht amputirt oder mit einem

glühenden Eisen ausgebrannt wird. Die Turmeak-Wurzel (Curcuma longa) wird von den Brasiliern als das wirksamste Heilmittel in diesem Falle geachtet. Die Bewohner von Java sollen mit dem Blute dieser Schlange ihre Pfeile vergiften. — Die dortigen, bis 4 Fuß langen Eidechsen, werden ohne Anstand verzehrt.

Unter den dasigen Spinnenarten giebt es eine von beträchtlicher Größe, die in den Höhlen großer Bäume sich aufhält und den sie Störenden eine unmerkbar kleine Bißwunde zufügt, auf welche eine sehr gefährliche, blauliche Geschwulst folgt, welche oft den Tod nach sich ziehen soll. Eine andere Art (Aranea venatoria) spinnt ein Netz von viel dickeren Faden, als die europäischen Spinnen, in welches sie ihre Eier legt und welches der schönsten Seide gleicht.

Unter den Insecten Brasiliens darf der Seidenwurm, der sich haufenweise auf den Maulbeerbäumen aufhält, so wenig als die Bienen vergessen werden. Einige Arten Bienen bauen ihre Stöcke in hohle Bäume, und die Eingebornen ziehen mittelst Röhren den Honig daraus. Der geschätzteste wird von einer kleinen Biene bereitet, welche ihre Honigscheiben auf den höchsten Bäumen anbringt. Dieser Honig ist kaum von dem besten europäischen verschieden, und als die Holländer in Brasiliens Besitze waren, sammelten sie so viel davon ein, daß sie ihn in ihr Mutterland verführen konnten, wo er sehr gut bezahlt ward.

Brasiliens Küsten und Haven haben einen Ueberfluß mannichfaltiger Fische, unter denen auch Lampreten und Muränen, letztere von ungeheuerer Größe, sind. Aber beide haben keinen guten Geschmack. Die eben so fischreichen Seen, als die Flüsse, liefern minder beliebte Fischarten, ob sie gleich nicht viel schlechter, als die Seefische sind. Man zieht den von den Eingebornen Karapantangele genannten, der unserm Barsche gleicht, andern Arten vor.

In den Flüssen und Seen finden sich Krokodille, die aber kleiner als die afrikanischen sind. Selten sind sie über 5 Fuß lang. Sie legen 20 bis 30 Eier, welche, so wie das Thier selbst, den Brasiliern zur Nahrung dienen. Die ganze Küste, vorzüglich die Allerheiligen-Bai, wimmelt von Wallfischen, und das Ufer ist von ihnen während der Periode, in der die Schildkröten ihre Eier legen, d. i. vom December bis zum April, dicht umgeben. Nachher gehen sie in die hohe See und verschwinden.

Zweiter Abschnitt.

Allgemeine Schilderung der Urbewohner Brasiliens. — Ihre körperliche Bildung, — Nahrungsmittel, — Religion, — Kriege. — Vielweiberei, — Sclavenstand der Weiber, — Gastfreundschaft gegen Fremde, — Krankheiten, u. s. f.

An Gestalt und Farbe unterscheiden sich Brasiliens Urbewohner wenig von den Portugiesen, und manche Stämme übertreffen diese noch sehr an Kraft.

Bei der Entdeckung dieses Landes lebte ein Theil der Bewohner in Dörfern, während der andere aus Laune oder Noth herumschweifte. Diese Dörfer bestanden nur aus drei oder vier Häusern, in deren jedem eine Familie oder ein Stamm unter einer Art von patriarchalischer Regierung lebte.

Die portugiesischen und holländischen Schriftsteller nennen die Eingebornen des nördlichen Brasiliens: Tapujo's, und die des südlichen: Topinambo's. Letztere theilen sie nach Verschiedenheit der Sprache in mehrere kleinere Völker, wiewohl ihre Sitten ziemlich gleich sind. „Jeder Stamm dieses großen Landes“, sagt Abt „Raynal, „hatte seine eigene Sprache; aber keine „derselben hatte Ausdrücke für allgemeine oder abstracte „Begriffe. Diese, allen Völkern Südamerica's gemeine „Spracharmuth giebt einen überzeugenden Beweis von „den wenigen Fortschritten, welche der menschliche Ver„stand in diesen Gegenden gemacht hat. Die zwischen

„mehreren Sprachen dieses Landes Statt findende Aehn=
„lichkeit läßt häufige, wechselseitige Auswanderungen
„zu einander vermuthen.“

Die Tapujo's haben in der Regel einen hohen Wuchs und eine dunkele Kupferfarbe. Ihre schwarzen Haare fallen über die Schultern herab; aber sie haben weder einen Bart, noch Haare an irgend einem andern Theile ihres Körpers, auch keine Bekleidung. Bloß die Frauen verdecken ihre Geschlechtstheile durch an eine Schnur gereihete Blätter, die ihnen zum Gürtel dienen. Zu gleichem Zwecke dient den Männern ein kleiner, aus Baumrinde verfertigter Sack. Den Kopf schmückt eine Krone von Federn. Kleine glänzende Steine, an den Lippen und Nasenlöchern befestigt, und Armbänder von Federn bilden den übrigen Putz. Manche tatowiren sich den Körper und reiben verschiedene Farben in die Haut, inzwischen Andere diese mit Gummi bestreichen, um buntfarbige Vogelfedern darauf zu kleben, was ihnen aus einiger Entfernung ein wunderliches Ansehen giebt.

Die Topinambo's sind hingegen mittlerer Statur und von lichterer Farbe als die Tapujo's, die inzwischen nicht so schwarz als die afrikanischen Neger unter derselben Breite sind. Die Topinambo's haben so, wie diese, platt eingedrückte Nasen, welche sie für so schön halten, daß sie von Jugend an alle Mittel anwenden, ihren Nasen diese Form zu geben. Ihre gleichfalls schwarzen Haare sind lang und glatt. Uebrigens haben sie so wenig, wie die Tapujo's, Haare an anderen Theilen des Körpers.

Schon vor Ankunft der Portugiesen verstanden sie Spinnen, Weben und Häuserbau; verfertigten auch Waffen, als Bogen, Pfeile, Speere und Wurfspieße. Sie behaupteten, die Eigenschaften der Gewächse zu kennen und wendeten einige mit Erfolg an. Jagd und Fischerei waren für sie mehr Bedürfniß, als Vergnügen und ihr Ertrag war zur Erhaltung ihrer Familien unentbehrlich. In einem, von zahmen Thieren entblößten Lande, mußten begreiflich die Nahrungsmittel sehr einfach seyn. Die Küstenbewohner hatten fast nichts als Schaalthiere zu ihrer Nahrung, inzwischen die Waldbewohner vom Ertrage der Jagd und die Anwohner der Flüsse vom Fischfange lebten. Fehlten ihnen diese Nahrungsmittel, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Maniok und andern Wurzeln, auch andern Früchten und Vegetabilien, welche dies Land im Ueberflusse erzeugt. Am stärksten wird aber der Maniok consumirt, dessen Wurzel unserer Pastinake gleicht, aber 2 bis 3 Fuß lang und armsdick ist. Ist diese Wurzel abgewaschen und geschält, so wird sie mittelst eines, durch ein Rad gedrehten Reibeisens, welches über einem Troge befestigt ist, zu einem mehlartigen Brei zerrieben, welcher in diesen Trog fällt. Dieser wird nun in einen, etwa vier Zoll weiten Sack von Baumrindenzeuch gethan, und so unter einer Presse sein Saft rein ausgedrückt, der im ungekochten Zustande, ein tödtendes Gift ist. Hierauf schlägt man das Mehl durch ein Haarsieb und trocknet es in einem kupfernen oder irdenem Geschirr über dem Feuer, während man es mit einem hölzernen Löffel oder Spatel umrührt. Die Brasilier backen aus diesem Mehle

Kuchen, die unserm Zwieback gleichkommen, und nehmen solche auf ihren Reisen und Kriegszügen mit sich, wo es dann mit etwas Wasser aufgegossen die Stelle von Speise und Trank vertritt. Hat der ausgepreßte Saft der Maniokwurzeln zwei Stunden ruhig gestanden, so findet man auf seinem Boden eine Menge weißen Satzes, welcher getrocknet Tapiokpulver heißt und in Europa Absatz findet. Aus demselben Satze machen sie auch Kuchen, die gebacken, eben den Geschmack haben, wie Waizenbrod. Die Brühe, welche durch Absiedung des Safts erhalten wird, ist eine sehr gesunde Nahrung. — Zuweilen schneidet man diese Wurzel, gleich nachdem sie aus der Erde gezogen ist, in Scheiben und läßt diese vier bis fünf Tage in frischem Wasser, um weich zu werden, *) liegen. Die wilden Brasilier ziehen dieses Verfahren als leichter vor, und rösten die Scheiben auf glühenden Kohlen.

Kocht man eine andere Art von Maniok, so erhält man ein sehr angenehmes, süßen Molken ähnliches Getränk, was Kawimakarera heißt. Diese Wurzel giebt auch gestoßen und im Wasser aufgelös't, ein anderes, Haon genanntes Getränk. Thut man die Kleien aus dem Mehle der nämlichen Maniokart in ein Faß mit Wasser und läßt dieses zur Gährung kommen, so erhält man gleichfalls ein dem Bier ähnliches, starkes Getränk.

*) Vielmehr, um den giftigen Saft auszuziehen.
A. d. U.

Die Brasilier lieben den Tanz sehr. Der ihn begleitende Gesang ist nur eintönig und diese Folge eintöniger Laute ohne alle Melodie hat entweder Krieg oder Liebe zum Gegenstande.

Die Bewohner der innern Gegenden haben nur sehr unvollkommene Begriffe von dem höchsten Wesen. Sie haben unbestimmte und verworrene Ideen von einer allgemeinen Ueberschwemmung, welche das ganze menschliche Geschlecht, mit Ausnahme eines Mannes und seiner Schwester, die nach und nach wieder die Erde bevölkerten, ertränkte. „Sie wissen," sagt Nieuhoff, „nicht, „was Gott sey und haben selbst kein Wort in ihrer „Sprache, welches diesen Begriff bezeichnet, wenn dies „nicht etwa Tuba ist, welches ein Wesen vorzugsweise „bedeutet." Mit diesem Namen benennen sie den ihrem Lande, so wie überhaupt in den andern Gegenden der heißen Zone, so häufigen und so furchtbaren Donner, der nicht nur ein Gegenstand des Entsetzens, sondern auch eines religiösen Cultus ist. Weder vom Himmel, noch von der Hölle haben sie einen Begriff, obgleich eine alte Sage sie zu dem Glauben veranlaßt, daß die Seele unsterblich sey, aber entweder in die Wohnung der Teufel geführt, oder eines hohen Glücks, tanzend und singend in lieblichen Gefilden jenseits der Gebirge, theilhaftig werde. Diese reizende Gegend wird aber nur durch alle die Wackeren beider Geschlechter bewohnt, welche eine große Menge Feinde erlegt oder verzehrt haben, inzwischen diejenigen, welche ihr Leben in vollständiger Ruhe zubrachten und sich nie durch kriegerische

Thaten auszeichneten, vom bösen Geiste gemartert werden, der bei ihnen verschiedene Namen hat.

Ob sie gleich keine religiöse Ceremonie ausüben, so suchen sie doch den Zorn des übelthätigen Geistes durch gewisse Opfer, welche an die Spitze in die Erde befestigter Stangen aufgehängt sind, zu besänftigen. Sie haben auch Priester oder besser Zauberer, die sie bei allen wichtigen, hauptsächlich den Krieg betreffenden Angelegenheiten befragen. Sie haben keinen Begriff von der Unterwürfigkeit, die bei andern Völkern vielleicht ursprünglich von der Religion stammte oder von dem Glauben, welcher den moralischen Einfluß der Gottheit anerkennt. Tiefe Verehrung weihen sie aber dem Klugen und Tapfern und treiben ihre Achtung für einen Mann, der die größte Zahl Feinde erschlug, bis zur Anbetung. Selten erheben sich in ihren Gemeinden Streitigkeiten, obgleich kein Gesetz solche verbietet. Wird Jemand in einem Zanke, der seinen Ursprung dem Rausche oder irgend einer andern Veranlassung verdankt, getödtet, so wird der Verbrecher den Verwandten des Ermordeten überliefert, die ihn, ohne Anstand, dem Geiste des Verstorbenen opfern. Ein lärmendes Fest feiert dann die Versöhnung beider Familien und die Ursache der Zwietracht ist auf ewig vergessen.

Ihre Fürsten, oder vielmehr ihre Oberhäupter und deren Nachkommen, zeichnen sich durch den Schnitt ihrer Haare und durch die Länge der Daumennägel

aus. Doch ist letzteres Zeichen nach Nieuhoff, einzig der Person des Oberhaupts eigen. Seine Söhne können die Nägel der andern Finger lang tragen, aber die der Daumen nicht.

Einige frühere Schriftsteller schreiben die häufigen Kriege zwischen den verschiedenen, auf der weiten Fläche Brasiliens zerstreuten Stämmen ihrem Geschmacke an Menschenfleisch zu. Nieuhoff, der sich hier lange aufhielt, versichert, daß die todt gebornen Kinder von ihren Aeltern verzehrt würden und diese deren Fleisch sehr schmackhaft fänden. Mag diese Angabe wahr seyn oder nicht, so scheint es gewiß, daß nie Eigennutz oder Ehrgeitz die Brasilier zum Kriege veranlaßten; aber wohl die ihren Verwandten oder Freunden zugefügten Beleidigungen.

Der Aelteste oder der Geschickteste des Stammes bestimmt den Beginn der Feindseligkeiten und erregt durch seine Reden während dem Zuge den Haß seiner Leute gegen die Feinde. Ihre Waffen bestehen aus einer etwa sechs Fuß langen, vorn einen Fuß breiten und einen Zoll dicken Keule von Ebenholz und in einem Bogen von demselben Holze. Die Sehnen sind aus gesponnener Baumwolle und die Pfeile, Uba genannt, aus wildwachsendem Rohre verfertigt. Ihre Spitze besteht aus hartem Holze, Knochen oder Fischzähnen und ist in der Regel sehr spitzig. Einige haben mehrere Spitzen, Andre nur eine. Manche Stämme bedienen sich des Bogens nicht, sondern schleudern die

Pfeile mit der Hand auf den Feind. Ihre ganze Kriegsmusik besteht aus einer Pfeife, die aus den Knochen eines erlegten Feindes gemacht ist. Wer in vorhergehenden Kämpfen die ausgezeichnetsten Beweise von Tapferkeit gegeben hat, führt die Andern gegen den Feind. Man sucht sich wechselseitig zu überfallen und die größte Ehre wird durch die Zahl der gemachten Gefangenen bewirkt. Man tödtet diese und frißt sie mit vieler Feierlichkeit. Ihr Geschmack am Menschenfleische scheint sie aber nicht verleitet zu haben, auf dem Schlachtfelde gebliebene Feinde, wohl aber die lebend in ihre Hände gefallenen zu speisen. Stadius, ein Teutscher, in Portugiesischen Diensten stehender Offizier, erzählt merkwürdige Dinge im Betreff der Behandlung der Gefangenen. Er brachte selbst neun Jahre in den Banden der Topinambo's mit vielen andern Gefangenen zu und hatte, als solcher, ein grausames Loos zu erwarten, dem er nur durch unglaubliche Anstrengung von List und Muth entgieng. Lery, der Herrn de Villegagnon auf seiner Expedition nach Brasilien im Jahr 1556 begleitete und dort sich eine Zeit lang aufhielt, stimmt mit Stadius völlig überein. Mehrere, von diesen beiden Reisenden nicht erwähnte, Thatsachen hat ein Portugiesischer Schriftsteller nachgetragen. (Purchas Pilgrams. IV. p. 1234). Die Brasilier bewahrten die Schädel ihrer, auf dem Schlachtfelde erschlagenen, oder nach dem Siege geschlachteten Feinde sorgfältig auf und zeigten sie, als Zeugnisse ihrer Tapferkeit, prahlend den Fremden. Ihre Helden schnitten sich tiefe Wunden zum Gedächtniß ihrer Thaten ein,

und je mehr diese ehrenvollen Zeichen ihrer Tapferkeit sie entstellten, desto mehr wurden sie von ihrem Stamme geachtet.

Die Vielweiberei fand bei allen Brasilischen Völkern Statt. Jeder Einzelne heirathete so viel Weiber, als ihm gefiel und verstieß sie mit derselben Leichtigkeit wieder. Ehebruch ward aber mit dem Tode gestraft. Die Weiber sind sehr fruchtbar und wenig unzeitigen Entbindungen unterworfen. Der Geburt folgen hier nicht die Zufälle, welchen die Frauen in civilisirten Ländern ausgesetzt sind. Kaum sind sie entbunden, so begeben sie sich allein an das nächste Wasser, baden sich in demselben, befestigen das Kind mit einer Art von Schärpe an ihrem Halse und kehren, ohne den mindesten Nachtheil zu spüren, zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück. Einige Schriftsteller melden, daß unmittelbar nach der Geburt eines Kindes, die Väter die seltsame Sitte haben, sich in die Hangmatte zu legen und in derselben 24 Stunden zu bleiben, während deren ihnen alle Art von Aufmerksamkeit erzeigt wird.

Den Verlust ihrer Kinder beklagen die Mütter durch drei oder viertägiges Geheule und Jammern. Bei dem Tode der Aeltern raufen sie sich die Haare aus und werfen sie auf den Leichnam, den sie mit der zärtlichsten Rührung anblicken. Sie erzählen gern des Verstorbenen Thaten und erheben seine Eigenschaften und Tugenden mit Enthusiasmus. Nach einiger Zeit wird

der Leichnam senkrecht in einer kreisförmigen Grube beerdigt und war er ein Familienoberhaupt, so werden sein Federschmuck, sein Halsband und seine Waffen mit ihm begraben.

Wechselt ein Stamm den Ort seines Aufenthalts, was oft geschieht, so werden einige große Steine auf die Gräber der am meisten verehrten Aeltern gelegt und nie nähern sie sich diesen Denkmalen des Schmerzes und der Trauer, ohne die Luft von ihren Klagen ertönen zu lassen.

Die Brasilischen Weiber folgen ihren Männern in den Krieg und auf die Jagd. Während letztere bloß ihre Waffen tragen, sind die armen Weiber nicht nur mit ihren Kindern, sondern auch mit den für dem Zug erforderlichen Proviant und andern Reise=Bedürfnissen beladen. Bei Annäherung der Nacht hängen sie ihre Hangmatten an Bäume oder an lange Stangen und schützen sich gegen den Regen mit Palmblättern. Diese Hangmatten bilden den wichtigsten Theil ihres Hausraths; es sind baumwollene Netze von 6 bis 7 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Einige Stämme machen sie so groß, daß sie 4, ja selbst 6 Personen fassen können. Ihr Trinkgeschirre, Tassen u. s. f. sind aus Flaschenkürbissen verfertigt, von denen manche sechszig Maas fassen. Die Brasilier essen und trinken zu verschiedenen Stunden. Während ihres Mahls trübt keine Sorge ihren Genuß. Sie vergessen selbst die ihnen widerfahrnen Beleidigungen, bis ihre Eßlust gestillt ist.

Lery, der sich lange unter ihnen aufhielt, läßt ihrer Mäßigkeit Recht wiederfahren. „Sie leben gewöhnlich „von zwei Arten Wurzeln, dem Aipy und dem Ma- „niok, die in einem so fruchtbaren Lande, wie Brasi- „lien, wenig Mühe im Anbau erfordern. Auch giebt „es Mais im Ueberflusse und eine ungeheure Men- „ge der trefflichsten, zwischen den Wendekreisen einhei- „mischen Obstarten. Diese vegetabilischen Producte „bieten, in Verbindung mit dem Ertrage der Fischerei „und der Jagd, den Eingebornen eine hinreichende „Menge guter und gesunder Nahrungsmittel dar.“

Bei Tages Anbruch verläßt gewöhnlich der Mann mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, seine Hütte, um wilde Thiere zu tödten, den Vögeln Schlingen zu le- gen oder im Meere oder in einem benachbarten Flusse zu fischen, während seine Frau bei den Pflanzungen beschäftigt ist oder ihren Mann begleitet, um den Er- trag der Jagd oder der Fischerei nach Hause zu schaf- fen. Zuweilen graben sie Gruben in die Erde und werfen Aas hinein, welches sie mit Zweigen und Blät- tern bedecken, um ihre Beute anzulocken und in der Grube zu fangen. Sie bedienen sich dazu auch einer unförmlichen Falle von Holz. Den Vögeln, deren es hier eine ungemeine Menge giebt, stellen sie mit Schlin- gen nach. Ihr Fischergeräthe besteht in einer Schnur und einer Angel, an welche sie Erdwürmer, oder Meer- krebse, oder kleine Fische befestigen. Wenn sie auf hoher See fischen wollen, so bedienen sie sich eines starken eisernen Hakens, an dem sie Aas zum Köder

befestigt haben. Sie entfernen sich oft eine beträchtliche Strecke von der Küste auf einer Art Floß, das aus drei zusammen gebundenen Holzstücken besteht, und Igapeda genannt wird.

Ehemals war Gastfreundlichkeit eine, unter den Urbewohnern herrschende Tugend und bevor das Benehmen der Europäer Mißtrauen und Verdacht erweckte, wurden Fremde von ihnen liebreich und mit einer Art Höflichkeit aufgenommen. Ueberall, wo sich Fremde zeigten, wurden sie von Frauen umgeben, die ihnen die Füße wuschen und gegen sie die größte Güte bezeigten. Keine Sorge, keine Mühe ward gespart, um sie gut zu behandeln. Verließ man die Familie, bei der man anfänglich aufgenommen war, in der Hoffnung, es bei einer Andern besser zu haben, so ward dies als eine unverzeihliche Beleidigung angesehn.

Damals, als sie noch so gastfrei waren, empfiengen sie ihre eignen Angehörigen nach einer langen Reise mit offnen Armen und thränenden Augen, indem sie ihre Stirn gegen die Brust der rückkehrenden stießen, um den Kummer auszudrücken, den sie durch deren Abwesenheit erduldet hätten.

Die Gemeinschaft der Güter findet bei allen wandernden und wilden Stämmen Statt. Aber zu der Zeit, von der wir reden, waren die Brasilier in der Civilisation schon weit genug vorgerückt, um über das Eigenthumsrecht richtige Begriffe zu haben. Wer ein Feld

anbaute, hatte auch nur das Recht, dessen Ertrag zu ärndten. Stellte eine Familie eine Jagd oder einen Fischfang an, so erhielt bloß der Cazike oder die ihrer Verwandten, welche durch Krankheit dem Zuge beizuwohnen, verhindert worden waren, einen Theil der Beute. Wer dieser Gewohnheit entgegenhandelte, wurde einer harten Strafe unterworfen.

Sie haben kein Zeitmaaß. Doch wissen sie ihr Alter zu zählen, indem sie in jedem Jahre eine Kastanie bei dem Aufgange des, Taku (Regenstern) genannten, Sterns zurücklegen.

Von vielen in Europa bekannten Krankheiten weiß man in Brasilien nichts. Die Eingebornen wenden bloß einfache Mittel an und spotten über unsere zusammengesetzten. Sie bedienen sich des Schröpfens, gebrauchen aber dabei statt des Schröpfeisens den Zahn einer Lamprete, die Kakaon heißt, und ohne den sie nie ausgehen. Aus dem geschröpften Theile ziehen sie das Blut mittelst Aussaugen durch eine hörnerne Tasse. So wie einer ihrer Freunde oder Verwandten krank wird, versammeln sie sich, und jeder räth das Mittel, welches ihm eigne Erfahrung auf das wirksamste kennen gelehrt hat. — Oft lassen sie die hörnerne Tasse weg und verrichten das Aussaugen mit dem Munde, wodurch sie aus dem leidenden Theile alle bösen Säfte zu entfernen mit Recht behaupten. — Sind alle Heilmittel fruchtlos und giebt man den Kranken verloren, so faßt man den Entschluß, wie Nieuhoff behauptet, ihn

mit Keulen zu tödten, indem man glaubt, es sey ruhmvoller, seine Lebensbahn so zu schließen, als ein elendes Leben in Schmerzen zu verlängern.

So waren die Brasilier zur Zeit der Entdeckung ihres Landes durch die Portugiesen, ein talentvolles, leicht zu regierendes und für jede Kunst und Wissenschaft, die man ihm hätte lehren wollen, empfängliches Volk. Wahr ist's, daß sie wenig zur Arbeit geneigt, und ihre Bedürfnisse beschränkt und leicht gestillt waren. So lange man sie mit Güte behandelte, widersetzten sie sich keinesweges der Besitznehmung ihrer Ländereien durch Fremde, dies mochte auf einem Punkte ihres Landes geschehen, auf welchem es wollte.

Die neuen Ankömmlinge, die in ihrem Mutterlande als die Hefen der Gesellschaft betrachtet wurden, und hier ihre Lage ungemein verbessert fanden, benutzten alle Gelegenheiten, sich die Zuneigung der Eingebornen zu erwerben. Sie hatten von Madeira Sprößlinge vom Zuckerrohr mit sich gebracht, welche sie pflanzten und mit großer Sorgfalt anbauten. Die Fruchtbarkeit des Bodens veranlaßte eine große Zahl der Bewohner anderer Theile America's, sich mit diesen Colonisten zu vereinen. Jedes Familienhaupt war hier zugleich Ackerbauer und Soldat. Er nahm so viel Land ein, als er und seine Familie anbauen konnten, und übte sich täglich in den Waffen, um sein Eigenthum vertheidigen zu können. Daher rührt der Name: Capitanerie, der jedem Bezirk gegeben wurde und den sie noch führen, obgleich die Lage der Dinge nicht mehr dieselbe ist.

Etwa 50 Jahre nach Entdeckung Brasilien's fieng der Wohlstand dieser Colonie an, die Aufmerksamkeit Portugal's auf sich zu ziehen und König Johann III. wiederrufte im J. 1549 zu seiner Schande die, den ersten Eigenthümern ertheilten Privilegien. Thomas de Souza ward zum Gouverneur Brasilien's ernannt, welcher in demselben Jahre von Lissabon nach dieser Colonie mit 6 Kriegsschiffen und einem bedeutenden Truppencorps, so wie in Begleitung von 6 Missionaren aus dem Jesuiten-Orden, absegelte.

Dritter Abschnitt.

Ankunft eines portugiesischen Gouverneurs in Brasilien. — Dessen unpolitisches Betragen. — Charakter der Missionare. — Fruchtloser Versuch der Franzosen, eine Colonie in Brasilien zu gründen.

Kaum war der neue Gouverneur in Brasilien gelandet, als er sich mit den Eingebornen veruneinigte. Durch seine eignen Bemerkungen und die Berichte der Colonisten von ihrem sanften und friedlichen Charakter überzeugt, beschloß er, sie zu Sclaven zu machen. Aber trotz der Gelehrigkeit, deren die Brasilier fähig seyn mochten, fehlte es ihnen nicht an Einsicht, das Joch zu erblicken, was man ihnen auflegen wollte, und sie waren entschlossen, durch Gewalt das tyrannische Verfahren zurückzuweisen. Ihre Menge und ihr Muth würden

wahrscheinlich, ohne Vermittlung der Jesuiten, diese aufblühende Colonie bald zerstört haben, welche durch ihr sanftes, liebevolles Betragen sich die Zuneigung der Eingebornen erworben hatten. Diese frommen Missionare bestimmten einen großen Theil der Küstenbewohner, die Hände zu einer Versöhnung mit den Colonisten zu bieten, inzwischen die andern Eingebornen von keinem Vergleiche hören wollten und sich in das innere Land zurückzogen und jeder Verbindung mit den Portugiesen, ihren Unterdrückern, entsagten.

Es ist eine traurige, aber durch einstimmige Zeugnisse der Reisenden beglaubigte Thatsache, daß die Eingebornen aller Gegenden, in welche die Europäer drangen, verdorben wurden, daß ihre ursprüngliche Einfalt verloren gieng und die Mittel ihres Lebensunterhalts unsicherer und schwieriger gemacht wurden, ohne daß sie deshalb einige Fortschritte in den Künsten, der Manufactur-Industrie, den Wissenschaften und der Gesetzgebung gemacht hätten. Manche Schriftsteller, welche diese Wahrheit nicht läugnen oder entstellen konnten, schreiben die Ursache dieses Uebels dem wilden, ungeselligen Charakter des uncivilisirten Menschen zu. Aber ein flüchtiger Blick auf die drückende, oder vielmehr grausame Behandlung, welche die Colonisten jedes europäischen Volks gegen ihre Wirthe ausübten, zeigt deutlich das Irrige und Ungerechte dieser Meinung. Ohne uns hierüber in weitere Untersuchungen einzulassen, bemerken wir nur, daß die Raubsucht und Ungerechtigkeit der Europäer nothwendig einen Trieb zur Wiedervergeltung

und Rache in den Herzen dieser Naturmenschen gegen die Urheber ihrer Uebel erzeugen mußten, deren Wuth und Laune sie fortwährend zum Schlachtopfer dienten, statt daß ein entgegengesetztes Benehmen sie unfehlbar durch die Gefühle der Dankbarkeit und des Wohlwollens an die Europäer gefesselt haben würde.

Will man noch an der Wirkung der Güte und Menschenfreundlichkeit auf wilde Völker zweifeln, so vergleiche man den, durch die Jesuiten während kurzer Zeit in Südamerica erhaltenen, Erfolg mit dem der spanischen und portugiesischen Heere in demselben Lande während zwei Jahrhunderten. „Während eine Menge Soldaten," sagt der beredte Raynal „gebraucht ward, um zwei „große Reiche in Wüsten, von nomadischen Barbaren „bewohnt, zu verwandeln, hatten die Missionare einige „kleine wandernde Stämme in große cultivirte Völker „umgebildet." In Brasilien verbreiteten sich beherzte Männer unter den verschiedenen Stämmen der Eingebornen und, wenn gleich einige derselben das Opfer des Hasses gegen den portugiesischen Namen wurden, wagten Andere, ohne von dem Schicksale ihrer Vorgänger zurückgeschreckt zu werden, sie zu ersetzen. Durch Friede und Liebe beseelt, gewannen endlich diese Missionare das Zutrauen der Urbewohner. Wo sie sich zeigten, begrüßte man sie mit Freudengeschrei und führte sie vor die versammelte Familie, welche sie zu guten Sitten, Gerechtigkeitsliebe, brüderlicher Barmherzigkeit und Abscheu für Menschenblut ermahnten. Da sie mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens große Erfah-

rung und vollendete Klugheit verbanden, suchten sie nicht durch Gewalt tief eingewurzelte Vorurtheile zu zerstören, auch nicht mit Heftigkeit ihren Aberglauben anzugreifen; ließen aber keine, für die Absicht und den Erfolg ihrer Sendung taugliche, Veranlassung unbenutzt. Man kann nicht zweifeln, daß ihnen die Civilisirung der wilden Stämme gelungen wäre, wenn man ihnen Zeit gelassen hätte.

Nach der Aufhebung ihres Ordens wurde die Bekehrung dieser Völker Missionaren aus einem weit strengern und weniger aufgeklärten Orden anvertraut, die mit einem Male den Glauben der Eingebornen vernichten, katholische Dogmen an dessen Stelle setzen und sie zwingen wollten, den von ihnen gepredigten Glauben anzunehmen. Diese Unternehmung ward abe endlich ganz aufgegeben. Die Brasilier blieben also in dieser Hinsicht so wenig aufgeklärt, als sie bei der ersten Landung der Portugiesen waren, und sind es noch.

Als der Gouverneur sich völlig von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die Eingebornen zu Sclaven zu machen oder sie zu den Arbeiten des Ackerbau's zu zwingen, so faßte er den eben so ungerechten, als grausamen Plan, sie durch eine hinreichende Zahl Neger zu ersetzen, welche er aus den erst kürzlich in Afrika angelegten Niederlassungen bezog. Kaum war die Stärke dieser Unglücklichen an die Stelle der schwachen Bemühungen der Eingebornen getreten, als sich der Bau

des Zuckerrohrs beträchtlich vermehrte und in dem Maaße zunahm, in welchem nun der, vorher nur als Arznei gebrauchte, Zucker ein Gegenstand der Consumtion ward.

De Souza benutzte den Stillstand der Feindseligkeiten, welchen das kluge und gemäßigte Benehmen der Jesuiten bewirkt hatte, um die Stadt San-Salvador zu erbauen. Kaum war diese Arbeit vollendet, als der zunehmende Wohlstand dieser Colonie, um den alle Handelsplätze Europa's wußten, die Habsucht der Franzosen rege machte. Zu dieser Zeit waren Frankreichs Angelegenheiten in der größten Verwirrung und der Kampf zwischen der römischen Kirche und den Kalvinisten hatte seine größte Höhe erreicht. Eine bedeutende Zahl thätiger und erwerbsamer Hugenotten wünschte einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen, welche sie in ihrem Vaterlande bedrohten, zu finden. Unter dieser Zahl war auch Nikolaus Durant, Herr von Villegagnon, Malteser-Ritter und Vice-Admiral von Bretagne. Er faßte, zu Nantes gemißhandelt, den raschen Entschluß, das Reich zu verlassen und eine Colonie nach einem entlegenen Lande zu führen. Da seine Absichten auf Brasilien gerichtet waren, entwarf er einen Plan zu Anlegung einer dortigen Niederlassung, und unterwarf ihn der Prüfung des Admirals von Frankreich, Gaspard de Colygny, dessen Unterstützung er sich zur Ausrüstung eines, für diesen Zweck bestimmten Geschwaders erbat. Der Admiral, der eben so durch seine Verdienste und Tugenden, als durch seine lebhafte Anhänglichkeit an die Sache der Reformirten ausgezeichnet war, ver-

sprach ihm allen von ihm abhängenden Beistand. Er hoffte auf diese Art in der neuen Welt eine protestantische Colonie zu gründen, welche dieser Religionspartheі, deren damalige Lage in Frankreich rettungslos war, einen Zufluchtsort gegen die Wuth ihrer Verfolger geben könnte. Er stellte daher dieses Project König Heinrich IV. unter einem so vortheilhaften Gesichtspunkte dar, daß dieser Monarch ihn bevollmächtigte, drei große Schiffe auszurüsten, auf denen sich eine Menge Abentheurer einschifften. Diese kleine Flotte lief im Mai 1555 von Havre de Grace nach Brasilien aus, und langte nach einer schwierigen und ermüdenden Ueberfahrt im folgenden November daselbst an.

Diese Colonie landete auf einem wüsten, unfruchtbaren Felsen und gründete nach weiterem Vordringen in das Land an einem, ihren Absichten entsprechenden Orte, in der Nähe des Wendekreises des Steinbocks, ein tüchtiges Fort, um sich gegen die Angriffe der Eingebornen und der Portugiesen zu schützen. Es erhielt den Namen Coligny. Von hier aus legte Villegagnon dem Admiral Rechenschaft von seiner Expedition und deren Resultaten ab, indem er bemerkte, daß, wer den Genüssen Europa's entsagen und mit Geflügel, Fischen und andern Nahrungsmitteln, an denen das Land reich sey, zufrieden seyn könne, einen sichern Zufluchtsort in dem, von ihm in Brasilien erbauten Fort finden würde.

Coligny theilte dieses Schreiben dem berühmten Reformator Calvin in Genf mit, der ein Dutzend

Genfer Protestanten veranlaßte; diese wachsende Niederlassung zu vermehren. Dupont, ein wackerer und verständiger Mann ward für die Organisation dieser Auswanderung zugleich mit zwei Predigern, Pierre Richer, ehemaligem Karmeliter und Guillaume Chartier bestimmt. Sie begaben sich von Genf nach Chatillon, um den Admiral zu besuchen, welcher sie sehr gefällig aufnahm. Durch seine Unterstützung und ihr persönliches Ansehen gestärkt, gelang es ihnen bald 300 Mann zusammenzubringen, welche sich im November 1556 zu Honfleur auf drei Schiffen einschifften und am 7ten März 1557 am Fort Coligny anlangten, wo sie mit größter Freude empfangen wurden.

Inzwischen genoß diese Colonie nicht lange die Ruhe, welche ihr eine so lachende Aussicht darbot. Villegagnon, der sich Anfangs nur als einen so eifrigen Kalvinisten gestellt hatte, um seine Plane besser auszuführen, nahm die Maske ab und veruneinigte sich öffentlich mit dem Prediger Richer, welcher mit seinem ganzen Gefolge verjagt ward. Diese Verwiesenen ließen sich am Ufer des Rio Janeiro, in einer weiten Entfernung oberhalb dem Fort nieder und blieben hier acht Monate, nach deren Ablauf sie nach Frankreich zurückkehrten, und ein so wenig vortheilhaftes Gemälde des heuchlerischen Betragens Villegagnon's entwarfen, daß der Admiral, der bei Ausführung seines Plans keinen Vortheil für die Protestanten sah, keinen Theil mehr an den Fortschritten dieser Niederlassung nahm.

Als Villegagnon sich so sich selbst überlassen sah, setzte er die Colonie in den besten Vertheidigungsstand und kehrte nach Frankreich zurück, um die übeln über ihn verbreiteten Gerüchte zu zerstreuen. Da aber alle seine Bemühungen fruchtlos waren, begab er sich in ein Kloster und beschäftigte sich bis an seinen Tod mit Abfassung von Schriften gegen die Protestanten. Seine Abwesenheit benutzten die Portugiesen zum Angriffe der neuen Ansiedler, und im folgenden Jahre gelang es dem Gouverneur Brasilien's, Emanuel de Sa die zurückgebliebenen Franzosen zu besiegen und ihr Fort zu zerstören.

Während der kurzen Zeit, daß die Franzosen diese Niederlassung besaßen, knüpften sie mit den Eingebornen engere Verbindungen an, als dieses in 50 Jahren den Portugiesen möglich gewesen war. Dies kann man theils dem umgänglichen Charakter der Franzosen, theils dem Umstande zuschreiben, daß vor 20 Jahren ein Schiff aus der Normandie an Brasilien's Küste gescheitert war. Ein Theil der Mannschaft hatte sich gerettet und bei tieferem Eindringen in das Land sich mit den Eingebornen verheurathet. Sie waren der französischen Colonie höchst nützlich.

Seit dieser Zeit genossen die Portugiesen noch lange ihre hiesigen Besitzungen in Ruhe, bis der Kapercapitän Riffaut auf einer Insel des Maranhon landete. Dieser Seemann verband sich mit dem Oberhaupte der Insel so innig, daß dieses ihn bat, eine Niederlassung

daselbst anzulegen und allen Beistand dazu versprach. Rliffaut gieng mit Freude in die Absichten des Insulaners ein, und traf nach seiner Rückkunft in Frankreich so nachdrückliche Maaßregeln, daß er sich bald im Stande sah, drei Schiffe auszurüsten, mit denen er unter den glücklichsten Aussichten absegelte. Da sich aber das Schiffsvolk vor der Ankunft empört hatte und die zwei größeren seiner Schiffe an der Küste gescheitert waren, mußte er zurückkehren. Einige seiner Leute, unter denen ein junger Edelmann Devaux war, blieben lieber bei den Eingebornen, die sie sehr freundlich empfangen hatten. Letzterer von lebhaftem und unternehmendem Geiste beseelt, gewann durch mehrere, den Brasiliern bei verschiedenen Gelegenheiten geleistete, wichtige Dienste ihr Vertrauen und ihre Liebe. Sie thaten ihm dieselben Vorschläge, welche das Oberhaupt früher an Riffaut gemacht hatte. Er benutzte daher die erste Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren, um Mittel zur Realisirung seines Plans auszufinden. Bei seiner Ankunft in Frankreich wendete sich Devaux an König Heinrich IV., dem er die großen Vortheile, welche für sein Reich durch eine solche Niederlassung bewirkt werden würden, entwickelte. Aber dieser Fürst wollte den Versicherungen dieses jungen Abentheurers nicht unbedingt glauben, und ließ ein kleines Schiff unter Commando des Hrn. Rivadier, auf dessen Bericht er sich verlassen konnte, ausrüsten und diesen von Devaux begleiten. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in Brasilien kehrten sie nach Frankreich zurück, und mußten mehrere Reisen machen, um die Re-

gierung zu dem Entschlusse zu vermögen, sich ernstlich mit dem Gegenstande ihrer Sendung zu beschäftigen.

Endlich fieng man an, ein starkes Geschwader auszurüsten, als die Ermordung Heinrich's IV. diesen Plan zerstörte. Allein Hr. Rivadier war von der Möglichkeit in Brasilien eine vortheilhafte Niederlassung gründen zu können, so überzeugt, daß er sein ganzes Vermögen zu dieser Unternehmung verwendete, und selbst mehrere seiner Freunde vermochte, ein Gleiches zu thun. Durch ihre vereinten Bemühungen gelang es ihnen, drei große Schiffe auszurüsten, auf denen er und 300 Mann von Cancale an der Küste Bretagne's absegelten und bald darauf auf der Insel im Maranhon frisch und gesund anlangten.

Die erste Sorge Hrn. Rivadier's war ein Fort auf dem Gipfel einer, neben dem besten Haven der Insel und zwischen zwei, auf beiden Seiten laufenden, und sich dann in das Meer ergießenden Flüssen, liegenden Höhe zu erbauen. Es ward mit 22 Stück Geschütz besetzt und Alles schien dieser Colonie den besten Erfolg und reichen Wohlstand zu versprechen, als etwa zwei Jahre nach ihrer Gründung der portugiesische Gouverneur Brasilien's, Don Jeronimo d'Albuquerque, mit einer starken Flotte vor der Bai erschien und das Fort schnell zur Uebergabe nöthigte. Auf seinen Befehl wurden alle Festungswerke geschleift. Dies war der Ausgang der Versuche der Franzosen, sich in diesem fruchtbaren Lande niederzulassen.

Besser gelang es den Holländern hier Colonien zu gründen, obwohl ihr unpolitisches Benehmen sie endlich gleichfalls der Macht der Portugiesen unterliegen machte.

Vierter Abschnitt.

Einfall der Holländer in Brasilien. — Ihre Eroberungen in diesem Lande. — Muthvolles Benehmen des Admirals Pater.

Als im Jahre 1581 die Krone von Portugal an Philip II., König von Spanien, kam, ward er zugleich Herr Brasiliens und aller portugiesischen Colonien in Ostindien.

Die Geschichte stellt das Gemälde der Tyrannei und Grausamkeit auf, welche die Niederlande zwangen, das spanische Joch von sich zu werfen. Dies gelang den Vereinigten Staaten, welche die Verfassung einer Republik annahmen, und durch ihre Handelsthätigkeit sich bald zu einem bedeutenden Gewichte in der politischen Wagschale Europa's erhoben. So wie ihre Unabhängigkeit fest gegründet war, griffen die Holländer ihren Feind auf den fernsten Meeren, am Indus und Ganges und an den Küsten der Molucken an, welche seit Portugals Vereinigung mit Spanien, letzterem Reiche gehörten. Durch Errichtung einer Ostindischen Compagnie hatte dieser

unternehmende Freistaat solche ungemein große Vortheile erhalten, daß er im J. 1624 auch eine westindische Compagnie errichtete, von der er sich denselben Erfolg in Afrika und America versprach. Die erste Unternehmung dieser Gesellschaft war der Angriff Brasilien's.

Die von dem Zustande Brasilien's und von den wenigen Hindernissen einer Landung an den Küsten desselben, welche eine Ausdehnung von 720 geogr. Meilen haben, genau unterrichteten Holländer, eilten ein Geschwader unter dem Befehle von Jakob Willikens auszurüsten. Als er in der Allerheiligen-Bai angekommen war, marschirte er gegen die Hauptstadt San Salvador, die ihm eine leichte Eroberung darbot. Da der portugiesische Gouverneur, Dom Diego de Mendoza, feig die Flucht ergriffen hatte, ohne den Platz zu vertheidigen, versammelte der Erzbischof Michael Texeira, ein Sprößling eines der ältesten spanischen Häuser, ohne sein hohes Alter in Betracht zu ziehen, die gesammten Geistlichen und Mönche um sich, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, auf kurze Zeit dem heiligen Charakter, mit dem sie bekleidet wären, zu entsagen und bewegte sie, die Waffen zu ergreifen. Verlassen vom Gouverneur, von den Soldaten und Einwohnern vertheidigten sie sich eine Zeitlang tapfer und zogen sich endlich in eine benachbarte Stadt zurück. Hier wurden sie aus Soldaten, Ingenieurs, befestigten unter Leitung des Erzbischofs den Platz, und machten dem Feinde so viel zu schaffen, als wenn er die bestdisciplinirten Truppen vor sich hätte.

Die Eroberung dieser Stadt machte die Holländer zu Eigenthümern einer ungeheuern Beute, und zu Herren des beträchtlichsten und volkreichsten Bezirks Brasiliens, setzte sie auch in eine genugsam vortheilhafte Lage, um die ganze Colonie erobern zu können. Allein das ihr drohende Unglück ward durch den Heldenmuth des Erzbischofs abgewendet, der den Titel General-Capitán, wie er sagte, auf Befehl des Himmels in der dringenden Noth des Landes, angenommen hatte.

Man erfuhr kaum den Einfall der Holländer in Brasilien in Portugal, als sich nicht nur in Lissabon, sondern auch durch das ganze Reich die größte Bestürzung verbreitete. Was sie noch erhöhete, war der Gedanke, daß das spanische Ministerium diesen Vorfall nicht ungern sähe, da er die Macht und den Reichthum der portugiesischen Großen vermindern mußte, die den größten Theil ihrer Grundbesitzungen in Brasilien hatten. Vielleicht hatte der damalige König von Spanien, Philipp IV., keine edleren Grundsätze; aber er fühlte, daß die Majestät des Throns von ihm einige Anstrengung fordere, zum Vortheile seiner jenseits des Meeres wohnenden Unterthanen einige Hülfe zu schicken. In Gefolge dieses ließ er Schreiben an den vornehmsten Adel Portugal's ergehen, in welchen er ihn zu großmüthigen Opfern für den gegenwärtigen unglücklichen Zustand der Colonieen aufforderte. Die Reichen gaben Beiträge aus ihren Schätzen; Andere warben Truppen. Alle zeigten sich bereit, persönlich an der Expedition Theil zu nehmen. Kurz, die Portugiesen von jedem Stande zeigten einen

solchen Enthusiasmus und eine solche Energie, daß sie in drei Monaten eine Flotte von 26 Segeln in vollem Stande hatten. War es Langsamkeit, oder Politik von Seiten Spaniens, die Flotte des letztern stieß erst im Februar 1626 mit der portugiesischen zusammen, wo sie unter dem Befehle des Dom Féderigo Toledo-Osoria, Marquis von Valduese, mit 15,000 Mann Truppen am Bord absegelte.

Die Holländer, die Herrn von S. Salvador und der Umgegend waren, fiengen an, sich nach allen Richtungen auszudehnen, wozu sie theils ihre Verachtung der Portugiesen, theils ihre unersättliche Gierde nach Beute veranlaßte. Aber der ehrwürdige Erzbischof ließ ihnen bald ihren Irrthum und ihre Unklugheit fühlen. An der Spitze von 1500 Mann vertilgte er nicht nur mehrere ihrer Streifcorps, sondern nöthigte auch die Uebrigen sich in die Stadt zu flüchten, wo er sie einschloß und in die größte Noth versetzte.

So war der Zustand der Dinge, als die vereinigte spanische und portugiesische Flotte in die Allerheiligen-Bai einlief. Dom Emanuel de Minessez ließ sogleich 4000 Mann ausschiffen und vereinigte sich mit dem Corps, das vor S. Salvador lag. Der holländische Gouverneur, entschlossen, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, ward von seiner, durch Strapatzen und Hunger erschöpften Besatzung gezwungen, die Festung am 20. April zu übergeben. Nach dieser Expedition kehrten die Befehlshaber der vereinigten Flotte

in der Voraussetzung, daß die Holländer eben so wenig ihre Feindseligkeiten gegen Brasilien erneuern würden, als die Franzosen, triumphirend nach Europa zurück.

Der Erfolg zeigte jedoch das Irrige dieser Meinung. Der erbeutete Gewinn entschädigte die Westindische Compagnie hinreichend für ihren Verlust und flößte ihr die Begierde ein, fortan ähnliche Züge zu unternehmen. Ihre Schiffe kehrten in ihre Haven nie, als mit dem von Portugiesischen und Spanischen Schiffen erbeuteten Raube zurück. Das Meer war mit ihren Flotten bedeckt, welche dem Feinde nie wichen, sondern jeder Zeit mit einem Muthe und einer Gewandheit angriffen, der ihnen unter allen Umständen den Sieg sicherte. Während etwa 13 Jahren hatte diese Compagnie 800 Schiffe ausgerüstet, welche ihr gegen 50 Millionen Thaler kosteten. Der Gewinn betrug auf die einzelne Actie nie unter 20 und oft auf 50 von 100. Dieses unerhörte, bloß dem Kriege zu verdankende Glück setzte die Holländisch-Westindische Compagnie in den Stand, zum zweiten Male einen Angriff auf Brasilien zu machen. Sie rüstete sonach eine Flotte von 46 Kriegsschiffen, unter dem Commando des Admirals Lonk aus. Am Borde derselben befand sich ein ansehnliches Corps Landtruppen, unter dem Befehle des Generals Wardemberg. Am 3. Februar 1630 langte die Flotte auf der Höhe von Fernambuco (Olinde), einer der größten und festesten Städte Brasiliens, an.

Am 15ten dieses Monats marschirte der General mit 3000 Mann Landungstruppen nach der Stadt Olinde und fand sie durch drei, mit zahlreichen Besatzungen versehene Forts gedeckt. Er griff sie an und eroberte sie nach einem lebhaften Widerstande. Die Bewohner der Stadt ergaben sich aus Schrecken über des Feindes Glück, obgleich die bekehrten Urbewohner sich wacker hielten und bei dieser Gelegenheit, so wie bei allen übrigen, Muth und Treue, jeder Prüfung fähig zeigten.

Während der General Wardemberg diese Vortheile auf dem Lande erhielt, war der Admiral Lonk auf dem Meere nicht minder thätig und glücklich. Da die Portugiesen ihm keine beträchtliche Macht zur See entgegensetzen konnten, unterwarf er sich in kurzer Zeit die südlich von Olinde liegende Küste. Der Plan der Holländer war, sich so in diesem Lande niederzulassen, daß sie sich darin gegen die ganze Macht Portugal's halten könnten. Dem zu Folge befestigte Admiral Lonk alle Orte, die in seine Gewalt fielen und gab ihnen Besatzung. Auf allen Fall wollte er sich Meister von einer sehr festen Stellung machen, die ihm zur Ausführung seiner Absicht unentbehrlich schien.

Die ganze Küste Brasiliens wird von einer Kette flacher und dicht stehender Felsen begränzt, welche an manchem Orte die Breite von 30, an andern die von 45 Fuß haben. Ohne die Klüfte und einige größere Oeffnungen, welche sich in dieser, von der Natur gebauten Mauer befinden, würde die Annäherung an die eigent-

liche Küste unmöglich seyn. Nördlich von Olinde ist eine sehr breite Durchfahrt, aber das Felsenriff findet man fast vor der Stadt wieder. Bei der Fluth nur können die Einwohner in Schaluppen darüber kommen. Diese Gegend der Klippenkette nennen die Portugiesen: Reciffo, die Holländer: Recief, und die Franzosen, Récif. An der Nordspitze befindet sich eine sehr enge Durchfahrt, durch welche die Schiffe sich der Küste nähern. Zwischen der Felskette und dem Lande liegt eine, fast eine Stunde lange Sandbank, mit dem Namen: Reciffo de Sable, (Sandriff). Auf derselben hatten die Portugiesen ein gutes, mit Geschütz versehenes Fort erbauet, von dem sie glaubten, es sey nicht zu erobern. Der holländische Admiral nahm es und machte durch die, von ihm dort errichteten steinernen Befestigungswerke, dieses Riff zum Hauptsitz seines Handels. In der Folge ward es einer der wichtigsten Orte Brasiliens.

Dieser zweite Versuch der Holländer gegen ihre Länder und die Eroberung der Capitanerie Fernambuco, beunruhigte den Hof von Spanien und Portugal und er entschloß sich, unmittelbar eine hinreichende Macht abzusenden, nicht nur sie zu entfernen, sondern auch das Land vor jedem künftigen Einfalle zu schützen. Die wenige Anhänglichkeit der Portugiesen an den spanischen Hof, die Partheien und Unbestimmtheiten in ihren Berathschlagungen verzögerten lange die Ausführung dieses Plans. Diese Zeit der Unthätigkeit ihrer Feinde benutzten die Holländer zur Verstärkung ihrer Befestigungen, zur Erweiterung

ihrer Eroberungen, und zur Veranstaltung Alles dessen, was zur Vertheidigung gehört.

Kaum war die holländische Flotte nach Europa zurück gekommen, als Admiral Pater nach America mit Verstärkung geschickt ward. Am 1. Mai kam er an den Küsten von Fernambuco an und fand die Stadt Olinde von einem zahlreichen Heere, unter Befehl des berühmten portugiesischen Generals: Albuquerque enge eingeschlossen. Wie aber die holländische Besazzung die Schiffe vor Anker und einen Theil der Truppen am Lande erblickte, machte sie einen so heftigen Ausfall, daß die Belagerer genöthigt wurden, sich nach einem bedeutenden Verluste zurückzuziehn. Diese gerade zu rechter Zeit angelangte Hülfe setzte die Holländer in den Stand, ihre Eroberungen vorzüglich gegen Süden hin auszudehnen. Schon wollten sie San-Salvador zu Wasser und Lande angreifen, als sie Nachricht erhielten, eine spanisch-portugiesische Flotte sey auf der See, um Brasilien zu retten.

Diese Flotte bestand aus etwa 30 Schiffen, unter Commando des Admirals d'Oquenda. Schwach, bei ihrer Abfahrt aus Europa, wurde sie bei den Canarischen Inseln durch 15 und bei den Inseln des grünen Vorgebirges abermals durch 9 Schiffe verstärkt, so daß die ganze Flotte aus 54 großen Schiffen bestand. Der holländische Admiral hatte nur 16 unter seinem Befehle. Dem ungeachtet war er den Feind zu bekämpfen entschlossen. Aber kaum waren beide Flotten einander im Gesicht, als zehn holländische Capitäns die Ungleichheit der Streit-

kräfte bemerkend, die Flucht nahmen und den Admiral mit sechs Schiffen allein ließen, um eine neun Mal stärkere Flotte zu bekämpfen. Dem ungeachtet dauerte die Schlacht lange und war blutig. Mehrere portugiesische Schiffe wurden in den Grund gebohrt. Aber endlich verschwand der Prinz Wilhelm in den Wogen. Bald verursachte ein Schuß in das Admiralschiff S. Barbara, daß es in die Luft sprang und der tapfere Pater das Leben verlor. Die vier noch übrigen holländischen Schiffe mußten flüchten, bewerkstelligten aber dieses mit solcher Geschicklichkeit, daß sie glücklich zu Olinde mit einem genommenen portugiesischen Schiffe ankamen.

Der beträchtliche Verlust des portugiesischen Admirals — er hatte 13 Schiffe verloren, die theils genommen, theils in Grund gesunken waren — verhinderte ihn, etwas gegen Olinde zu unternehmen. Er begnügte sich, der Armee Albuquerque's Verstärkung zu geben und seine Schiffe auszubessern und segelte dann im October nach Lissabon. Auf der Rückfahrt traf er auf vier gut bewaffnete holländische Schiffe, welche ihn, obwohl er 40 Segel unter seinem Befehl hatte, von denen die meisten großen Schiffen angehörten, mit Kühnheit angriffen. In dieser Schlacht verlor d'Oquendo seinen Vice-Admiral, den Capitän seines eigenen Schiffs, 22 andere Capitäne, drei Linienschiffe, zwei Fregatten und 700 Mann. Endlich langte er mit den traurigen Ueberbleibseln seiner Flotte in Lissabon an. Ihm aber ist dies Unglück nicht zu-

zuschreiben. Die Minister zwangen ihn nämlich, trotz seiner dringenden Vorstellungen mit halb ausgerüsteten Schiffen, denen auch die Hälfte der nöthigen Bemannung fehlte, abzusegeln.

Um seinen Fehler zu verbessern, ließ die Regierung sogleich eine andere Flotte ausrüsten, deren Commando dem Don Friedrich de Toledo, der als Seeofficier schon einen großen Ruf sich erworben hatte, anvertrauet ward. Nichts konnte aber vor dem Frühjahre geschehen. In diesem segelte dieser berühmte Admiral mit einer zahlreichen Flotte und einer hinlänglich geachteten Landmacht, um den Krieg zu beendigen und die Holländer aus Brasilien zu verjagen, aus Portugal ab. Aber auch er kehrte, ohne etwas Merkwürdiges gethan zu haben, nach Europa zurück.

Fünfter Abschnitt.

Fernere von den Holländern erfochtene Vortheile über die Portugiesen und Spanier in Brasilien. — Graf Moritz von Nassau wird zum Gouverneur von Brasilien ernannt. — Er wird zurückgerufen.

Die Holländer unterwarfen sich während 7 Jahren, indem sie die Langsamkeit und das unpolitische Verfahren ihrer Feinde benutzten, Fernambuc, Tamarako, Paraiba und Rio-grande. Ihre Unternehmungen

hatten nicht nur in dieser Gegend, sondern auch in andern Punkten America's einen so ungemein glücklichen Erfolg, daß sie vom Jahr 1624 — in welchem die holländisch-westindische Compagnie gestiftet ward — bis 1637 den Spaniern und Portugiesen an Silber und Waaren den Werth von 28 Millionen Thalern abnahmen und von 800 ihnen von Spanien entgegengesetzten Schiffen 547 nahmen oder zerstörten.

Stolz auf den Besitz solcher Schätze, die statt nach Lissabon zu gehen, sich in Amsterdam anhäuften, faßte die westindische Gesellschaft den Entschluß, die Eroberung des ganzen Brasiliens zu versuchen und vertraute die Ausführung desselben dem Prinzen Moritz von Nassau, der mit dem Prinzen von Oranien nahe verwandt war und sich schon in den Diensten der vereinigten Staaten ausgezeichnet hatte. Dieser erwartete voll edler Ungeduld nicht die Vollendung der beträchtlichen Rüstung, welche ihn begleiten sollte, sondern fuhr mit 4 Schiffen und 350 Mann ab. Bei Madera schloß sich Adrian van der Dussen an ihn und er langte am 23. Januar 1637 an dem Orte seiner Bestimmung an. Kaum hatte er seine gut disciplinirten Truppen ausgeschifft, welche Begierde zum Kampfe beseelte und an deren Spitze erfahrene und tapfere Officiere standen, so eröffnete er den Feldzug mit zwei Corps. Das Eine 300 Mann stark, sollte die portugiesische Armee angreifen; das Andre von 600 Mann, war für verschiedne Züge bestimmt, um die Kräfte des Feindes zu theilen und zu beschäftigen, deren be-

trächtlichster Theil zu Porto = Cavallo unter dem Commando des Grafen von Banjola, eines tapfern und erfahrnen Officiers sich beisammen fand. Gegen diesen marschierte Graf Moritz, schlug trotz der hartnäckigsten Gegenwehr die Portugiesen und erstürmte die furchtbaren Verschanzungen ihres Lagers. Der Graf von Banjola zog sich nach dieser Niederlage mit seinen übrigen Truppen unter die Kanonen der Citadelle von Povacaon zurück, verließ aber bei Annäherung der Holländer diese Stellung, worauf diese die Citadelle belagerten und die 600 Mann starke Besatzung zur Uebergabe zwangen.

Der holländische General nahm hierauf die Stadt Openeda am St. Franciscus-Fluß und ließ daselbst ein Fort erbauen. Ein zweites ward an der Mündung des Flusses angelegt, um die neuen Eroberungen besser vertheidigen zu können. Dann begab er sich nach Olinde, wo er sich mit der bürgerlichen und militärischen Organisation des Gouvernements und der Ausrüstung zweier Flotten beschäftigte. Die Eine unter dem Befehle des Admirals Lichthart, hatte Befehl die südliche Küste Brasilien's anzugreifen, während die zweite unter Commodore Hanskins für einen höhern Zweck, nämlich die Einnahme eines festen Postens auf der gegen über liegenden afrikanischen Küste, bestimmt war. Man beschloß den Angriff des portugiesischen Forts St. George de la Mina, in dessen Nähe die Holländer eine reiche Niederlassung hatten. Der Commodore Hanskins vereinigte sich am 25. Julius 1637 mit den Truppen

des Gouverneurs derselben und griff dieses, für eines der festesten in diesem Welttheile gehaltene, Fort an. Nach einer langen Belagerung mußte es sich ergeben. Nach diesem ruhmvollen Zuge begab sich der Commodore wieder nach Olinde, wo ihn Graf Moriz mit einer dem wichtigen, von ihm geleisteten Dienste entsprechenden, Art aufnahm.

Der Feldzug von 1638 war nicht minder ehrenvoll, als vortheilhaft für die Holländer. Der Graf de Banjola hatte eine zahlreiche Armee versammelt, um die Capitanerie Segerippe del Rey zu vertheidigen. Graf Moriz griff ihn an, schlug ihn, bemächtigte sich der Hauptstadt und unterwarf dieses Land der Herrschaft der Holländer. Dieser glänzende Erfolg bewog die Urbewohner von Siara, einer der nördlichen Capitanerien, sich für die Holländer zu erklären und diesen für Erlangung ihrer Freiheit ihre Hülfe gegen die Portugiesen anzubieten. Eine ihnen sogleich zugeschickte Truppenabtheilung half ihnen bald, sich den ganzen Bezirk zu unterwerfen.

Graf Moriz entschloß sich nun, die damals als Hauptstadt ganz Brasiliens gewissermaßen betrachtete Stadt St. Salvador an der Allerheiligen-Bai anzugreifen. Daher ließ er alle disponible Truppen zu Olinde einschiffen, und ankerte in genannter Bai mit der Hoffnung, durch die Geschwindigkeit seines Verfahrens die Portugiesen zu überfallen. Aber der Graf de Banjola, der seinen Plan kannte, warf sich sogleich mit einem kleinen Corps regulirter Truppen in den Platz,

obgleich dessen Gouverneur sein erklärter Feind war. Dieser Schritt war den Holländern sehr erfreulich, da sie hofften, der Zwist zwischen dem Gouverneur und dem Grafen de Banjola würde ihnen die Eroberung der Stadt erleichtern. Aber ihre Erwartung ward durch die Mäßigung und Festigkeit des letztern betrogen. Obgleich der Gouverneur vielleicht den Platz nicht hätte retten können, schien er doch dem Grafen de Banjola den Oberbefehl nicht abtreten zu wollen, worauf ihm dieser vorstellte: „ihr Privatzwist führe dahin, einander „persönlich und der Sache zu schaden, für welche sie „kämpften; nähmen sie hingegen aufrichtig und ein„stimmig die durch das öffentliche Wohl gebotenen „Maasregeln, so könnten sie sich den Grad von Ruhm „erwerben, den Beide zu gewinnen suchten." Auf diese verständige Aeußerung gab der Gouverneur eine Antwort, die der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. „Mein Herr!" sagte er, „ich sehe, daß Sie der Vernünf„tigere von uns Beiden sind. Also wird Niemand „Ihre Befehle genauer befolgen als ich!"

Graf Moritz fand wenig Widerstand bei den Einwohnern der Fort's Albert und St. Bartholomäus, so wie des berühmten Schlosses St. Philipp. Muthiger durch diesen Erfolg ließ er zwei Batterien aufwerfen, um das Fort Rosa anzugreifen, welches auf einer Seite die Stadt und auf der andern ein Hornwerk deckte. Dazwischen lag ein mit kleinen Bäumen und Strauchwerk bedecktes Stück Land. Der Graf Banjola rieth dem Gouverneur, sich mit 400 Mann auf

dasselbe zu begeben, inzwischen er selbst einen Ausfall auf die Belagerer machen wollte. Dieses kluge Manöver hatte die glücklichsten Folgen. Nach einem sehr hartnäckigen Gefechte wollten sich die Holländer auf diesem Wege zurückziehn, wurden aber im Rücken angefallen und verloren vier vornehme Officiere, ihren ersten Ingenieur und 300 ausgesuchte Mann. Graf Moritz, der nun den behaupteten Posten verlassen mußte, hob die Belagerung eiligst auf.

Nach seiner Rückkehr von diesem fehlgeschlagenen Zuge, bemühte er sich eifrig, Ordnung und genaue Disciplin in allen Zweigen seines Gouvernements zu verbreiten, sorgte für Befestigung der Gränzplätze, musterte selbst die Truppen, welche er versuchten Officieren untergab und verschwendete alle Arten von Aufmunterungen an die Urbewohner, sowohl an die, welche geneigt schienen, seine Plane zu unterstützen, als an Jene, welche ein friedliches Leben unter holländischem Schutze vorzuziehn schienen. Durch diese und andere, nicht minder weise Maasregeln gelang es ihm einigermaßen, die Vortheile zu vernichten, welche der Feind aus seinem letzten Erfolge hätte ziehen können.

Inzwischen faßte der, von der wahren Lage der Dinge in Brasilien unterrichtete spanische Hof, den Entschluß, um diesen Kampf zu enden und die Holländer aus diesem Lande ganz zu vertreiben, eine hinreichende Macht dahin zu senden. Zu diesem Zwecke rüstete er eine Flotte von 26 Galeonen mit doppelter Besaz-

zung und von 20 großen Linienschiffen mit 3000 Mann regulären Truppen besetzt, unter dem Befehle des Grafend de las Torres aus, welcher im Herbst des Jahres 1639 absegelte. Er erhielt große Verstärkungen unterwegs. Während ihm aber Windstillen an den Küsten Afrika's zurückhielten, rissen ansteckende Seuchen unter seiner Mannschaft ein und tödteten vor seiner Ankunft in der Allerheiligen-Bai an 300 Mann. Seine übrigen Truppen befanden sich in einem so schlechten Zustande, daß er jeden Angriff verschieben mußte, bis sie gesund und wieder ergänzt waren. Während dieser Zeit erhielten die Holländer einige, sehnlich erwartete Hülfe aus Europa.

Im Anfange des Jahres 1640 begab sich der Graf de las Torres mit einer Flotte von 93 Seegeln, welche 12,000 Mann am Bord hatte, in See. Graf Moritz erwartete ihn mit 41 Kriegsschiffen, eine Meile von der Küste von Olinde. Unter seinem Befehle stand der Admiral Loos, ein Mann von unerschrockenem Muthe. Beide Flotten trafen sich am 12. Januar bei der Insel Tamaraka. Der Kampf fieng Nachmittags um Ein Uhr an und dauerte bis in die Nacht. Der Admiral Loos ward getödtet und mit ihm nur 3 Mann. Jacob Huyghens erhielt das Commando der Flotte, der den Tag darauf einen ansehnlichen Vortheil über die spanische Flotte erkämpfte. Am dritten Tage wiederholte er den Angriff mit noch größerem Erfolg an der Küste von Paraiba. Der wichtigste Sieg war dem vierten Tage vorbehalten. Die Portugiesischen

Schiffe wurden auf die Untiefen an der Küste gejagt, wo eine große Menge der Mannschaft ertrank und eine noch größere aus Hunger und Ermüdung umkam. Die Entronnenen wünschten nach Europa zurückzukehren. Zu ihrem Unglück erhob sich ein so starkes Mißverständniß zwischen den Befehlshabern, daß sie sich trennten. Nur 2 Linienschiffe und 4 Galeonen erreichten Spaniens Häven wieder, und dies nur mit Noth, da sie Mühe genug hatten, einer nach Brasilien segelnden holländischen Flotte zu entkommen.

Inzwischen, da die Portugiesen wußten, daß Graf Moritz den größten Theil seiner Truppen eingeschifft habe, benutzten sie diese Gelegenheit, die holländischen Niederlassungen anzugreifen und es gelang ihnen auch, sich mehrerer Orte zu bemächtigen. Aber Commodore Hanskins hemmte, an der Spitze eines Corps Colonisten, ihre Fortschritte. So war die Lage der Sachen, als sehr zu rechter Zeit eine Verstärkung aus Holland unter dem Befehle des Admirals Lichthart und des Commdore's Cornelius Tol anlangte. Ersterer hatte Befehl, sich unmittelbar in die Allerheiligen-Bai zu verfügen, welches geschah. Er landete und verwüstete Alles mit Feuer und Schwerdt. Gleiche Grausamkeit übte der Commodore Tol in der Umgegend des St. Lorenzflusses.

Nieuhoff giebt zwar diese von seinen Landsleuten verübten Grausamkeiten zu, wirft aber den Portugiesen, vorzüglich denen, die unter Pedro de Cunha's

Befehlen standen, ein gleiches Betragen vor und behauptet zu gleicher Zeit, daß der Vicekönig lange gezögert habe, einen Vertrag zu unterzeichnen, der die Art Krieg, in sofern die Umstände es nach den Grundsätzen der Menschlichkeit gestatten, nach einem gleichförmigen Plane zu führen bestimmte, und daß nur wiederholte Ansuchungen von Seiten des Grafen Moritz vermochten, daß dieser Vertrag wirklich abgeschlossen ward. — Andere Schriftsteller versichern: daß der Vicekönig von Brasilien, Graf von Montalvan, sogleich Abgeordnete an den Grafen Moritz schickte, um ihm dies schreckliche und grausame Benehmen der oben erwähnten Befehlshaber zu schildern und zu verlangen, daß man den Krieg künftig ohne Wiederholung dieser Niedermetzelungen und Zerstörungen führen möchte und daß der Graf, der bei Ertheilung solcher Befehle nur den Instructionen der westindischen Compagnie gefolgt war, mit Begierde diese Gelegenheit ergriff, seinem eigenen Gefühle zu folgen und sich erbot, Bevollmächtigte nach St. Salvador zu schicken, um einen vorläufigen Vertrag mit dem Vicekönige zu schließen. — Jetzt aber änderte eine, um diese Zeit eingetretene, Begebenheit in Europa die Ansicht der brasilischen Angelegenheiten.

Von jeher hatten die Portugiesen das spanische Joch, das sie seit 1581 drückte, mit Ungeduld ertragen. Mit ihrer Freiheit schien sie auch ihr Glück verlassen zu haben. Philipp der II., ein arglistiger, geiziger und despotischer Monarch, wollte lieber über ein Volk von

Sclaven herrschen, als dessen Treue der Zuneigung und dem guten Willen verdanken und opferte fast bei jeder Gelegenheit den Ruhm des portugiesischen Namens den beschränkten Ansichten einer falschverstandnen Politik auf. Er besaß inzwischen die Kunst, seine wahren Absichten unter dem ehrenvollsten Scheine zu verbergen. Sein Sohn aber, der eben so verderbliche Regierungsgrundsätze hatte, ließ den Portugiesen eine große, durch viele Opfer und viel Blut erkaufte Zahl von Eroberungen entreißen, welche für sie eine Quelle des Ruhms, der Macht und des Reichthums gewesen waren. Der Nachfolger dieses schwachen und werthlosen Monarchen tastete mit noch weniger Urtheilskraft offenbar die Verwaltung, die Gesetze und die Privilegien Portugals an. Man sagt: Olivarez habe ihm, in der Hoffnung eine Empörung zu bewirken, zu diesen unpolitischen Verfahren gerathen, um über dieses Volk die Rechte des Eroberers zu gewinnen.

Bald aber sah er die Unrichtigkeit seiner Maasregeln ein. Die wiederholten Beleidigungen, welche die Portugiesen von Spanien erdulden mußten, näherte sie, die Spanien trennen wollte, einander. Eine seit drei Jahren mit unglaublicher Verschwiegenheit und geheimnißvoller Stille organisirte Verschwörung brach plötzlich wüthend im December 1640 hervor. Philipp IV. wurde schimpflich aus Portugal entfernt und der Herzog von Braganza bestieg unter dem Namen: Johann IV., den Thron seiner Vorfahren. Das durch die Hauptstadt gegebene Beispiel ward bald im übrigen Reiche

und in denen noch für glücklichere Zeiten erhaltenen Colonien in Asien, Afrika und America nachgeahmt.

Kaum hatte der neue König den Thron bestiegen, als er sein Interesse an das der Engländer, Franzosen und jedes Feindes Spaniens knüpfte. Am 23. Junius, 1641 schloß er ein Schutz= und Trutz=Bündniß mit den vereinigten Staaten für Europa und einen zehnjährigen Waffenstillstand für die außereuropäischen Besitzungen Portugals. Graf Moritz hatte vorausgesehn, daß dieses Ereigniß die natürliche Folge der in Portugal geschehenen Veränderungen seyn würde und entschloß sich diese Gelegenheit zu benutzen, um die Capitanerie Segerippe, welche ihm die Portugiesen weggenommen hatten, so wie die Insel Loanda an der Küste von Kongo und die Insel St. Thomas unter dem Aequator wegzunehmen, welches auch bewerkstelligt ward. Hierauf sandte er den Admiral Lichthart und den Commodore Hanskins mit 6 Linienschiffen und eben so viel Fregatten zur Unterwerfung der Insel Maragnon und der Stadt St. Louis ab. Nach der Ausführung dieser Maasregeln unterwarfen sich die andern Districte von selbst, so daß gegen Ende des Jahres 1641 die Holländer 7 von den 14 Capitanerien Brasiliens besaßen.

Da der größte Theil dieser Eroberungen nach Abschluß des Waffenstillstandes gemacht war, reichte der portugiesische Gesandte bei den vereinigten Staaten lebhafte Vorstellungen über die Ungerechtigkeit eines sol-

chen Verfahrens ein. Man wußte scheinbare Vorwände aufzustellen, um die Herausgabe einiger Orte zu verweigern und die Auslieferung der Uebrigen war in so unbestimmten Worten befohlen, daß die meisten holländischen Befehlshaber in Brasilien sich den Befehlen zu unterwerfen, verweigerten.

Dieses wenig gerechte Verfahren vermehrte den Wunsch der Portugiesen, auf immer ihre Gegner aus Brasilien zu vertreiben. Sie bedienten sich, um die Ausführung ihrer Absichten zu beschleunigen, der klügsten und feinsten Politik. Sie erhoben die Weisheit der holländischen Regierung und stellten sich, als traueten sie deren Versprechungen und erkennten die Gründlichkeit der Entschuldigungen, welche sie vorbrächten, um ihre Versprechungen nicht zu halten, völlig an. Durch den Anschein der freundschaftlichen Stimmung ihrer Nachbarn betrogen, glaubten weder Graf Moritz noch die Directoren der westindischen Compagnie etwas von Seiten der Brasilier oder der Portugiesen fürchten zu dürfen. Allein die Politik der Letztern trug weniger zu dem Falle ihres Feindes bei, als die kleinlichen, wenig gerechten Absichten der Compagnie selbst. Da sie gut genug von der Festigkeit und Macht der holländischen Niederlassungen in Brasilien unterrichtet war, schickte sie dem Grafen Moritz den Befehl zu: „er solle die zweckmäßigsten Maasregeln nehmen, um die Einkünfte der Gesellschaft zu vermehren und beträchtliche Ladungen von Zucker und andern Landeserzeugnissen zu überschicken.“ Vorzüglich war er angewiesen, von Schuld-

nern der Compagnie nie kleine Abschlagszahlungen anzunehmen, sondern jederzeit die ganze Summe zu verlangen. — Der Graf machte der Compagnie Vorstellungen über die schlimmen Folgen und das Unglück, welche aus der Vollziehung ihrer Befehle sich ergeben müßten. Er bemerkte, daß das Land nach einem langen, verwüstenden Kriege, nur erst eine kurze Ruhe genossen habe; daß der größte Theil der Schuldner der Compagnie auf den Besitzungen derselben angesiedelte Portugiesen wären, die bis dahin sich ganz untadelhaft betragen hätten; daß man sie also mit Güte behandeln und nicht auf das Aeußerste bringen müßte. Allein die Compagnie war taub für diese Gründe. Sie kannte Brasiliens Reichthum und Hülfsmittel, und verblendet durch kaufmännischen Geist, konnte sie nicht begreifen, warum nicht alle Erzeugnisse dieses Landes unmittelbar nach Holland eingeschifft würden.

Aber nicht bloß von dieser Seite mißfiel Graf Moritz den Directoren der Westindischen Compagnie. Auch folgender Umstand trug dazu bei. Gegen dem Riefe über dehnt sich in einer vortheilhaften Lage eine Insel aus, auf der er eine Stadt erbauen und mit den Trümmern von Olinde befestigen ließ, welche er Moritzburg nannte und welche binnen kurzer Zeit so anwuchs, daß er sie mittelst einer steinernen Brücke mit dem Riefe verband, welches der Mittelpunkt des holländischen Handels geworden war. Diese, für das öffentliche Wohl und Sicherheit der Gelder der Compagnie unternommenen Verschönerungen, wurden von den Eigenthümern gar nicht angenehm befunden, weil

sie über 280,000 Thaler gekostet hatten. Aber was oben genannte Directoren vollends mit Unwillen gegen ihn erfüllte, war der reiche Palast, den der Graf für sich erbauete. Dieses auf einer Höhe, von der man sowohl über das Land, als über das Meer die weiteste Aussicht hat, erbauete Prachtgebäude war mit schön angelegten Gärten umgeben, wo Citronen=, Feigen= und andere Fruchtbäume wuchsen. Vor der Vorderseite desselben erhoben sich auf dem sanften Abhange bis zu dem Ufer des Canals marmorne Festungswerke, die mit 10 Stücken Geschütz besetzt waren.

Außerdem besaß der Graf in innerm Lande unfern dieses Gebäudes ein mit schönen Gärten, fischreichen Teichen und starken Mauern umgebenes Landhaus, so daß das Ganze zugleich zum Genusse des Lebens und zur Vertheidigung der Stadt diente, welche es von dieser Seite deckte. Im Innern der Festungswerke befanden sich Parks und Wiesen, welche verständiger Fleiß fähig gemacht hatte, alles zum Unterhalte der Besazzung Nothwendige zu erzeugen und deren weise Vertheilung den Nutzen mit dem Angenehmen verband.

Auf diese Art, das heißt: zur Verschönerung der Colonie verwandte Graf Moritz seine Schätze, die Frucht seiner Siege und Eroberungen. Ein Andrer mit minder hohem und edlem Geiste hätte sie für sich behalten. Dieses uninteressirte, patriotische Betragen, welches ihm den Beifall und die Dankbarkeit seines Landes hätte erwerben sollen, verursachte, wie es scheint,

gerade die entgegengesetzte Wirkung. Während er mit diesen Arbeiten beschäftigt war, faßte man den festen Entschluß, ihn zurückzurufen, als das einzige Mittel, aus dieser Colonie solche Einkünfte zu beziehn, welche die gierige Habsucht der Gesellschaft befriedigen könnten. In Befolgung dieses Befehls segelte der Graf mit 13 Linienschiffen und 3000 Mann zurück nach Europa und ließ nur 18 Compagnien zur Vertheidigung aller holländischen Besitzungen in Brasilien. Er befolgte darin nur die erhaltenen Befehle und den ökonomischen Plan, den die Directoren der Compagnie fortan befolgen wollten.

Sechster Abschnitt.

Unpolitisches Betragen der holländisch-westindischen Compagnie. — Ernennung dreier Bürger zu Nachfolgern des Grafen Moritz. — Verminderung des Militärs. — Beginn der Feindseligkeiten durch die Portugiesen. — Kritische Lage der Holländer in Brasilien. — Endliche Vertreibung derselben aus diesem Lande.

Nach der Zurückberufung des Grafen Moritz ward die Regierung der holländischen Besitzungen in Brasilien dem Handelsmann Hamel aus Amsterdam, dem Goldschmidt Badwis aus Haarlem und dem Zimmermeister Bullestraat von Middelburg anvertraut. Künftig sollten alle Handels-Angelegenheiten der Entscheidung dieses Triumvirats unterworfen seyn.

Die Nachfolger des großen Mannes, der ein eben so wackerer Krieger, als gewandter Staatsmann und bisher Gouverneur der Colonie gewesen war, waren Männer von vorwurfsloser Redlichkeit und von einem geraden festen Sinn, aber übrigens beschränkt und in der Regierungskunst ganz unerfahren. Unter ihrer Verwaltug nahmen die Geschäfte eine Zeit lang eine andere Gestalt an. Jeder Zweig des Handels schien neues Leben zu erhalten und im folgenden Jahre langte in Europa eine größere Menge Zucker und andrer Colonialwaaren an, als dies je vorher in derselben Zeit der Fall gewesen war. Aber dieser Strahl des Glücks war nur Täuschung. Sie schickten sogar die Erzeugnisse der Ländereien nach Europa, deren Ertrag Graf Moritz bestimmt hatte, die von ihm angelegten Vertheidigungswerke zu unterhalten, welche, da man diese Bestimmung vergaß, täglich mehr zerfielen. Sie verkauften Waffen und Munition und ertheilten mit größter Gefälligkeit den Soldaten Pässe, die in ihr Vaterland zurückzukehren wünschten. Sie zwangen die unter ihnen stehenden Portugiesen, sich auf ein Mal mit der Compagnie abzufinden, wodurch die Meisten unter ihnen nicht mehr zahlen konnten. In andern Fällen forderten sie von den Ackerbauern den ganzen Werth ihrer Erzeugnisse, bis sie ihre Abgaben bezahlt hätten. Dieses ungeschickte Betragen vernichtete die öffentliche Kraft und ließ in den Herzen der Portugiesen die Hoffnung keimen, das fremde Joch abwerfen zu können, welches nicht zu ertragen war. Letztern Befehl, der sie alles Genusses ihrer Arbeit und

alles gewohnten Frohseyns beraubte, brachte sie zu dem Entschlusse, Alles zu unternehmen, um ihre gesetzmäßigen Rechte wieder zu gewinnen.

An der Spitze dieser Verschwörung stand Juan Fernandez Viera, ein Portugiese von unbekannter Abkunft, der vom Pagen einer Magistratsperson in Olinde erst Sachwalter und dann ein sehr reicher Kaufmann ward. Seine unbestechbare Rechtschaffenheit hatte ihm die allgemeine Achtung und der Adel seiner Denkungsart wahre und warme Freunde erworben.

Der 24. Junius 1645 war der durch Viera und seine Anhänger bestimmte Tag, um ihren Plan mitten in der Stadt Fernambuco bei einem Feste auszuführen, welches in Viera's Hause bei Gelegenheit seiner Vermählung mit einer der Töchter des Antonio Cavalcante, welcher einer der wärmsten Anhänger der Unternehmung war, gefeiert wurde. Zu diesem Feste waren die meisten Officiere und die vornehmsten, im Dienste der Compagnie stehenden Personen eingeladen und man hatte den Plan, sich ihrer zu bemächtigen. Dann wollte man auf das Volk stürzen, ohne ihm Zeit zur Vertheidigung zu lassen. Im Augenblick der Ausführung ward die Verschwörung entdeckt. Aber die Bestürzung der Holländer war so groß, daß Viera und seine Verbündeten sich in die benachbarten Waldungen flüchten konnten, in denen sie sich in Corps formirten und die Waffen ergriffen.

Viera nahm den Titel als General und Obercommandant an. Sein Name, seine Tugenden, sein Patriotismus, die Sache endlich, für die er die Waffen ergriffen hatte, versammelten bald um ihn Brasilier, portugiesische Soldaten und selbst Colonisten. Unterstützt vom Obersten Diaz, dem Brasilier Cameros, welcher der Abgott seines Volkes war, einigen portugiesischen Truppen, und einer zahlreichen Menge Eingeborener, verlegte er sein Hauptquartier nach Pojuy, einer Stadt, die zwischen dem Rife und dem Vorgebirge S. Augustin liegt, so daß er die Feindseligkeiten in der Mitte der holländischen Besitzungen begonn.

Der holländische, durch die feindliche Unternehmung beunruhigte Rath, erließ eine Proclomation, die Allen, welche zu ihrer Pflicht zurückkehrten, Verzeihung mit Ausnahme des Viera, Cavalcante und Aragousa versprach und übergab das Commando einiger schlecht organisirten Truppen einem gewissen Huys, dem er den Titel General gab. Zugleich schickte er zwei Capitäne zum portugiesischen Vicekönig nach der Allerheiligen-Bai, um Vorstellungen gegen diese Verletzung des Waffenstillstandes zu machen.

Der Vicekönig empfieng die Gesandten mit aller Höflichkeit, und allen ihrem Range und ihrer Eigenschaft gebührenden Rücksichten und antwortete ihnen mit anscheinender Freimüthigkeit, er sey allerdings für das Betragen der Bewohner Brasiliens, die sich unter

portugiesischer Herrschaft befänden, verantwortlich und daß, wenn diese den Waffenstillstand gebrochen hätten, er den Holländern jede Genugthuung geben wolle, welche sie billiger Weise fordern könnten; daß er aber, wenn auf dem holländischen Gebiete ansässige Portugiesen durch Unterdrückung oder aus einer andern Ursache die Waffen ergriffen hätten, ihr Betragen nicht zu verantworten habe. — Man versichert, daß er unter der Hand die Urheber der Feindseligkeiten ermuntert und bei dieser Gelegenheit sogar von dem Capitän Hoogstraten, einem der Gesandten, heimlich das Versprechen erhalten habe, den wichtigen Posten von S. Augustin, dessen Commandant er war, zu übergeben.

Während dieser Unterhandlungen griff der General Huys den Obersten Cameros an, ward von diesem geschlagen und verlor 100 Mann. Fast um gleiche Zeit erschien der Admiral Salvador Correa de Bonavides an der Küste mit einer furchtbaren Flotte. Sogleich bot ihm der Admiral Lichthart den Kampf an, ob er gleich nur fünf Kriegsschiffe hatte. Der Admiral nahm ihn unter dem Vorwande nicht an, daß er keinen Befehl habe, gegen die Holländer feindlich zu verfahren, sondern nur ein, für die Besitzungen seines Souverains bestimmtes Corps Truppen auszuschiffen. Kaum waren diese am Lande, als sie ihre Feindseligkeiten in dem holländischen Gebiete zu verüben anfingen und sich aller Orte, die auf ihrem Wege lagen, bemeisterten. Der General Huys erhielt Befehl sich zurückzuziehn, ward aber, da er die Rückkunft

eines Officiers, den er beauftragt hatte, einige Sachen von Werth zu retten und einige Damen, an einen sichern Ort zu geleiten, erwarten wollte, von den Portugiesen umringt und mit allen seinen Truppen gefangen genommen.

Jetzt erhielt Admiral Lichthart Befehl, die portugiesischen Schiffe, wo er sie fände, anzugreifen und er gab bald einen neuen Beweis seines Muths und seiner Geschicklichkeit. Er griff nämlich mit vier Schiffen, einer Fregatte und einem Boote die portugiesische, aus 17 Segeln bestehende Flotte an, nahm 3 der größten Schiffe mit dem Admiral, verbrannte oder bohrte den größten Theil der übrigen zu Grunde und tödtete 700 Mann.

Die Nachricht von diesem Siege ließ dem holländischen Rathe schon neue Hoffnung fassen, als er die Nachricht erhielt, daß Hoogstraten den Posten von S. Augustin dem Feinde übergeben habe. Mittelst des, für seine Verrätherei empfangenen, Lohnes warb er ein Regiment von 650 Brasiliern, über welches ihn die Portugiesen zum Obersten machten. An der Spitze dieses Corps marschirte er gegen seine Landsleute und zeigte viel Muth und Treue im Dienste seiner neuen Herren.

In kurzer Zeit waren die weit stärkern Portugiesen Meister von allen Orten in Fernambuc und blockirten das Riff, den letzten Zufluchtsort der Holländer.

Sobald die Nachricht von diesen Vorfällen nach Holland kam, bemühte sich der portugiesische Gesandte den Unwillen, welche sie erregten, durch die Versiche-

rung zu stillen, daß sein König, seinem Worte treu, keinen Theil daran habe. Dessenungeachtet rüstete die holländische Regierung eine Flotte von 52 Kriegsschiffen, unter Commando des Admirals Blankert aus, der zum Admiral von Brasilien, Guinea und Angola ernannt ward. Ihn begleiteten die Obersten Schuppen und Henderson, die sich viel Ruhm unter dem Commando des Grafen Moritz erworben hatten. Jetzt war der Bruch zwischen Holland uud Portugal entschieden.

Die Verzögerungen und die Unfälle, welche diese Flotte unterwegs erlitt, waren so bedeutend, daß bei ihrer Ankunft an dem Riffe, die in die äußerste Noth versetzte Besatzung auf dem Punkte stand, sich zu ergeben. Die auf dieser Flotte herbeigeführten Verstärkungen setzten inzwischen die Holländer in den Stand, den Krieg noch etwas zn verlängern und selbst einige unbedeutende Vortheile zu erhalten.

Im Anfange des Jahres 1647 belagerten die Portugiesen von Neuem das Riff, auf welchem sämmtliche holländische Truppen, 1800 Mann an der Zahl, zusammengedrängt waren. Diese Hand voll Leute vertheidigte sich tapfer. Als sie aber endlich einen Ausfall wagte, um den Feind im freien Felde anzugreifen, unterlag sie der Zahl der Feinde, wurde geschlagen und verlor 1100 Mann, die meisten Officiere und sämmtliches Geschütz mit Munition.

Die von den Portugiesen um diese Zeit gemachten Fortschritte waren so schnell, daß dem Einfluß der Holländer auf Brasilien die Vernichtung drohete. Diese

Unglücksfälle bewirkten bei den Holländern allgemeine Muthlosigkeit, statt sie zu den größten Anstrengungen zu veranlassen, und diese machte den Sturz der holländischen Macht in Brasilien unvermeidlich. Die Provinz Seeland rief den Admiral Blankert zurück, den die meisten Officiere, welche unter ihm gedient hatten, begleiteten. Außer den bei ihrer Fahrt nach Brasilien schon gefühlten, trafen sie gleiche Unfälle auch auf ihrer Rückkehr. Der Admiral und mehrere Officiere starben vor ihrer Ankunft in Holland. Der Agent des Gouverneurs von Brasilien, Schuk, der mit der nämlichen Flotte in Holland ankam, machte ein so schreckliches Gemälde von der Lage des holländischen Brasiliens, daß sich die Staaten zu größeren Anstrengungen entschlossen, um eine so schätzbare Niederlassung zu behaupten. Sie gaben also Befehl zur Ausrüstung von 50 Kriegsschiffen, welche 6000 Mann Truppen an Bord nehmen sollten. Das Commando dieser Expedition wurde dem Admiral Witte Wittsen, der für einen der erfahrensten Officiere in den holländischen Diensten galt, anvertrauet. Man beschloß, ihm eine Verstärkung von 5 bis 6000 Mann nachzuschicken. Gegen Ende des Jahres 1650 segelte der Admiral ab. Nach erlitttenen Stürmen langte er endlich an der Küste von Fernambuc an, fand aber statt einer Colonie nur ein Spital von Kranken, Verwundeten und Schwachen und statt des Forts, das er vertheidigen sollte, Kirchhöfe, wo die traurigen Ueberbleibsel der Braven, die ihm voran giengen und in der neuen Welt ihren Tod fanden, aufgehäuft lagen.

Diese schreckliche Lage der Colonie bestimmte den Admiral, troß der Befehle, die ihm ertheilt waren, ohne Verzug zurückzukehren. Er spannte sogleich die Seegel wieder auf, und hinterließ die Colonie, wo möglich, in einem noch kläglicheren Zustande, als in welchem er sie gefunden hatte. Wie er nach seiner Rückkehr den Staaten von seinem Verhalten Rechenschaft geben mußte, fand er Mittel, sich zu ihrer Zufriedenheit zu rechtfertigen.

Das Unglück fuhr fort, die Holländer zu verfolgen und gegen das Ende des Jahres 1653 schickte die portugiesische Regierung, die jetzt den Viera öffentlich unterstützte, 16 große Kriegsschiffe ab, um das Riff von der See aus anzugreifen. Die Besatzung desselben ward bei der Erscheinung der Schiffe so muthlos, daß sie durchaus nicht kämpfen wollte. Im folgenden Jahre räumten die wenigen Holländer, die dem Hungertode und dem Schwerte des Feindes entgangen waren, vermöge einer am 28. Januar 1654 abgeschlossenen Capitulation Brasilien.

So verloren die Holländer durch übelverstandne Sparsamkeit und durch eine Reihe unglücklicher und unvorhergesehener Zufälle eine Eroberung, die unter einem edlern und großmüthigern politischen System eine der reichsten und blühendsten europäischen Colonien des neuen Continents hätte werden können.

Der Eindruck, den die Nachricht von dieser traurigen Begebenheit in Holland machte, und die Wuth, mit der man Gerechtigkeit gegen den General Siegmund Schuppen forderte, der mehrere Jahre hindurch in Brasilien

das Obercommando hatte, und im Augenblick der Uebergabe des Riffs dessen Gouverneur war, übersteigt alle Beschreibung. Um ihn und seine Officiere der Wuth eines zügellosen Pöbels zu entziehn, fanden die Staaten für gut, sie verhaften zu lassen. In dieser Noth forderte der General mit Nachdruck die Erlaubniß einer öffentlichen Vertheidigung und erhielt sie. Jetzt zählte er mit so viel Deutlichkeit seine langen treu geleisteten Dienste, und seine glänzenden Thaten unter dem Oberbefehle des Grafen Moritz auf und entwarf ein so treues Gemälde des Mißgeschicks und der Uebel, welche seine Gefährten und er in den letzten Zeiten erfahren hatten, daß die Zuhörer in Thränen schwammen und seine Richter ihn ehrenvoll frei sprachen.

Wie der Graf Moritz das Gouvernement von Brasilien nach einem Aufenthalte von 8 Jahren verlassen hatte, bestund es aus 7 Capitanerien, einer Hauptstadt, 30 großen Städten, 45 regelmäßigen Festungen und hatte 90 Schiffe, 3000 M. regulirter Truppen, 20,000 Holländer, 60,000 Neger und ungefähr doppelt so viel Eingeborne; und nach der Verschwendung mehrerer Millionen an Gelde und dem Verluste mehrerer Tausend Menschen, kehrten im Jahr 1655 nur 6 bis 700, von allem Eigenthum entblößte Individuen nach Holland zurück.

Der Frieden, welcher kurz vor dieser Epoche, zwischen England und den vereinigten Staaten geschlossen war, schien letztern die Freiheit zu lassen, einen neuen

Versuch zu machen, eine so wichtige Niederlassung wieder zu erobern. Aber die öffentliche Erwartung, welche sich schon mit der Hoffnung dieses Ereignisses schmeichelte, ward durch den Vertrag vom Jahr 1661 getäuscht, der den Feindseligkeiten ein Ende machte und Brasilien der Krone Portugal für 2 Millionen Thaler sicherte, welche dieses Gouvernement den vereinigten Staaten theils in Geld, theils in Waaren zu zahlen sich verpflichtete.

Siebenter Abschnitt.

Lage der Portugiesen nach Vertreibung der Holländer. — Niederlassung der Portugiesen am Amazonenstrome. — Versuch derselben, sich am la Plata-Strome anzusiedeln. — Zwist deshalb mit Spanien.

Seit der Vertreibung der Holländer aus Brasilien, sind die Portugiesen ruhige Besitzer dieses großen Landes geblieben. Der Vertrag, der sie von der Gegenwart eines Feindes, der sie so oft gedemüthigt hatte, befreite, war nicht sobald vollzogen, als der Hof von Lissabon anf Mittel dachte, die Ruhe desselben zu sichern und die Reichthümer seiner Besitzungen zu vermehren. Während nun das Mutterland diese Frage in seinen Rathsversammlungen erörterte, dachten einige unternehmende Colonisten darauf, ihre Grundbesitzungen auszudehnen und machten deshalb gegen Süden eine Reise bis zum la Plata Strome, und gegen Norden bis zum Ma-

ranhon, den man gewöhnlich den Amazonen = Strom nennt. Nach manchen Schriftstellern wird dieser berühmte Fluß durch zahllose, von der östlichen Seite der Andes herabstürzende Gewässer, welche sich am Fuße derselben in einer Ebene sammeln, gebildet. Nach Andern aber entspringt er aus dem See Lauricocha, einem großen, im Districte Guanico, 18 Meilen östlich von Lima unter 11° s. B. liegenden, Wasserbecken. Während seines 6 bis 700 Meilen langen Laufes nimmt er eine große Zahl, zum Theil sehr beträchtlicher Flüsse auf. In ihm liegen zahllose Inseln, deren Cultur aber wegen öfterer Ueberschwemmungen unthunlich ist. In der Mündung, welche gerade unter dem Aequator liegt, ist er 30 Meilen breit.

Vincenz Pinzon, einer der Gefährten Colombo's, entdeckte seine Mündung im Jahre 1500 und 48 Jahre nachher soll Gonzalez Pizarro seine Quelle entdeckt haben. Sein Lieutenant, Orellana schiffte sich auf ihm ein und legte seinen ganzen Lauf zurück. Um sich Bahn durch die Kanots der verschiednen am Ufer wohnenden Stämme zu machen, welche einen Hagel von Pfeilen auf ihn regnen ließen, um ihm die fernere Fahrt abzuschneiden, mußte er sich der Waffen bedienen. Diese bartlosen Wilden schienen den getäuschten Spaniern ein Volk von Kriegerinnen zu seyn und dieser Irrthum gab dem Flusse den Namen der Amazonen. *)

*) Hier erwähnt der Verfasser die im Jahr 1650 statt gefundene Fahrt des Spaniers Pedro d' Orsua den Amazo-

Orellana's Reise verbreitet sehr wenig Licht und ihm folgte Niemand, um die von ihm erregte Neugierde zu befriedigen, als Pedro Tereira, der im Jahr 1638 aus der, einige Jahre zuvor am Ausflusse des Maranhon erbauten Stadt Belem, in Begleitung vieler Portugiesen und Urbewohner, die alle auf Kanots fuhren, den Strom so lange aufwärts reis'te, bis er an den Einfluß des Napo in denselben kam und in diesem seine Schifffahrt bis in die Gegend von Quito fortsetzte, wohin sich die Reisenden zu Lande begaben. Die damals zwischen den Spaniern und Portugiesen, ob sie wohl unter einem Scepter standen, herrschende Feindschaft verhinderte nicht, daß Tereira seinem hohen Ruhme und der Wichtigkeit der gelungenen Unternehmung gemäß empfangen worden wäre. Zwei gelehrte Jesuiten, die Paters d' Acunha und Artieda, machten bald darauf dieselbe Reise mit gleichem Glücke und bestätigten sowohl, als erweiterten Tereira's Beobachtungen.

Damals war die Verbindung zwischen den spanischen Colonien gefährlich und mit vielen Schwierigkeiten wegen der zahlreichen Seeräuber, welche alle Meere bedeckten und die Schifffahrt beschränkten, verbunden. Eine Menge, mit den Schätzen von Peru

nenstrom abwärts, um die Inseln Trinidad und St. Martha, so wie die Küsten von Cumana und Carracas auszuplündern, welche aber für die Kunde dieser Gegenden keine Ausbeute giebt.

und andern kostbaren Waaren reichbeladene spanische Schiffe, wurden die Beute dieser frechen Freibeuter (Flibustiers). In dieser Lage der Dinge gab die, an den Madrider Hof gelangte, Nachricht von den gelungenen Versuchen, den Amazonenstrom zu befahren und kennen zu lernen, diesem die Idee, auf demselben mittelst der in ihn fallenden schiffbaren Flüsse alle Schätze Neu-Grenada's, Popayan's, Quito's, Peru's und selbst Chili's transportiren zu lassen. Hatten sie die Mündung des Stromes erreicht, so sollten die zu Para liegenden Galeonen diese Schätze aufnehmen und unter Bedeckung der brasilischen Flotte durch wenig von den furchtbaren Piraten besuchte Meere, dem Mutterlande zubringen. Aber dies wichtige Project scheiterte durch die Revolution, welche das Haus von Braganza auf den portugiesischen Thron setzte. Jede von beiden Nationen war nun nur beschäftigt, Niederlassungen an dem für sie gelegensten Theile des Flusses anzulegen.

Während spanische Missionare sich bemühten, eine Niederlassung in dem, zwischen dem Napo und Maranhon liegenden Lande, bis zum Zusammenflusse beider, zu gründen, waren die Jesuiten gleichfalls beschäftigt, denselben Dienst der portugiesischen Regierung zu erweisen. Diese unermüdlichen, Arbeit, Strapatzen, Leiden aller Art nicht scheuenden Eiferer gründeten endlich die Niederlassung San Paulo, so wie eine große Menge Dörfer, die sich 6 oder 7 Tagereisen von San-Ignacio de Pevas, der letzten der spanischen Niederlassungen in der Nachbarschaft des

Maranhon's erstreckten. Hätte man freie Verbindung zwischen diesen aufkeimenden Staaten gestattet, so wären für jeden die größten Vortheile erwachsen; so hätten die spanischen Niederlassungen von ihren Nachbarn, den Portugiesen, die Artikel erhalten können, die ihnen das, von ihnen durch die Kette der Cordilleren getrennte, Quito nicht liefern konnte. Brasilien würde übrigens noch viel mehr Bedürfnisse Fremder befriedigen können, wäre ein Abzug für den Ueberfluß der Lebensmittel, die man sich in Peru nicht verschaffen kann, vorhanden. Wenn Nationalhaß und Eifersucht der Höfe zu Lissabon und Madrid nicht das Verbot aller Verbindung zwischen den Niederlassungen beider Völker im neuen Continente gegeben hätte, so würden beide Länder durch den Tausch der Waaren, welche auf dem Maranhon und dem Napo verführt würden, zu einem Grade von Wohlstand und Glück gelangt seyn, den sie auf keine andere Art erlangen können und der endlich den Mutterländern wesentliche Vortheile gebracht haben würde. Bald wäre eine Verbindung zwischen Menschen geschlossen, die einander bedürfen, wenn der Monopol- und Kaufmannsgeist der Regierungen nicht den Geist des Hasses und der Rache pflegte, welcher wechselseitigen Verlust gebiert und sich oft durch Blutvergießen endet.

Die Portugiesen besuchten den la Plata-Strom kurz nach den Spaniern. Die Absichten, die sie bei dieser Reise hatten, mögen gewesen seyn, welche sie wollen, so erhellet doch deutlich, daß sie vor dem Jahre

1553 auf keine Niederlassung hier dachten. In diesem Jahre aber drangen sie bis Buenos-Ayres vor und nahmen Besitz von der nördlichen Küste der spanischen Besitzungen an diesem Meere. Dieses Benehmen erregte die Aufmerksamkeit der spanischen Regierung nicht, bis der Lissabonner Hof sich im Jahr 1600 entschloß, die Colonie St. Sacrament auf der äußersten Gränze des von Spanien bisher, aber nicht mit Nachdruck, zurückgeforderten Landes, zu gründen. Dies gab Anlaß zu neuer Eifersucht und Erbitterungen zwischen beiden rivalisirenden Mächten. Es folgten heftige Wortstreitigkeiten, die sich mit Färbung des la Plata-Stromes durch Blut endigten.

Der Madrider Hof behauptete, die neue Colonie sey an einem Orte angelegt, den ihm der Papst zugetheilt habe. Dies läugneten die Portugiesen nicht, behaupteten aber, dieser Landstrich sey ihnen durch spätere Verträge, namentlich durch den vom Jahre 1668 abgetreten. Nach verschiedenen kriegerischen Auftritten, in denen die Festungswerke der Pflanzstadt zerstört und die Portugiesen vertrieben wurden, kam man 1681 überein, daß letztere wieder in den Besitz des Ortes, aus dem sie vertrieben waren, unter der Bedingung gesetzt werden sollten: daß die Bewohner von Buenos-Ayres Theil an Benutzung des streitigen Landes nehmen durften.

Während des Krieges, der im Anfange des vergangenen Jahrhunderts zwischen Spanien und Por-

tugal ausbrach, ward dieser Vertrag vernichtet und die Portugiesen verloren im Jahr 1705 zum zweiten Male den Besitz von St. Sacrament. Der Utrechter Frieden verschaffte sie ihnen wieder, zugleich das ausschließende Eigenthum alles streitigen Landes. Kaum hatten die Feindseligkeiten zwischen Portugal und Spanien aufgehört, als die Bewohner von St. Sacrament und Buenos-Ayres aus Bedürfniß und wechselseitiger Uebereinkunft einen starken Contrebande-Handel mit einander trieben, an dem alle Bezirke Brasiliens und Peru's, ja selbst Handelshäuser in den Mutterländern Theil nahmen.

Die spanische Regierung, verdrüßlich die Reichthümer des neuen Continents durch andre, als die von ihr vorgezeichneten Canäle abfließen zu sehen, und durch eine wenig aufgeklärte Staatskunst geleitet, die alle ihre Maasregeln in Betreff ihrer südamericanischen Besitzungen bestimmte, wandte alles Mögliche an, um diesem ungesetzmäßigen Handel Fesseln anzulegen. Sie behauptete, daß die Portugiesen sich den spanischen Besitzungen nur bis auf Kanonenschußweite von ihren eignen Mauern nähern dürften und befahl dem zu Folge an dem nördlichen Ufer des la Plataflusses von seiner Mündung bis zu St. Sacrament verschiedne Viehheerden zu hegen. Die Dörfer Maldonado und Montevideo wurden gebauet und alle Maasregeln getroffen, um den Besitz dieser zweifelhaften Terrains zu behaupten.

Dieses feindliche, unvorhergesehene Benehmen von Seiten Spaniens entflammte die Zwietracht und die Erbitterung, welche durch die Handelsverbindungen mit den Portugiesen beinahe erstickt und die in kurzer Zeit ganz erloschen wären, wieder. Ein heimlicher Krieg, den die Agenten der beiden Regierungen veranlaßten, fand einige Zeit hindurch statt und beide Völker waren im Begriffe, öffentlich mit einander zu brechen, als im Jahr 1750 ein Vertrag vorgeschlagen ward, der so abgefaßt zu seyn schien, daß dadurch die Zwistigkeiten beider Monarchien geendet würden. Durch denselben willigten die Portugiesen ein, die Colonie St. Sacrament und den dazu gehörigen Bezirk gegen die sieben, von Spanien an der Ostseite des Uruguay errichteten, Missionen zu vertauschen.

Man glaubte übrigens, in America einen starken Widerstand gegen den Vertrag zu finden. „Die Jesuiten," sagt Abt Raynal, "welche seit langen Zeiten „sich einen geheimen Weg zur höchsten Gewalt bahnten, hätten sich der Zerstückelung eines Reiches, das „seine Existenz ihren Bemühungen dankte, entgegensetzen können. Fremd den großen Interessen der Staatskunst hätten sie sich als verantwortlich für das Loos „eines gelehrigen Volks betrachten können, welches „sich in ihre Arme werfend, ihnen die Sorge für „sein künftiges Glück anvertraute. Uebrigens waren „diese Stämme nicht unterjocht und durch ihre Unterwerfung unter Spaniens Regierung hatte diese nicht „das Recht erhalten, sie von seinen Besitzungen zu ver-

„äußern. Ohne auf die unverjährbaren Rechte der Völ=„ker Rücksicht zu nehmen, gebührte es ihnen allein „zu bestimmen, was sie für dienlich zu ihrem Glücke „hielten. Das bekannte und gegründete Schrecken, wel=„ches sie vor dem portugiesischen Joche hatten, konnte „sie entweder aufklären, oder in die Irre führen." Man mag von dieser Betrachtung urtheilen, was man will, daß diese oder andere Bewegungsgründe auf die Bewohner der 7 abgetretenen Missionen wirkten, so ist es gewiß, daß sie die vereinigten Armeen Spaniens und Portugals, welche aus Europa kamen, um den Vertrag in Wirklichkeit zu setzen, mit gewaffneter Hand zurücktreiben wollten.

Unglücklicher Weise entsprach ihr Betragen und ihre Geschicklichkeit, als Krieger, nicht ihrer Liebe zur Unabhängigkeit. Statt den Feind zu necken und ihm seinen Proviant, den er so weit her erhielt, abzuschnei=den, waren sie so unvorsichtig, ihn im flachen Felde zu erwarten. Da sie eine Niederlage mit großem Verluste erlitten, sahen sie ihre Maasregeln zunichte gemacht und verließen ihr Land, ohne je wieder einen ähnlichen Versuch zu machen.

Im Gefolge dieser Begebenheit glaubten die Spa=nier berechtigt zu seyn, von der Colonie St. Sacra=ment Besitz zu nehmen. Aber die Portugiesen setzten sich unter dem Vorwande entgegen: daß, die Be=wohner von Uruguay nur zerstreut seyen und wahr=scheinlich sich bemühen würden, ein Land wieder einzu=

nehmen, aus dem sie durch Uebermacht vertrieben worden wären. — Diese Schwierigkeiten verhinderten die Vollziehung des Vertrags, der im Jahr 1761 gänzlich gebrochen wurde. Seitdem wurden diese Wüsten abermals der Schauplatz des Kriegs und des Mords, bis Portugal, der Hülfe seines mächtigsten Alliirten beraubt,*) gezwungen ward, Spaniens Gesetz anzunehmen. Durch die Verträge von 1777 und 1778 trat es auf immer die Colonie St. Sacrament ab und erhielt dafür das Territorium des St. Peter-Flusses, das ihm schon früher entrissen war, wieder.

Achter Abschnitt.

Politische Eintheilung Brasiliens. — Bürgerliche und kirchliche Regierung. — Sclavenhandel. — Gegenwärtiger Zustand der Urbewohner.

Brasilien ist gegenwärtig in 14 Provinzen oder Capitanerien eingetheilt, deren Namen, von Norden nach Süden gerechnet, folgende sind: Para, Maranhon, Siara, Rio-grande, Paraïba, Tamaraca, Fernambuc, Segerippe del Rey, Bahia (Bahia de todos los Santos, Allerheiligen-Bay),

*) Englands, während des nordamericanischen Freiheitskrieges.

Rio das Velhas, Porto-seguro, Spiritu-santo, Rio-de-Janeiro und San-Vincente.*)

Jede dieser Provinzen steht unter einem besondern Gouverneur. Es scheint natürlich zu seyn, daß diese Gouverneurs sich den allgemeinen, vom Vicekönige gegebenen Verordnungen fügen müßten, welches aber nicht der Fall ist. Sie sind ganz unabhängig von seinem Ansehn, weil sie ihre Verhaltungsbefehle direct

*) Brasilien ist in große und kleine Gouvernements getheilt. Die Gouverneurs der Ersteren führen den Titel: Gouverneur und General-Capitán; die der Letztern bloß den Titel: Gouverneur. Obgleich diese unmittelbar mit dem Hofe correspondiren und ihre Berichte an den Minister und Staatssecretär der Colonieen und des Seewesens machen, sind sie doch den Erstern in vielen Hinsichten untergeordnet. Folgendes ist das richtige Verzeichniß der großen und der zu ihnen gehörenden kleinen Gouvernements.

1) Rio-Janeiro. Vor Ankunft des portugiesischen Hofs hierselbst führte der Gouverneur den Titel: Vicekönig und General-Capitán zu Lande nud Wasser. Hierzu gehört als kleines Gouvernement: die Insel St. Catarina.

2) Bahia mit den kleinen Gouvernemts: Espirito-santo und Segeripe Del Rey.

3) Fernambuco mit dem kleinen Gouvernements: Ceara und Paraïba. Diese stehen in Civil- und Militär-Angelegenheiten seit einigen Jahren nicht mehr unter Fernambuco.

4) Para, mit dem kleinen Gouvernements: Rionegro, Macapa und Rio-grande do Norte.

von der portugiesischen Regierung erhalten und nach Lissabon den Bericht von Allem, was in ihrem Gouvernement vorgefallen ist, erstatten müssen. Sie sind auf 3 Jahre ernannt, aber ihre Anstellung wird gewöhnlich verlängert. Das Gesetz verbietet ihnen, eine Frau aus den ihrer Gerichtsbarkeit unterworfenen Orten zu heirathen, sich auf irgend eine Art Handel einzulassen und irgend ein Geschenk oder sonstige Vortheile für Erfüllung der Geschäfte ihres Amtes zu nehmen, welche Verordnungen seit mehrern Jahren strenge erfüllt worden sind.

Die Individuen, welche freiwillig ihre Stelle niederlegen oder von der Regierung zurückgerufen werden,

5) Maranhao, mit dem kleinen Gouvernement: Piauhy.

6) Minas-Geraes.

7) Matto-Grosso.

8) Goyazes.

9) San-Paulo.

10) Rio-grande de San Pedro seit dem Februar 1807. Die Gouvernements Tamaraca, Rio das Velhas, Porto Seguro und San-Vincente existiren nicht, sondern sind Bezirke der verschiednen Gouvernements, die nie einen eignen Gouverneur gehabt haben.

N. d'A.

sind gehalten, vor vom Mutterlande ernannten Commissåren Rechnung von ihrem geführten Amte abzulegen. Jeder Bürger hat dann ohne Unterschied des Ranges das Recht, sie anzuklagen.*) Stirbt ein Gouverneur während seines Amts, so treten der Bischof, der commandirende Officier und die erste Magistratsperson an seine Stelle bis zur Ankunft seines Nachfolgers.

*) Man ernennt nur Commissåre zur Prüfung des Betragens eines Gouverneurs, wenn er vor Ablauf der drei Jahre, die sein Amt in der Regel dauert, von seinem Posten abgerufen wird, welches selten der Fall ist, wenn nicht schwere Klagen von dem Volke gegen ihn erhoben worden sind. Dies ist auch der Fall mit den vom Könige ernannten Magistratspersonen, wie den Juizes de fora, Provedores, Ouvidores und Intendentes, welche såmmtlich auch für drei Jahre ernannt sind, aber oft, wie die Gouverneurs, långer in ihren Stellen bleiben. Wenn aber diese Magistratspersonen durch Andere ersetzt werden, so ernennt der Gouverneur, unter dem sie stehen, einen Commissår, der mehrentheils der Nachfolger der abgehenden Magistratsperson ist, um gesetzmäßig Erkundigungen über die Verwaltung, die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Letztern einzuziehen. Man nennt dieses im Portugiesischen: tirar residencia. Jeder kann sich dann beklagen, wenn er Beweise gegen die vormalige Magistratsperson vorbringen kann. Das hierüber abgehaltene Protocoll wird durch den Gouverneur an das Ober-Tribunal der Colonien (Conselho ultramarino) geschickt. Dieses erstattet darüber Bericht an den Souverån. Findet sich darin keine schwere, gegen die ehemalige Magistratsperson bewiesene Klage, so wird er zu einer höhern Stelle ernannt. Im entgegengesetzten Falle, bleibt er dienstlos.

Dieselben Formalitåten finden in Portugal in Hinsicht aller Magistratspersonen Statt, nur mit dem Unterschiede,

Die Rechtpflege in Brasilien gleicht der des Mutterlandes. In jedem Bezirke ist ein Richter angestellt, von dessen Entscheidungen man an die Obergerichte zu Rio-Janeiro und Bahia, zuweilen gerade nach Lissabon, wenn die Sache sehr bedeutend ist, appellirt. Die Provinzen Para und Maranhao haben das Recht, mit Uebergehung oben erwähnter Obergerichte geradezu nach Lissabon zu appelliren. — In Criminalsachen findet ein anderer Gang Statt. Kleine Vergehen werden von dem Richter jedes Bezirks bestraft; größere Verbrechen gehören aber jederzeit vor den Richterstuhl des Gouverneurs und einer bestimmten Anzahl Beisitzer.*)

daß hier das höchste Justiztribunal (Decembargo do Paço) die Untersuchung verordnet und dem Könige davon Bericht erstattet. — In allen Staaten der portugiesischen Monarchie kann Niemand eine obrigkeitliche Stelle erhalten, ohne studiert zu haben und ohne im weltlichen oder geistlichen Rechte graduirt zu seyn. Außer den mit ihren Stellen verbundenen Einkünften, welche durch die Gesetze bestimmt sind, erhalten sie eine Besoldung vom Regenten.

In Hinsicht der Mitglieder der Obergerichtshöfe (Decembargadores, Appellationsgerichte) zu Rio-Janeiro und Bahia giebt es keine residencia, sondern wenn die 6 für ihren Dienst bestimmten Jahre abgelaufen sind, senden die Gouverneurs, als Präsidenten dieser Appellationsgerichte an das Obertribunal der Colonien einen Bericht über das Betragen dieser oberen Magistratspersonen ein.

R. d'A.

*) Dies ist nicht der Fall. Schwere Verbrechen gehören für die Appellations-Kammer (Relaçao), die dann zur Justiz-

In jeder Provinz giebt es ein eignes Tribunal, bestimmt, die zum Vortheil von Personen, die jenseits des Meers (nicht in Brasilien) wohnen, gemachten Vermächtnisse zu untersuchen. Die Mitglieder derselben haben kein bestimmtes Gehalt, erhalten aber 5 Procent von den Capitalen, welche nach Portugal (jetzt nach Rio-Janeiro) überschickt und in einer zu diesem Entzweck errichteten Kanzlei niedergelegt werden.

Der Gouverneur und 4 Magistratspersonen verwalten das Finanzwesen jeder Provinz. Jährlich werden ihre Rechnungen an die königliche Schatzkammer zu Lissabon (jetzt zu Rio-Janeiro) überschickt und daselbst mit der größten Genauigkeit untersucht.

Der Militärstand hat hier dieselbe Verfassung, wie sonst in Portugal. Die Truppen stehn unter dem Gouverneur, der die Macht hat, alle Officiere, die nicht Hauptmannsrang haben, zu ernennen. Auch die Militz steht unter seinen Befehlen. Diese besteht aus allen Bürgern ohne Unterschied, ausgenommen die Hidalgos, d. i. die Adlichen vom ersten Range, welche von allen persönlichen Diensten frei sind. Jedes Mitglied der Militz schafft sich seine Uniform selbst an. Im Innern des Landes wird sie nur im Falle unbedingter Nothwendigkeit zusammen berufen. Zu Fernambuco, Bahia und an andern Or-

kammer wird und welcher der Gouverneur und in dessen Abwesenheit der Kanzler vorsitzt. Ein Todesurtheil kann ohne königlichen Befehl nicht vollzogen werden, und die Acten werden deshalb an den Hof gesendet.

R. d'A.

ten der Küste, wird sie jährlich einen Monat in den Waffen geübt, während dessen sie Sold von der Regierung erhält. Die Neger und Mulatten bilden eigne Corps; aber die Eingebornen werden unter die Colonisten aufgenommen. Gewöhnlich beläuft sich die Zahl der regulirten Truppen auf 8000 und die der Miliz auf 30,000 Mann. *)

Der König hat allein das Recht des Zehnten und des Ertrags der Kreuzzüge als Großmeister des Christordens.

Nach und nach sind in Brasilien sechs Bisthümer errichtet worden, welche sämmtlich dem im Jahr 1552 gestifteten Erzbisthum zu Bahia untergeordnet sind. Die Prälaten, welche die bischöflichen Stühle einnehmen, sind sämmtlich Europäer. Ihre von der Regierung bezahlte Besoldung geht von 300 bis 8000 Thaler. **)

Kein Glied der niedern Geistlichkeit, mit Ausnahme der Missionare, erhält eine Besoldung von der Regierung.

*) Das Militär in Brasilien war selbst vor Ankunft der königlichen Familie viel zahlreicher, als der Verfasser angiebt. Bloß zu Rio=Janeiro stand ein Corps von 10,000 M. regulirter Truppen, wie er selbst an einer andern Stelle zugiebt. Schon vormals befanden sich in Brasilien 24,000 Mann regulirter Truppen und gegen 50,000 Mann gut organisirter Militzen. Für die Regimenter der Letztern werden die Majors und Adjudanten, oft selbst die Obersten, aus den Linientruppen entnommen.

N. d'A.

**) Es giebt in Brasilien 1 Erzbisthum: Bahia und acht Bisthümer: Matto=Grosso und Cujaba, Goyazes,

Aber die Habsucht der Pfarrer wird sattsam durch die Abgaben befriedigt, welche sie unter verschiedenem Vorwande von ihrer Gemeinde fordern. Sie verstehen die Kunst, die Unwissenheit, den Aberglauben und die Bigotterie der Einwohner zu besteuern. Denn außer einer bestimmten jährlichen Abgabe, welche sie von jeder Familie fordern, lassen sie sich für jede Geburt, Ehe und jedes Begräbniß 12 Groschen bezahlen. In den Bergwerksbezirken ist diese Abgabe doppelt so groß.

In Brasilien soll gesetzmäßig kein regelmäßiges Kloster Statt finden. Doch findet man in Bahia und Rio-de-Janeiro dergleichen für fromme Frauen und außerdem über 20 Klöster, welche verschiednen Mönchsorden gehören. Die beiden reichsten gehören den Benedictinern, die sich durch ihren Müssiggang eben so sehr, als durch die Verdorbenheit ihrer Sitten auszeichnen. Keiner dieser Orden erfüllt die Strenge und die Verläugnung seiner selbst, welche die Stifter derselben zur Regel machten. *) In den Provinzen, in welchen sich Goldgruben befinden, waren dergleichen Stiftungen gesetzlich verboten. Aber die Jesuiten benutzten ihre Macht und hatten

Maranhao, Mariana, Para, Fernambuco, Rio-Janeiro und San-Paulo. Das mindest einträgliche Bisthum bringt 4000, einige 6000 und das Erzbisthum 8000 Crusaden (à 18 gr. C. M.) ein. Außerdem hat jeder Bischof einen Palast zu seiner Wohnung.

R. d'A.

*) Es finden sich in Brasilien mehrere Klöster und sind sie nicht gesetzmäßig gestiftet, so sind sie es durch den Willen des Kö-

Einfluß genug, diese heilsame Verordnung zu umgehen. Nach Auflösung ihres Ordens ist keinem Andern die Niederlassung in gedachten Provinzen gestattet worden.

Die Eroberung dieses Landes hatte die deutlich erklärte Absicht, die Eingebornen zu Christen zu machen und beträchtliche Summen wurden zu dem Unterhalt der Mönche verwendet, welche den Urbewohnern dieses Landes das Evangelium predigen sollten. Seit mehrern Jahren hat aber kein Mönch sich an diese gefährliche, vielleicht unnütze Unternehmung gewagt. Sir George Staunton erzählt, daß zu der Zeit, in welcher er sich in diesem Lande befand, einige zu Rio-Janeiro sich aufhaltende italienische Missionare, welche die heidnischen Völker Brasiliens bekehren wollten, zu den Letztern, welche in die Stadt kamen, die schon Bekehrten von ihrem Stamme schickten, um sie entweder durch Geschenke, oder durch Ueberredung gleichfalls zu Christen zu machen.

Nie war die Inquisition gesetzmäßig in Brasilien eingeführt. Doch waren die Colonisten nicht immer gegen dieses grausame Tribunal gesichert. Die als Agenten desselben bekannten Geistlichen der Colonie zeigten denselben

nigs, welcher Gesetz ist. Im Allgemeinen ist das Betragen der Individuen von beiden Geschlechtern, welche sich dem Kloster hingeben, musterhaft und wenn zufällig Einige sich von ihren Pflichten entfernen, so sind dies Ausnahmen von der Regel, welche man überall findet, wo es Zünfte, oder vielmehr wo es Menschen giebt.

N. d'A.

blutgierigen Geist, der ihre Principale beseelte. Ihr heiliger Eifer, oder richtiger, ihre unbarmherzige Wuth, erglühete vorzüglich bei der Beschuldigung des jüdischen Glaubens. Gegen Anfang des vergangenen Jahrhunderts wurden die Verfolgungen so weit getrieben, daß von 1702 bis 1718 der Schrecken und die Muthlosigkeit, welche sie unter den Colonisten verbreiteten, alle ihre Industrie lähmte. Die Pflanzungen wurden vernachlässigt und alle Handelszweige begannen zu welken. Aber seit dieser Zeit hat sich der fanatische Eifer dieser Gewissensväter gemäßigt. Inzwischen sind Aberglauben und eine pünktliche Anhänglichkeit an das äußere religiöse Ceremoniell noch die hervorstechendsten und unterscheidendsten Charakterzüge der portugiesischen Colonisten.*)

In dem ganzen Umfange Brasiliens zählt man wenigstens 600,000 Sclaven, die entweder alle in Afrika geboren, oder von denen, welche aus diesem Lande hierhergebracht wurden, erzeugt worden sind. Es findet keine eigne Verordnung in ihrer Hinsicht Statt; doch wird allgemein anerkannt, daß man sie nach dem gemeinen Rechte richten müsse. Jährlich werden gegen 20,000 ein=

*) Alle Schriftsteller, welche von Portugal und dessen Colonien handeln, schreiben einander ab, wenn die Rede von der Inquisition ist. Ohne Zweifel war dieses Tribunal einst schrecklich. Aber seit 50 Jahren hört man kaum noch etwas davon. Es nimmt gegenwärtig bloß Kenntniß von den schwersten, schändlichsten und überwiesensten Verbrechen, welches keinen Nachtheil bringt.

R. d'A.

geführt, um ihre Zahl immer in gleichem Verhältnisse zu erhalten. Jedes Individuum kostet gegen 200 Thaler. Vor ihrer Einschiffung in Afrika erhebt der Agent des portugiesischen Hofes in diesem Lande eine Abgabe von 10 Reis von jedem Kopfe, welches jährlich an 400,000 Thlr. betrug, eine Summe, die nicht zu den öffentlichen Einkünften gerechnet, sondern als Privateigenthum des Königs betrachtet wird.

Diese Unglücklichen *) werden von ihren Herren ernährt und gekleidet. Man überläßt ihnen ein kleines Stück Landes, zu ihrem eignen Erwerbe, welches sie an zwei festgesetzten Tagen in jeder Woche bearbeiten. Die Fleißigen unter ihnen gewinnen dadurch oft so viel, daß sie ihre Freiheit erkaufen können, welche sie für eine bestimmte Taxe jedesmal verlangen dürfen, wenn sie von ihrem Herrn mishandelt oder unterdrückt werden. Vorzüglich dieser Hoffnung und diesem persönlichen Interesse ist die kleine Zahl weglaufender Sclaven hier zuzuschreiben, welches vorzüglich selten in der Nachbarschaft der Bergwerke der Fall ist, wo sie von dem Ertrage des Feldbau's leben. Wer von einer Sclavin geboren ist, wird auch ein Sclave, seine Farbe sey, welche sie wolle, da man hier tausend Abstufungen derselben vom Schwarzen zum Weißen findet. Die der Krone zuständigen Sclaven,

*) Die Sclaven werden in Brasilien im Allgemeinen sehr gut behandelt und sind, so gut wie ihre Herren, den Gesetzen des Landes unterworfen.

N. d'A.

werden mehrentheils bei den Diamantgruben und andern öffentlichen Arbeiten gebraucht.

Andere stehen im Dienste der Klöster und bloß die Benedictiner haben mehr als tausend auf ihren Pflanzungen. Diese Geistlichen behaupten, daß die Mulatten, so wie die andern Sprößlinge aus vermischten Geschlechtern, im Allgemeinen viel Verstand und Genie besitzen. Sie haben einige dieser Kinder mit eben so viel Sorgfalt, als Erfolge erzogen und während Sir George Staunton's Aufenthalte in Brasilien, sagte ihm einer dieser Mönche mit triumphirender Miene, daß vor Kurzem ein Individuum aus gemischter Abkunft stammend in Lissabon Professor geworden sey.

Die Neger und Mulatten, welche ihre Freiheit erkauft haben, genießen alle Rechte der Bürger, können aber weder Priester werden, noch irgend einen Dienst bei der Regierung, auch keine Officiersstelle, als nur in ihren eignen Bataillons erhalten. Selten heirathen die Colonisten Negerinnen. Sie begnügen sich, mit ihnen in unerlaubter Verbindung zu leben, was nach den Sitten des Landes gestattet ist.

Die Tyrannen dieser Unglücklichen geben ihnen alle Arten von Verbrechen Schuld. Ohne zu läugnen, daß sie Fehler haben, welche aus ihrem verworfnen Zustande entstehen, kann man behaupten, daß das Zeugniß von Menschen, welche die Würde ihres Geschlechts so weit entehren, mit Menschen wie mit Vieh zu handeln, kein sonderliches Gewicht hat. Unglücklicher Weise ist man

nur zu geneigt, den zu verläumden und verächtlich zu machen, dessen Charakter man herabgewürdigt hat, gleich als wenn man durch Anschuldigung von Vergehungen und Verbrechen Anderer, die Eignen rechtfertigen oder verschleiern könnte.

Hätten die Portugiesen, statt in ihre neuen Besitzungen die Sclaverei der Neger und alle daraus entstehende Uebel einzuführen, verstanden, sich durch ein weises und aufgeklärtes Benehmen, die Freundschaft der Eingebornen zu erwerben; hätten sie sich bemüht, die ihnen eigenthümliche Gefühllosigkeit zu überwinden, indem sie ihnen die Vortheile des bürgerlichen Lebens kennen lernten; hätten sie, mit einem Worte, darauf hingearbeitet, aus den Eingebornen und den Colonisten nur ein und dasselbe Volk zu bilden, so wäre ihr dortiger Aufenthalt eine Wohlthat für eines der schönsten Länder der Erde geworden. Aber die Eroberer des neuen Continents waren so unmenschlich und so unklug, daß, als sie kaum eine feste Niederlassung in Brasilien gegründet hatten, sie über die Eingebornen herfielen, sie auf öffentlichem Markte verkauften und sie, gleich Sclaven in den Pflanzungen zu arbeiten zwangen.*)

*) Die Eingebornen sind keine Sclaven und genießen aller Rechte freier Bürger. Bis Brasilien hinreichend bevölkert ist, fällt es unmöglich, Negersclaven aus Afrika zu entbehren, weil die Eingebornen zu schwach für die Arbeiten in den Pflanzungen sind. Da sie frei sind, und wenig Bedürfnisse haben, so bearbeiten sie nur so viel Land, als zu ihrer eignen Erhaltung nöthig ist. Alles, was der Verfasser über diesen

Im Jahr 1570 verbot König Sebastian, daß man Brasilier, mit Ausnahme derer, die in einem rechtmäßigen Kriege gefangen würden, zu Sclaven mache. Dieser Befehl war weise, aber die Portugiesen viel zu träge, selbst ihre Ländereien zu bauen und auch viel zu hochmüthig dazu, da eine Art Schande mit dieser Arbeit verbunden war, erfüllten ihn nicht. Auch hatte man damals noch nicht Afrikaner genug eingeführt, um den Bedürfnissen der Pflanzer zu entsprechen. Ein Edict König Philipp des Zweiten, bestätigte König Sebastian's Verbot und verkürzte sogar die Zeit der Sclaverei der im Kriege Gefangenen auf 10 Jahre. Aber die Colonisten kümmerten sich nicht darum. In den Jahren 1605 und 1609 wurden neue Befehle zum Vortheile der Eingebornen von Europa, aber auch vergebens, geschickt. Als König Philipp der Dritte erfuhr, daß die vorhergehenden Befehle in dieser Hinsicht gar nicht befolgt wurden, gab er ein Edict heraus, nach welchem die, welche hinfort sich nicht den königlichen Verordnungen für diesen Fall fügen woll-

Gegenstand sagt, ist weiter nichts, als seyn sollendes, philantropisches Geschwätz.

N. d'A.

Unbegreiflich ist dieses unbillige Urtheil des Herrn D'Andrade über die Aeußerung des Verfassers. Die gegenwärtige Lage der Brasilier mag seit 1755 allerdings viel besser seyn, als ehemals, wo sie trotz wiederholter königlicher Verbote, die der Verfasser aufführt und die Herr D'Andrade wohl nicht erwogen hat, unablässig von den Colonisten zu Sclaven gebraucht wurden.

Anmerkung des Uebersetzers.

ten, eine beträchtliche Geldstrafe entrichten sollten. Wie aber dieser Befehl nicht mehr, als die Vorigen geachtet ward, beklagten sich die Missionare laut über die Unterdrückung der bekehrten Eingebornen. Ihre Vorstellungen bestimmten den Hof zu Lissabon, die Befehle gegen die Sclaverei der Brasilier zu wiederholen; aber der innere Zustand der Colonie und der Geist der Unabhängigkeit, der in allen Classen der Colonisten überhand zu nehmen anfieng, veranlaßten den portugiesischen Hof seine Würde zu verläugnen und die Vollziehung seiner gerechten Befehle aufzuschieben. Zugleich gestattete er, daß Kinder, die von einer Negerin und einem Brasilier erzeugt wären, Sclaven bleiben mußten. Endlich entschlossen sich die, über den wenigen Ertrag der schwachen und langsamen Anstrengungen der unglücklichen Ureinwohner, ungeduldigen Colonisten, sie nach und nach durch afrikanische Sclaven zu ersetzen, ausgenommen die, welche in wenig fruchtbaren Districten lebten und nicht im Stande waren, Sclaven zu kaufen.

Trotz der verschiednen Verordnungen der Regierung, die in dieser Hinsicht im Anfange des vorigen Jahrhunderts erschienen, dauerte diese Barbarei bis 1755, wo alle Brasilier ohne Ausnahme für Bürger und unabhängig erklärt wurden. Jetzt ihren Besiegern gleich gestellt, sahen sie dieselbe Laufbahn der Ausübung ihrer Talente eröffnet und es war gestattet, Anspruch auf die höchsten Stellen und alle Würden der Colonie zu machen. Verschiedene Umstände verhinderten oder lähmten die gute Wirkung, welche man von der politischen Verbesserung

ihrer Lage erwarten konnte. Der wichtigste von Allen ist vielleicht der Mangel eines freien Umgangs zwischen ihnen und den Portugiesen. Der größte Theil derselben bewohnt Dörfer, deren Aufsicht und Polizei einem Europäer anvertraut ist, welcher die Macht hat, ihre Angelegenheiten zu leiten und sie nach ihrem Verdienste zu bestrafen oder zu belohnen. Er hat die Oberaufsicht über den Verkauf aller Lebensmittel, der zum Vortheil der Gemeinde geschieht, muß den zehnten Theil der Territorialerzeugnisse den Agenten des Gouverneurs abliefern, und jedem von denen, die in eine Art von Knechtschaft gefallen sind, seine Arbeit aufgeben. Diese Agenten stehen unter einem Oberhaupte, der ein weit größeres Ansehn besitzt. Man begreift leicht, zu welchem Grade der Erniedrigung und Schwäche, ein solcher gesellschaftlicher Zustand ein Volk führen muß. Wollte man an dieser Wahrheit zweifeln, so braucht man nur die Trägheit und Nachlässigkeit der Bewohner der brasilischen Dörfer mit der Industrie und dem außerordentlichen Verstande vergleichen, welche die kleine Zahl der Eingebornen zeigt, die unter den Portugiesen leben und deren Handlungen und Bewegungen eben so frei sind, als die ihrer Herrn.

Neunter Abschnitt.

Bemerkungen über die Winde und Strömungen, die man auf dem Atlantischen Meere trifft. — Die Insel Frio. — Bemerkungen über den Haven von Rio-Janeiro. — Beschreibung dieser Hauptstadt. — Allgemeine Schilderung des Landes. — Naturerzeugnisse. — Handel. — Manufacturen. — Militär-Anstalten. —

Wenn man aus Europa nach Brasilien fährt, müssen die Schiffe in der Wahl des Längengrades, unter dem sie den Aequator durchschneiden wollen, durch die in verschiednen Zeiten des Jahres hier herrschenden Winde bestimmt werden. Ist die Sonne südlich vom Aequator entfernt, so fangen die Südostwinde an, bis gegen 7° n. B. zu wehen und treiben die Schiffe bis zu 27° w. L. und selbst weiter, ehe sie durch den Aequator gegangen sind. Steht die Sonne aber im Norden, so kann man den Aequator in mehr östlicher Länge durchschneiden, weil der dann herrschende Wind größtentheils der Nordwest ist. Gelangt man bis zum 17° s. B., so wirken schon Brasiliens Küsten, welche sich unter 22° 40′ s. B. zeigen, auf die Winde.

Das nördlich der Insel Frio gelegene Land ist sehr hoch und unregelmäßig. Seine zugespitzten Berge sind mit senkrechten Bändern gestreift, welche ihnen von Weitem den Anschein von Wasserfällen geben.

Steuert man gegen Frio in südlicher Richtung, so erblickt man bald eine kleine Insel von mäßiger Höhe, die etwa ¾ Meile von der Küste Brasiliens entfernt ist. Der Canal, welchen diese Insel bildet, gestattet eine freie Durchfahrt. Die Insel Frio liegt gegen 5 Meilen in S. W. von Ersterer und die Küste, welche sich zwischen beiden Inseln erstreckt, scheint ganz frei von Klippen zu seyn. Der Boden von Frio ist hoch. Eine Vertiefung in der Mitte derselben giebt ihr den Anschein von zwei getrennten Inseln. Die Meerenge, welche sie von Brasilien scheidet, ist fast ¼ Meile breit und scheint von Untiefen frei zu seyn. Sie liegt unter 22° 2′ s. B. und 41° 31′ 45″ w. L. Segelt man westlich gegen Rio de Janeiro, so erblickt man eine mit weißem Sande bedeckte Küste. Diese ist hoch und regellos gebildet und an ihr liegen zwei, oder drei kleine Inseln.

Mehrere der erfahrensten englischen Seefahrer, unter andern der Capitän Makintosch im Dienste der ostindischen Compagnie, empfehlen den für Rio de Janeiro bestimmten Schiffen, sobald sie am Cap Frio angelangt sind, ihren Lauf zwischen S. W. und S. S. W. 7 bis 8 Meilen zu nehmen, statt längs der Küste hinzusegeln, weil die Landwinde ihren Einfluß schon in dieser Entfernung äußern. Vormittags herrscht durchaus Windstille; Nachmittags aber fast immer ein frischer Südwestwind. Es ist rathsam, immer gerade aus von diesem Punkte, bis zu den kleinen Inseln, die unterhalb des schiefen Zuckerhuts an der Westküste der

Einfahrt zum Haven von Rio de Janeiro liegen, zu steuern. Von diesen kleinen Inseln treibt der Wind das Schiff an die entgegengesetzte Seite der Mündung des Havens, wo das Fort Santa-Cruz liegt und dem man sich bis auf 60 Ruthen nähern kann. Von hier aus gelangt man schnell und sicher in den Haven. Capitän Makintosch setzt hinzu: auf seiner ersten Reise habe er fünf Tage eine sehr unangenehme und schwierige Fahrt machen müssen, ehe er in diesen Haven hätte einlaufen können, weil er sich längs der Küste gehalten hätte, inzwischen er durch den oben angezeigten Weg, dieselbe Entfernung in noch nicht 24 Stunden ohne Mühe und Sorge zurücklegte.

Sir Erasmus Gower, der im Jahr 1792 die nach China bestimmte englische Gesandtschaft führte, bemerkt, daß man den Eingang zum Haven von Rio de Janeiro erblickt, wenn man das Fort Santa-Cruz und eine kleine, befestigte Insel, Fort Lucia genannt, die fast gerade im Gesichtspunkte liegt, vor Augen hat. Zwischen beiden Forts befindet sich ein, etwa ½ Stunde breiter Canal, der in den Haven führt. Beide Küsten desselben sind steil; die des Forts Santa-Cruz senkrecht. Die See ist hier 6 Faden tief. Die wenige Breite des Canals verursacht hier starken Flutwechsel, welcher aber die Schiffe nicht an dem Einlaufen in den Haven hindert, da der Seewind immer frisch bläs't. Bei der Einfahrt hält man sich am besten in der Mitte des Canals, oder fährt längs dem Fort Santa-Cruz hin. Ungefähr eine Meile vom Eingange des

Havens, findet man 18 bis 19 Faden Tiefe. Diese nimmt allmählich bis 8 und 7 Faden Tiefe ab, man könnte diesen Ort, da er der am wenigsten tiefe ist, die Bank nennen. Er liegt ungefähr ½ Meile vorwärts vom Fort. Je mehr man sich Santa Cruz nähert, desto tiefer wird das Wasser. Die Tiefe beträgt hier 17 bis 18 Faden.

Brasilien ist das einzige Land auf der Erde, China und Japan ausgenommen, in dem man so viel Mistrauen bei Annäherung fremder Schiffe zeigt und wo man so viele Hindernisse antrifft, ehe man die Erlaubniß erhält, zu landen. *) Lord Anson und andere Seefahrer, welche ihm auf Entdeckungsreisen vorangegangen waren, fanden an diesen Küsten eben dieselben Schwierigkeiten, welche man bis jetzt, wie es scheint, daselbst noch antrifft. Jedes Schiff muß, ehe es in den Haven einläuft, eine Schalouppe mit einem Officier nach dem Fort Santa-Cruz schicken, von welchem man letztern nach dem Palaste des Vicekönigs führt, um Se. Excellenz von der Ankunft des Schiffs, oder der Flotte und den Bewegungsgründen, die sie in diesen Haven führten, zu unterrichten. Auch muß

*) Vor Ankunft des portugiesischen Hof's in Brasilien, war die Einfahrt fremder Schiffe, ausgenommen, wenn sie Noth dazu zwang, verboten, weil man alle erforderlichen Vorsichtsmaasregeln nahm, um die Contrebande zu verhindern Allein man war darin nicht einmal strenge genug, weil viel Contrebandehandel troz der Wachsamkeit der Gouverneurs getrieben ward. N. d'A.

die Flagge so bald wie möglich, aufgesteckt seyn, es müßte dann die Pratica oder die mit dem Besuche des Schiffs beauftragte Schaluppe schon am Borde desselben angelangt seyn. Dieses Verfahren wird so strenge beobachtet, daß selbst ein portugiesisches Schiff, welches das Fort vorbeisegeln will, angerufen und gezwungen wird, die Anker zu werfen, bis es die Erlaubniß erhalten hat, in den Haven einzulaufen. Der Zustand, die Stärke, die Bestimmung und die Bedürfnisse des Schiffs, müssen genau durch den Capitän angegeben werden. Findet man seine Angaben durchaus genugthuend, so wird Befehl ertheilt, dem Schiffe den nöthigen Beistand zu leisten. Aber Keinem der Mannschaft desselben ist es erlaubt, an das Land zu gehen, es sey dann auf die Stufen, die dem Palaste gegenüber liegen und selbst dies darf nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß geschehen. Jeden begleitet ein Officier oder ein Soldat, so lange er am Lande verweilt. Canots mit Wache umgeben das Schiff. Gegen Kauffartheischiffe werden diese Maasregeln mit noch mehr Strenge vollzogen, als gegen Kriegsschiffe. Das Innere des Havens bietet alle Bequemlichkeiten dar, die Schiffe zur Ausbesserung umzulegen. Hier legen daher sich alle Schiffe vor Anker, welche dieses Bedürfniß haben, so wie die, welche Waaren aus = oder einladen. — Der äußere Haven wird mit Recht als der möglichst gesunde Ort angesehen. — Die Breite von Rio = de = Janeiro ist 22° 4′ s. und die Länge 42° 44′ w. von Greenwich (334° 55′ 30″ öst. von Ferro). Die Declination der Magnetnadel beträgt 4° 55′ w. Die

Fluth steigt $7\frac{1}{2}$ Stunden, $5\frac{1}{2}$ engl. Fuß senkrecht. Das Fahrenheitsche Thermometer steht gewöhnlich zwischen 70° und 90°.

Der Haven von Rio-de-Janeiro ist einer der vorzüglichsten, welchen man kennt, und es würde schwer seyn, Einen anzugeben, der ihn an Umfang überträfe, oder der so viel Sicherheit Schiffen aller Art darböte. Der Eingang ist auf der einen Seite durch den schiefen Kegel, der oben erwähnt ist, von der andern durch eine gewaltige Granitmasse, welche das Fort Santa-Cruz trägt, begränzt. Der Mitte nahe, liegt die kleine Insel, auf der das Fort Lucia steht. Schmal bei seinem Eingange erweitert sich dieser Haven allmählich, bis zu einem Durchmesser von $\frac{3}{4}$ bis 1 Meile. Sein Grund ist schlammicht und vortrefflich. Mehrere Arme desselben dringen weiter, als das Auge reicht, in das Land. Hier und dort ist er mit kleinen Inseln bedeckt, von denen einige bloß Vegetabilien, andere aber Häuser und Befestigungswerke tragen. Zahlreiche Dörfer, Güter und Pflanzungen, durch kleine sandige Buchten von einander getrennt, gewähren eine immer neue Ansicht und verschönern die Küsten dieses geräumigen Havens, während das Auge in die Ferne durch die Gipfel der, sich unter tausend verschiedenen, malerischen Formen erhebenden und bis zu ihrer Spitze mit Waldung bedeckten Berge, beschränkt wird.

Die Capitanerie Rio-de-Janeiro nimmt die Strecke der Küste ein, welche bei dem Flusse Doce

beginnt und am Rio-grande de San-Pedro aufhört. Im Lande hat sie die große Bergkette zur Gränze, die vom Una bis Minas-Geraës streicht. Sie umschließt gegenwärtig die Bezirke: Espirito-Santo, Cabo-Frio und Süd-Paraïba, welche ursprünglich Privatpersonen als Lehn ertheilt waren, in der Folge aber den Besitzungen der Krone einverleibt wurden.

Am südlichen Ufer und etwa 1 Meile vom Eingange des Havens liegt San-Sebastian (de Enero), gewöhnlich nur Rio genannt, die Hauptstadt dieser Provinz. Sie ist auf einer hervorspringenden Landspitze erbauet. Die, sie von der hintern Seite umgebende, Gegend ist mit Felsen und Hügeln bedeckt, von denen die meisten mit prachtvollen Bäumen, Häusern, Klöstern und Kirchen bedeckt sind, was zusammen einen höchst mannichfaltigen Anblick bildet. An der Spitze der, sich in den Haven erstreckenden, Erdzunge liegt ein Benedictiner-Kloster und ein die Stadt beherrschendes Fort.

Gegen dieser Spitze über liegt: Ilheo dos Cobras, (die Schlangen-Insel). Ein schmaler Canal trennt sie von der Stadt, der doch tief genug ist, um die größten Schiffe durchzulassen. Auf derselben liegt ein sehr bequemes Werft, Magazine und andere Gebäude für die Schifffahrt. Fahrzeuge, welche mit Rio handeln, finden längs dem Ufer dieser Insel sehr sichern Ankergrund.

Diaz de Solis entdeckte den Haven von Rio de Janeiro, im Jahr 1525. Daselbst bildete Villegagnon mit einer Hand voll französischer Protestanten seine kleine Niederlassung, welche, wie oben schon gesagt ist, in der Folge von Emanuel de Sa zerstört ward. Dieser Seefahrer legte nun hier, durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Sanftheit des Klima angelockt, den Grund einer Stadt, deren Reichthum und Wichtigkeit seitdem ungemein gestiegen sind.

Einige Häuser sind aus behauenen, andere aus Ziegelsteinen erbauet und alle mit sehr schönem Schiefer bedeckt und mit einem, mit Gitterfenstern umgebenen Altan versehen. Die Straßen sind im Allgemeinen gerade, gut gepflastert und mit trefflichen Seitenwegen versehen. Die meisten schließen sich mit einer Capelle, in die sich das Volk alle Abende haufenweise begiebt, um zu beten und Lobgesänge vor dem Bilde eines Heiligen anzustimmen, das prächtig gekleidet, in einer vergoldeten Nische, die durch Glasthüren verschlossen ist, steht und vor dem eine Menge Wachskerzen brennen. In keiner Stadt finden so häufige religiöse Ceremonien Statt, als in dieser. Den ganzen Tag kündigt der Ton der Glocken oder auch zuweilen der Knall geworfener Raketen den Augenblick ihrer Feier an. Nach Sonnenuntergang ist es sehr schwer durch die Straßen zu gehen, weil sie mit Prozessionen erfüllt sind. *) An

*) Diese Angabe ist ungemein übertrieben. Fremde Protestanten finden jede, außer den Kirchen geübte, Andachtshandlung

allen Ecken trifft man das Bild der Jungfrau Maria in einem Glasgebäuse eingeschlossen, dem jeder Vorübergehende seine Huldigung erzeigt.

Man sieht hier kein, einer besondern Aufmerksamkeit werthes öffentliches Gebäude, wenn es nicht die Münze ist. Die Kirchen sind sämtlich traurig und mit geschmacklosen Zierathen versehen.

Eine Wasserleitung von beträchtlicher Länge führt über die Thäler den Bewohnern der Stadt ihr Wasser zu. Sie besteht aus einer doppelten Reihe von Bogen, welche übereinander stehen und trägt viel zur Verschönerung der Stadt bei. Auf den öffentlichen Plätzen befinden sich Brunnen, bei den eine Wache steht, welche auf die gleiche Vertheilung des Wassers Acht haben muß, da es für die Bedürfnisse der Bewohner nicht in hinreichender Menge vorhanden ist.*) Oft muß man lange warten, ehe man das bestimmte Maaß Wasser erhalten kann. Ein Theil des Wassers des Brunnens, der auf dem Damme dem Palaste gegenüber liegt, ist für die Schiffe bestimmt. Man leitet es in die Tonnen, die in den Schaluppen

anstößig. Jedes Volk hat aber seine Gebräuche und es ist immer gut, sie zu behalten.

N. d'A.

*) Nicht, weil nicht genug Wasser da ist, stehen Wachen bei den Brunnen, sondern um Ordnung zu halten, damit diejenigen, welche zuerst mit ihren Tonnen kommen, sie eher füllen können, als Andere, die später kommen, was recht ist.

N. d'A.

bleiben, mittelst eines wollenen oder baumwollenen Schlauches, Hose genannt, der vom Brunnen bis zur Tonne geht.

Capitän Cook fand, daß sich dieses Wasser nicht lange auf der See frisch halte. Dies mußte von einer fremdartigen, in den Fässern abgelagerten Materie, oder aus irgend einer andern Ursache herrühren, da andere Seefahrer versichern, daß es sich in langdauernden Seereisen vollkommen frisch erhält. Erwähnter Damm ist sehr groß und so, wie mehrere Häuser, aus Granit gebauet, der in dieser Gegend sehr häufig ist. Die hohen kegelförmigen Felsen am Eingange des Havens, bestehen alle aus diesem Steine und enthalten eine große Menge Feldspath. An der Südwestküste des Havens zieht ein schroffer Fels vorzüglich die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. Er besteht aus säulenförmigen, dem Basalt ähnlichen Massen und hat eine thonartige Grundlage. Auf ähnlichem oder sandigem Grunde erheben sich alle Granitlager der Umgegend.

Diese Stadt war vor den letzten politischen Veränderungen in Europa die Hauptniederlage aller Reichthümer Brasiliens, um nach Portugal zu gehen, so wie ihr Haven der Sammelplatz der mit europäischen Producten für die neue Welt beladenen Schiffe. Hieraus kann man leicht abnehmen, daß die Sitten der hiesigen Bewohner denen der andern reichen Hauptstädte glichen. Also sind Gefühllosigkeit, Wortbrüchigkeit, Rachbegierde und Ausschweifungen jeder Art nicht selten bei dem hiesigen Volke, inzwischen die Bürger der höhern Stände sich allen Arten

des Luxus hingeben, den Reichthum nur verschaffen kann. Man giebt den Männern Sittenlosigkeit und den Frauen Schuld, daß sie zuweilen die Bescheidenheit und Zurückhaltung vergessen, welche die Zierde ihres Geschlechts machen. *) Diese Meinung hat mir von jeher zu gewagt geschienen und was sie veranlaßt hat, ist vielleicht der eigene Gebrauch, den immer die Damen dieser Stadt geübt haben, Blumensträuße, die sie in der Hand tragen, den ihnen auf der Straße begegnenden Männern, selbst Fremden zu geben. So haben sie auch die Gewohnheit, sich allein oder mit ihren Sclavinnen auf ihren Altan zu setzen und Blumen auf die Vorbeigehenden zu werfen, welche Laune oder vorübergehender Geschmack sie auszeichnen läßt. Es können allerdings aus diesem Gebrauche innigere Verbindungen entstehen, aber es wäre ungerecht, daraus zu folgern, daß ein Intriguengeist allgemein bei den Damen dieser Stadt verbreitet sey. Man weiß, daß es zu Lissabon gewisse Tage giebt, die man Tage de l'intrusion nennt, an denen die Damen auf ihren Balcons sich damit belustigen, Blumenbouquets auf die Vorübergehenden zu werfen. Wahrscheinlich stammt daher dieser Gebrauch der portugiesischen Damen in America, aus Lissabon.

*) Die Sitten der Bewohner von Rio-Janeiro sind nicht mehr verdorben, als die der Bewohner aller großen Städte. Es ist ganz einfach, daß Menschen, die in einem sehr heißen Klima leben, im Allgemeinen mehr sinnliches Vergnügen lieben, als die Bewohner des Nordens.

N. d'A.

Sie haben in der Regel schöne schwarze Augen und ein lebhaftes, geistvolles Ansehn. Gewöhnlich gehen sie in bloßem Kopfe und lassen ihre Haare in langen, mit Bändern und Blumen geschmückten Flechten fliegen. Früh und Abends versäumen sie nie die Kirche und bringen den übrigen Theil des Tages an ihrem Fenster zu. Abends spielen sie die Guitarre oder das Clavier, während man Thüren und Fenster öffnet, um frische Luft einzulassen. Geht zufällig ein Fremder vorbei und bleibt, um die Musik zu hören, stehen, so ist es nicht selten, daß der Vater, Gemahl oder Bruder der schönen Virtuosin, ihn höflich einladen in das Haus zu kommen.

Kein Mann, selbst von der niedrigsten Classe, geht hier ohne Mantel aus und die vom mittlern und höhern Stande erscheinen niemals öffentlich ohne Degen. Opern, Schauspiele, Maskeraden sind bei beiden Geschlechtern beliebt. Ein öffentlicher Garten, der am Seeufer am Ende der Stadt liegt, mit grünen Parterren, welche von dem dichten Laube der dazwischen stehenden Bäume beschattet, Schutz gegen die Sonnenstrahlen geben, geheimnißvollen Lauben und grüngemalten Bogengängen, an denen die prachtvollsten und wohlriechendsten Blumen, welche nur unter den Wendekreisen gedeihen, emporranken, gewährt einen höchst lieblichen Aufenthalt für Personen von guter Gesellschaft, welche hier nach dem Abendspaziergange ausruhen. In der heißen Jahreszeit sind die Lauben mit Gesellschaften angefüllt, welche in denselben nach vor-

tugiesischer Sitte ein geschmackvolles Abendessen einnehmen, dessen Reiz wohl noch durch Musik und zuweilen durch ein Feuerwerk erhöhet wird. Oft überläßt man sich diesem Genusse bis an den Morgen. Mitten in diesem Garten ist ein großer Springbrunnen in künstlichen Felsen ausgehauen, und mit den gut genug gebildeten Figuren zweier Krokodile verziert, aus deren Rachen das Wasser emporspringt und in ein marmornes Beken zurückfällt. Auf dieser Wasserfläche scheinen aus Bronze gebildete Wasservögel zu schwimmen. In weniger Entfernung von diesem Springbrunnen, sieht man mit Bewunderung einen Papayasbaum von Kupfer, der grün übermalt ist. Diese Nachahmung eines diesem Klima eigenen Baumes, soll beträchtliche Arbeit und Kosten gemacht haben. An der Seite dieses Gartens, welche an das Meer stößt, liegt eine schöne Terrasse von Granit, auf deren Mitte ein zweiter Springbrunnen angebracht ist. Oberhalb steht die Bildsäule eines Kindes, welches in der einen Hand einen Vogel hält, aus dessen Schnabel das Wasser in das Becken fällt und in der andern eine Inschrift mit den Worten hat: Son utile ainda brincando, (ich nutze auch im Spielen). An beiden Enden dieser Terrasse sind zwei geschmackvolle viereckige Gebäude, welche unsern Gartenhäusern gleichen. Die Mauern des Einen sind mit Gemälden bedekt, welche verschiedene Ansichten des Havens und den hier sehr lange getriebenen Wallfischfang, bevor die zu große Zahl der Schiffe, die an diesem Fange Theil nehmen wollten, diese Thiere nöthigten, diese Meergegend ganz zu verlassen, darstellen. Die aus Muscheln be-

stehende Decke, stellt verschiedene Zeichnungen dar und das aus demselben Stoffe zusammengesetzte Karnieß bildet verschiedene Fischarten, welche der Küste Brasiliens eigen sind, sehr gut ab. — Das Karnieß des andern Gebäudes, ist mit den Gemälden einiger der schönsten Tropikvögel verziert. Diese Gemälde sind aus den Federn dieser Vögel zusammengesetzt. Die Wände sind mit mehreren großen, zwar nicht gut ausgeführten Gemälden bedeckt, welche aber das Verdienst haben, die vorzüglichsten Erzeugnisse abzubilden, welchen dieses Land seinen Reichthum dankt. Hier findet man die Ansicht der Gegenden, in denen Gold und Diamanten gewonnen werden, so wie die Art ihrer Gewinnung und ihrer Abscheidung von dem Lager, das sie ursprünglich enthielt, abgebildet. Eben so ist hier der Bau des Zukkerrohrs, mit den verschiedenen Verfahren den Saft heraus zu pressen und ihn in Körner zr verwandeln; des Maniocks, mit der Art, wie man daraus die Kassave und den Tapiok bereitet; endlich die Cultur des Kaffees, des Reißes und des Indigos mit dem Verfahren, wie die Erzeugnisse dieser Pflanzen zu Handelsgegenständen bereitet werden, dargestellt. In diesem Garten, der den Namen: Passao publico führt, werden auch Schauspiele zur Belustigung des Volks gegeben. Die Absicht dieses öffentlichen Lustgartens, welche die Gesundheit und das Vergnügen der Einwohner ist, drücken zwei Granit-Säulen aus, auf deren einer die Worte: o saude do Rio und der andern die: o amor do publico steht. Die Art, wie dieser Garten angelegt ist, seine Verzierungen und der allgemeine Charakter der Ver-

gnügungen, welche man in demselben genießen kann, könnten ihm den Namen; Vaux-Hall von Rio geben. Nur wäre der große Unterschied zwischen dem Londner und dem hiesigen, daß hier alle Jahreszeiten hindurch jedes Gewächs sich entwickelt und mit aller Kraft und Frischheit der Jugend blüht, keines sich Blätterloß und vertroknet zeigt und daher das Auge nie durch das Bild von Gegenständen trübe wird, welche im Zustande des Absterbens erscheinen.

Ueber der Stadt liegt an der Küste des Meeres ein anderer Garten, ursprünglich zum Anbau von Pflanzen bestimmt, welche sich zum Unterrichte angehender Pflanzenkenner eignen. Da aber diese Wissenschaft hier so wenig, wie alle übrigen, geschätzt wird, so ist dieser Garten nur wegen einer kleinen Anpflanzung für Erzeugung der Cochenille merkwürdig. Die Eifersucht der Portugiesen gegen Ausländer erlaubt diesen nicht, sich genauen Unterricht über dieses Insect und die Bereitung der Farbe aus ihm zu verschaffen.

Hr. Barrow, der durch eigenthümliche Verhältnisse mehr Begünstigung und Freiheit, als andere Reisende genoß, war im Stande der Welt schätzbare Nachrichten über dieses kleine Thier mitzutheilen, welches wahrscheinlich nicht dasselbe ist, welches Linné: Coccus cacti coccinelliferi nennt. Dieser große Naturforscher schildert es, als sey sein Rücken flach, seine Füße schwarz und seine Fühlhörner Pfriemen- oder Pyramidenförmig; aber das in Rio hat einen nach oben gebogenen

Rücken; die Füße sind hellroth und die Fühlhörner einem Rosenkranze ähnlich. Das Männchen ist ein schönes, zartes Insect. Sein Leib ist hellroth, welche Farbe der Schminke, rother Lack genannt, gleicht. Die Brust ist von elliptischer Form und leicht an den Kopf befestigt. Die Fühlhörner haben fast die Länge des Körpers. Die Füße sind glänzender roth, als die übrigen Theile. Zwei weiße, zarte, fast dreimal so lange Faden, als der Leib dieses Insects ist, gehn von dem Ende seines Unterleibes aus. Seine Flügel sind doppelt, gerade, blaß Strohfarben und von sehr feinem Gewebe. Das Weibchen hat keine Flügel, einen längeren Bau, auswärts gewölbte Seiten und einen noch stärker auswärts gebogenen Rücken, welcher mit einem feinen Pflaume, der der schönsten Baumwolle gleicht, bedeckt ist. Querfurchen gehen über den Unterleib. Der in der Brust liegende Mund, ist mit einem braunen, in das Purpurrothe fallenden Schnabel bewaffnet, der ihm dazu dient, seine Nahrung aus den Pflanzen, auf denen es lebt, zu ziehen. Die sechs Füße sind hell und glänzend roth. Zwanzig Tage nach seiner Geburt wird es fruchtbar und stirbt, nachdem es einer zahllosen Nachkommenschaft das Daseyn gegeben hat. Die Neugebornen sind so klein, daß man sie leicht für Eier dieser Insecten hält. Einen Tag lang geben sie kein deutliches Zeichen des Lebens; aber bald darauf fangen sie an sich mit vieler Gewandheit auf der Oberfläche des Blatts, wohin ihre Mutter sie legte, zu bewegen. In dieser Zeit erscheinen sie, durch ein Mikroskop betrachtet, wie kleine, formlose Punkte von einem rothen, mit

einem feinen baumwollenartigen Pflaume bedekten Stoffe. In drei bis vier Tagen erblickt diese baumwollenartige Hülle auch das unbewaffnete Auge. Das Insect, welche sie bedeckt, entwickelt sich bald, bis fast zu der Größe eines Reißkorns. Im Verhältniß des Wachsthums vermindert sich das Bewegungsvermögen; und ist das Thier völlig ausgebildet, so hängt es sich fest an das Blatt und bleibt in einem Zustande von Erstarrung an demselben haften. Jetzt nimmt man es von der Pflanze ab, um es zu benutzen. Welche Weibchen legen ihre Jungen eben dahin, wie oben gesagt ist. Die baumwollenartigen Hüllen, welche diese Insecten bedekken, sind mit mehreren cylinderförmigen, auf das Blatt senkrechten Zellen angefüllt. Dieses sind die Puppen der Männchen, durch welche schon drei Tage, ehe das Insect zu seiner Vollkommenheit gelangt, die wachsenden Flügel desselben sich zu zeigen anfangen. In diesem Zustande genießt es sein Daseyn nur drei oder vier Tage, während deren es sich mit dem Weibchen begattet. Die Pflanze, auf welcher diese kleinen Insecten leben, heißt zu Rio: Drumbela, ist ein Cactus und wahrscheinlich die von Linné Cactus Opuntia genannte Art. Die Blätter derselben sind dick. Die obere Seite ist flacher, als die untere und fast ausgehölt. Ihre Form ist beinahe oval und sie sind ohne Stiele. Ein Blatt wächst immer aus dem Rande des Andern, wie aus einem Stamme hervor und ist mit runden, Zollangen Stacheln bewaffnet. Diese Pflanze erhebt sich wohl auf zwanzig Fuß Höhe. Gewöhnlich aber läßt man sie nur

8 Fuß hoch wachsen, weil diese Höhe für den Cochenillesammler bequemer ist. Auch glaubt man, daß durch diese Zurückhaltung des Safts die untern Blätter mehr nährend für diese Insecten werden. Anfänglich sind die Blätter dunkelgrün, nehmen aber, wenn sie größer werden, eine gelbliche Farbe an. Ihr Mark hat dieselbe Farbe, wie ihre äußere Fläche. Man entdeckt sehr leicht die Anwesenheit der Insecten auf dieser Pflanze. Sie gleichen einem über die flache, oder concave Seite des Blatts dünn zerstreuten weißen Staube, die bald nachher mit kleinen Erhöhungen von der Art des weißen Pflaums, der, wie oben gesagt ist, der schönsten Baumwolle gleicht, bedeckt wird.

Auf dem Cactus befindet sich noch ein anderes Insect, welches sich von dem Coccus oder der Cochenille ernähren soll. Im vollkommenen Zustande gleicht es sehr dem vierflügeligen Insect, das man Ichneumon nennt. Bei genauerer Untersuchung sieht man aber, daß es nur eine zweiflügelige Fliege ist.

Die Raupe dieses Insects hüllt sich in die Wolle, welche die Cochenille umgiebt, ein, und kann von derselben nur dadurch unterschieden werden, daß sie etwas länger ist, ihre Füße minder kurz sind und der Pflaum an ihr nicht fest sitzt, den man nur mit Mühe vom Coccus abtrennen kann. So wie sie ihre Haut verwandelt, geht sie aus dem Pflaume auf den nackten Theil des Blattes hervor und nimmt sehr schnell an Größe zu. Ihre glänzend rothe Farbe verwandelt sich in Hellgelb. Ihr Leib ist

mit Ringen umgeben, welche mit bräunlichen Flecken gesprenkelt sind. Nach einigen Tagen geräth sie in einen Zustand von Erstarrung. Bald darauf zieht sie ihre Ringe mit Heftigkeit zusammen und legt eine dicke Kugel von einer reinrothen Materie. Hierauf hängt sie sich an einen Stachel des Blatts, wird daran Puppe und bald nachher eine vollständige Fliege. Die rothe Materie, welche dieses Insect, ehe es in den Puppenzustand übergieng, von sich gab, läßt vermuthen, daß jedes andere Insect, welches sich von derselben Pflanze nährt, fähig sey, einen eben solchen Stoff von sich zu geben. Wenn man reife Cactusfeigen ißt, welche einen scharlachrothen Saft haben, so werden zuweilen die Excremente dadurch roth gefärbt.

Der wenige Vortheil, welchen die Portugiesen in Rio von der Cochenille ziehen, rührt von einem Fehler in der Einsammlung her. Zwei- oder dreimal in der Woche begeben sich die, zu dieser Arbeit bestimmten Sclaven in die Cactuspflanzungen und machen mittelst eines, wie eine Feder geschnittenen Bambusrohres alle ausgewachsene Insecten, welche sie finden, von dem Blatte los, aber zugleich mit ihnen eine Menge noch nicht vollkommener Insecten. Daher sind die Blätter niemals halb mit diesen Thieren bedeckt, weil viele Weibchen vor dem Legen getödtet sind. Die Eingebornen in Mexico bedienen sich einer, von dieser sehr verschiedenen, Methode. Nachdem die periodischen Regen vorbei sind und durch die Wärme die Feuchtigkeit verdampft ist, befestigen sie an die Stacheln der Cactusblätter kleine Büschel von dem zartesten Moose, welche

eben so viel Nester bilden, zehn bis zwölf Insecten in ihrer vollkommenen Größe enthalten können. In einigen Tagen wird nun eine zahllose Menge dieser Insecten erzeugt, welche sich über die Aeste und Zweige der Pflanze verbreiten, bis sie den Ort gefunden haben, der sich am besten eignet, ihnen Nahrungssaft zu geben. Sind sie daselbst zu ihrer völligen Entwickelung gelangt, so verlieren sie das Bewegungsvermögen und man sammelt sie zum Gebrauch ein, läßt aber genug zurück, um wieder neue zu erzeugen. Diese Insecten werden durch ein sehr einfaches Verfahren in Cochenille verwandelt. Wenn aber bei physischem Leiden die unglückliche Schnecke eben so große Schmerzen erduldet, als der sterbende Riese, so ist dieses Verfahren eben so grausam, als einfach. Die Insecten, erst in einem hölzernen Napfe aufbewahrt, werden darauf auf einer Schüssel von Steingut ausgebreitet und lebendig über ein Holzkohlenfeuer gestellt, wo sie langsam braten, bis ihre baumwollene Hülle verschwunden und der wässerige Theil des Thieres verdampft ist. Während dieser Operation bewegt man die Insecten mittelst eines zinnernen Löffels und besprengt sie zuweilen mit Wasser, um das gänzliche Rösten zu verhindern, welches die Farbe zerstören und das Thier in Kohle umwandeln würde.

Einige Uebung lehrt den Augenblick kennen, in welchem man sie von dem Feuer zurückziehen muß. Dann gleichen sie runden, dunkelrothen, kleinen Kugeln, die Cochenille heißen und so wenig ihre ursprüngliche Form, als Insect, behalten, daß dieser kostbare Färbestoff schon lange in Europa bekannt und gesucht war, ehe die Natur-

forscher bestimmt hatten, ob er zum Thier-, Pflanzen-, oder Mineral-Reiche gehöre.

Der Garten in Rio erzeugt jährlich nicht mehr als 30 Pfunde von dieser Waare. Bei gehörigem Verfahren würde dieselbe Zahl der Pflanzen sechsmal so viel liefern. Zu Marica und Saquarinca, unfern dem Cap Frio, giebt es beträchtliche Cactus-Pflanzungen, und es ist leicht, sie aus den Sprößlingen zu vermehren, die man abnimmt und in der kalten und regnigten Jahreszeit an einen, der Sonne ausgesetzten Ort steckt. Die Insecten erzeugen sich in der trockenen Jahreszeit vom October bis zum März und werden in dieser gesammelt. Den Gewinn der Cochenille hat die Handelsfreiheit vergrößert, da sonst der Handel derselben ein Monopol der Krone war.

Zu Rio sind die Wissenschaften und selbst die Kenntniß der Literatur gänzlich vernachlässigt. *) Um dieses

*) Die Bewohner von Rio de Janeiro und des ganzen Brasiliens, welche fast allgemein Ackerbau und Handel treiben, beschäftigen sich vielleicht weniger mit Literatur und Wissenschaften, als die Völker Europa's. Inzwischen zeichnen sich die Brasilier, welche die Universität Coimbra besucht haben, ehrenvoll aus und es giebt unter ihnen sehr gelehrte. Die Bischöfe von Coimbra und Braganza, geborne Brasilier, sind Männer von Kenntniß und Verdienst und in Hinsicht der Naturkunde hat diese Colonie zwei sehr ausgezeichnete und den gelehrten Mineralogen Europa's wohlbekannte Männer erzeugt, nämlich die Herrn: *Jozé Bonifacio d'Andrade* und *Manoel Ferreira da Camera*. In der Dichtkunst haben sich die Brasilier, deren Einbildungskraft einen sehr hohen Schwung hat, von jeher ausgezeichnet.

N. d'A.

zu beweisen, wird es hinreichend seyn, zu bemerken, daß man in einer so großen und reichen Stadt nur zwei bis drei Buchhändler findet, welche nur einige alte Schriften über Theologie und Heilkunde besitzen. Es giebt hier nicht einmal eine Naturaliensammlung, obgleich die Regierung einen Mann besoldet, der Insecten und Vögel sammeln soll. Diese Sammlung enthält wenige Stücke, welche nicht in den Europäischen Naturaliencabinetten wären.

Obgleich in diesem weiten Lande Wissenschaft und Literatur noch in ihrer Wiege liegen, so beginnen doch die natürlichen Springfedern der menschlichen Vernunft ihre Wirkung zu äußern. Diese Meinung zu begründen, möge hier nur das Interesse und die Begierde, mit welchen alle Classen der Colonisten, vorzüglich junge Männer, dem Laufe der französischen Revolution folgten, angeführt werden. Obgleich durch das blutige Verfahren, welches ihren Gang bezeichnete, empört, wußten sie dasselbe von der Liebe zur Unabhängigkeit, welche ein, vielleicht verirrtes Volk dahin führte, die Banden zu zerbrechen, welche falsche philosophische Grundsätze ihm unerträglich machten und das Joch einer gemäßigten und väterlichen Regierung, aus Haß abzuwerfen, wohl zu unterscheiden. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die beschränkenden und nachtheiligen Verordnungen des Mutterlandes, sie bald veranlaßt haben würden, sich gegen einen entfernten Scepter zu empören, wenn nicht neue, unvorhergesehene Begebenheiten den Sitz der portugiesischen Regierung nach Brasilien versetzt hätten. Die Zeit

allein kann lehren, ob dieser Schritt die vortheilhaften Folgen haben wird, welche einige eifrige Politiker in dem gegenwärtigen Stande der europäischen Angelegenheiten, sich davon zu versprechen scheinen.

Die Volksmenge von Rio wird auf 43,000 Menschen geschätzt, von denen 40,000 Neger und Farbigte und 3000 Weiße sind. *)

Man findet daselbst wenig Eingeborne. Einige ihrer Kinder sind in portugiesischen Familien aufgenommen. Sie zeigen aber immer den Wunsch, zu den Gewohnheiten eines wilden Lebens zurückzukehren. Man braucht Erstere fast nur als Ruderer, ein Fach, in welchem sie eine wenig gemeine Gewandtheit zeigen. Sie scheinen noch immer angeerbten Widerwillen gegen die Eroberer ihres Landes zu hegen und halten sich, so fern sie können, von den portugiesischen Niederlassungen. Sie nehmen noch einen beträchtlichen Theil der Küste zwischen Rio und Bahia ein und verhindern den freien Verkehr zwischen beiden Bezirken zu Lande, indem sie ohne Bedenken einzelne wehrlose Personen anfallen.

Die Bewohner zeigen äußerlich einen Anschein von Wohlstande und Zufriedenheit. Ihre Wohnungen sind geräumig und bequem, auch einige prächtig meublirt. Alle häusliche Geschäfte werden von Sclaven besorgt, welche in dieser Hauptstadt nicht das Bild des Elends

*) Vor Ankunft des Hofs betrug die Bevölkerung Rio de Janeiro's 50,000 Seelen. Gegenwärtig mag sie doppelt so stark seyn. N. d'A.

darstellen, wenn man sie mit denen in den Pflanzungen vergleicht, welche unter dem strengen, grausamen Drucke eines unbarmherzigen Vorgesetzten seufzen. Sie scheinen einen lebhaften, fröhlichen Sinn zu besitzen und lieben Tanz und Musik sehr. Sehr oft sieht man in Rio Neger, welche die öffentlichen Wagen fahren, auf einem Instrumente, meistentheils auf einer Guitarre spielen, wenn sie grade ohne Beschäftigung sind. Aber auch alle hiesige Einwohner haben einen unwiderstehlichen Trieb zum Vergnügen und zur Freude. Selbst die ernste und erhabene Religion theilt ihrem Betragen nichts Trauriges oder Ernsthaftes mit.

Es giebt in dieser Stadt drei Manns- und zwei Frauen-Klöster. Weder die Einen noch die Andern zeigen die mindeste Neigung zu irgend einer Uebertreibung ihrer Andacht, welche ihnen einen Genuß versagen könnte. Die Nonnen zeigen sich ohne Schwierigkeit am Gitter, und unterhalten sich frei mit den Fremden, welche Neugierde in ihr Kloster führt.

Die Stadt Rio mußte seit einigen Jahren, wie man wohl denken kann, sich durch die Wichtigkeit ihrer Handelsverhältnisse und Unternehmungen, ungemein vergrößern und verschönern. Verhältnißmäßig hat auch die Volksmenge zugenommen, und Alles kündigt den Wohlstand dieser Stadt an. Die Magazine und Kaufmannsladen sind nicht nur mit englischen Fabrikwaaren angefüllt, welche zur Bequemlichkeit der Einwohner dienen, sondern auch mit solchen, welche ihren Luxus befriedigen

und ihrem Stolze schmeicheln können. Die Stadt sieht täglich durch neuerbaute Privat- und öffentliche Gebäude ihre Gränzen erweitert, und alle Klassen des Handelsstandes scheinen sehr beschäftigt zu seyn.

Außer dem oben beschriebenen Garten giebt es in der Nachbarschaft der Stadt mehrere öffentliche, sehr gut angelegte Spaziergänge, in welche sich die Einwohner nach beendigten Geschäften begeben.

Der Aufenthalt hier ist übrigens nicht sehr gesund. Beispiele von langem Leben sind hier sehr selten, was man mehr der individuellen Lage der Stadt und andern Umständen, als dem ungesunden Klima zuschreiben muß. Sie ist von allen Seiten, ausgenommen gegen den Haven zu, von hohen, mit zahlreichen und stark belaubten Bäumen bedeckten Bergen umgeben, welche den freien Luftzug verhindern, und die sich am Tage erhebenden feuchten Dünste schlagen sich in der Nacht, als Nebel oder Staubregen nieder. Ein anderer, zu der Ungesundheit Rio's beitragender, Umstand ist das stehende Wasser bei der Stadt. Mit wenigen Kosten könnte man durch Austrocknung der Moräste und Ausfüllung derselben mit Erde diesem Uebel abhelfen. Aus dieser unverantwortlichen Sorglosigkeit entsteht ein andres, vorzüglich für hier ankommende Fremde sehr empfindliches Uebel, da diese stehenden Wasser Millionen Mücken erzeugen.

Außer der Cochenille-Manufactur, von der bei Gelegenheit des botanischen Gartens oben geredet ist, findet

sich hier noch eine beträchtliche von einer andern Art. Sie liegt am innern Theile des Havens und gehört einer privilegirten Gesellschaft, welche der Krone ein Fünftheil ihres Gewinnes entrichtet. Man siedet in derselben Thran aus dem Specke eines großen, schwarzen Wallfisches (Balaena physalus), der ehemals bis in den Haven kam, jetzt aber bei der Insel St. Catharina und an andern Orten der Küste gefangen wird. Auch das Fischbein, welches man von den Barden dieses Thieres erhält, wird hier gereinigt und gespalten, ehe es nach Europa geht. Der Fang dieses Fisches, so wie der des Kaschelots (Physeter cotodon), welche sich jetzt auf die Untiefe bei der Insel St. Catharina und auf die Allerheiligenbai beschränkt, könnte mit großem Vortheile auf die ganze Küste, so wie auf das hohe Meer zwischen Brasilien und dem grünen Vorgebirge ausgedehnt werden. Die Holländer fanden den Wallfischfang ungemein einträglich. Im J. 1697 gewannen sie daraus über zwei Millionen ihrer Gulden, und war auch der Fang in anderen Jahren nicht so ergiebig, so zogen sie doch immer daraus beträchtliche Einkünfte.

Auch mehrere andere Nationen treiben in diesen Meeren den Wallfischfang mit Vortheil. Der weiße Wallfisch (Physeter macrocephalus) bietet einen noch einträglichern Handelszweig dar. Nicht selten langt aus dem großen Ocean ein englisches Schiff zu Rio an, welches 70 dieser Fische am Borde hat, von denen Jeder, Einer in den andern gerechnet, einen Werth von 1300 Thalern hat. Zuweilen ist ein Wallfisch so groß, daß er über 6000 Thaler werth ist.

Auch werden die Küsten Brasiliens von andern Seethieren besucht, die man ebenfalls benutzen könnte, wie der Hippopotamus oder das angolische Seepferd und die Syrene (Trichecus manatus), welche eine große Menge zu Lampen und andern Absichten taugliches Oel geben würde. Den unangenehmen Geruch dieses Oels könnte man ihm bald durch mehrmaliges Waschen mit warmem Wasser nehmen.

Die Wichtigkeit der Fischerei, nicht nur in Bezug auf den Handel, sondern als Mittel die Seemacht eines Landes zu vermehren, fällt zu sehr in die Augen, um eines Beweises zu bedürfen. England und Holland geben uns überzeugende Beispiele von dieser Wahrheit. Der berühmte de Witt schlägt in seinen politischen Aufsätzen die Bevölkerung der vereinten Provinzen zu 2,400,000 Seelen an, von denen nach ihm 750,000 allein vom Ertrage der Fischerei leben. Die gute und reichliche Nahrung, welche sie den Seeleuten gewährt, ist ohne Widerspruch eines der Mittel, welches am meisten zu der kolossalen Macht der brittischen Marine beiträgt.

Wenn die neue Regierung Brasiliens ihren Fischfang bis an die Azoren und Madera erweiterte, und einen regelmäßigen bei den Inseln des grünen Vorgebirges anlegte, wie andere Nationen, so würde sie nicht nur Fische genug zu der eignen Consumtion im Lande haben, sondern es würden ihr noch genug übrig bleiben, um sie an die Nachbarn gegen andere Artikel, die sie bedürfte, vertauschen zu können.

Trotz der vormaligen Eifersucht des Mutterlandes und den daraus folgenden Bedrückungen der Colonie,

troß mehrerer Maasregeln, deren Eine eben so muthraubend war, als die Andere, scheint der Speculations- und Unternehmungsgeist seit einigen Jahren große Fortschritte in Brasilien gemacht zu haben. Selbst die Portugiesen von Adel vergessen ihre alten Vorurtheile gegen den Handel, um der Einladung der großen Hülfsmittel, welche dieses, von der Natur so gesegnete Land, dem Gewerbfleiße und dem Handel darbietet, zu folgen. Mehrere von ihnen nehmen an verschiedenen Manufacturen Theil, welche kürzlich in Rio angelegt sind. Ein Mann von hohem Range hat eine Werkstatt eingerichtet, in der gegen hundert Sclaven beschäftigt sind, den Reiß zur innern Consumtion geschickt zu machen. Das dabei gebrauchte Verfahren bietet nichts, was einer besondern Aufmerksamkeit werth wäre, dar, als daß man sich in derselben eines steinigten Sandes bedient, dessen scharfe Ecken sehr viel zur Enthülsung des Reißes beitragen. Der Sand wird dann mittelst eines Siebes vom Reiße getrennt, welches Löcher hat, die wohl den Sand, aber nicht den Reiß durchlassen.

Die mechanischen Künste haben noch nicht viel Fortschritte in dieser Stadt gemacht. Aber täglich verwendet man mehr Sorgfalt auf ihre Ausführung. Die allgemein übliche Getraidemühle hat einen sehr einfachen Bau. Man sieht eine an einem Bache bei der Stadt, die aus einem einzigen Rade von einigen Fußen im Durchmesser besteht. Dieses Rad liegt horizontal unter dem Wasserstrahl, der von einer bedeutenden Höhe in schief, in seinen oberen Rand eingehauene,

Höhlungen fällt und es in eine schnelle Bewegung setzt, während seine Achse, die durch die Mitte eines unbeweglichen Mühlsteines, der oberhalb dem Rade liegt, in einen kleinern Mühlstein einpaßt, der von dem Rade und der Achse desselben die zur Zermalmung des Getraides erforderliche Bewegung erhält. Das Korn wird mittelst eines Mühltrichters zwischen beide Mühlsteine gebracht.

Allein der Wohlstand dieser Stadt, die immer steigenden Reichthümer der Bewohner derselben mögen noch so bedeutend seyn, so schmerzt es doch den Gefühlvollen, hier eine Anstalt zu finden, welche ihre Entstehung dem Leiden und dem Unglücke mehrerer Tausende unserer Mitbrüder zu danken hat. Ich spreche nämlich von den zu Val-Longo bei der Stadt erbauten Magazinen, welche bestimmt sind, den größtentheils aus Angola und Benguela an Afrika's Küste hieher gebrachten Sclaven zur Niederlage zu dienen. Hier werden diese Unglücklichen, gerade wie eine Heerde Vieh, für den Markt zugestutzt. Alles, was Habsucht erfinden kann, wird in das Werk gerichtet, um körperliche Fehler zu verhüllen, und ihre Eigenschaften zu erheben, um für sie den höchstmöglichen Preis zu erhalten. Sie werden gereinigt, gerieben, mit Fette bestrichen und nach ihrer Art geputzt, wie junge Stiere im Stalle. Die Eigenthümer der Sclaven, diese Leute, welche einen schimpflichen Handel mit ihres Gleichen treiben, nennen sich Menschen und Christen. Aber so ist das moralische Verhältniß der Dinge, daß, selbst auf dieser Erde

Ungerechtigkeit niemals ermangelt, sich selbst die verdiente Züchtigung zuzuziehn. Physische und moralische Schwäche ist die nothwendige Folge der Leichtigkeit, welche die Colonisten haben, ihre sinnlichen Gelüste zu befriedigen. Durch die Gewohnheit einer gränzenlosen Gewalt verhärtet, üben sie den größten Despotismus über diese schwachen und hülflosen Wesen. Der mindeste Widerspruch erbittert sie. Sie sind lasterhaft, grausam, hitzig, und oft sind die Pflanzer mitten in ihren prächtigen Wohnungen unglücklicher und tiefer gesunken, als die armen Neger, die unter der Ruthe eines grausamen Aufsehers zittern.

Auf dem Sclavenmarkte zu Rio werden jährlich im Durchschnitte 5000 Sclaven, oder der vierte Theil derer, die jährlich nach ganz Brasilien eingeführt werden, verkauft.

Der Ackerbau hat, wie man leicht denken kann, in diesem Lande wenig Fortschritte gemacht. Die Umgegend von Rio ist hauptsächlich dem Gemüsebau für die Weißen und dem Bau des Reißes, Maniok's, Maisses u. s. f. für die Schwarzen gewidmet. — Die Wege sind so schlecht, daß man mit Pferden und Wagen nur eine gewisse Entfernung von der Stadt zurücklegen kann. Die benachbarten Wälder sind mit Bäumen erfüllt, von denen mehrere noch den Botanikern unbekannt sind und vielleicht gute Dienste zum Schiff- und Häuserbau, auch in andern Absichten leisten könnten. Der Palm-, Mastix-, Mangle- und Gojaven-Baum

sind hier ungemein häufig. Ohne die verschiedenen, schon bekannten Farbehölzer, giebt es mehrere andere, welche, einer chemischen Prüfung unterworfen, Niederschläge von verschiedenen Farben geben. Von einem derselben erhielt man in dem Laboratorium zu Ajuda bei Lissabon eine schöne und dauerhaftere Rosenfarbe, als aus dem Brasilienholze.

Westlich von der Stadt und am Ende eines weiten Waldes liegt das große, fruchtbare Thal: Tijuka. Ueberall umfassen es überhängende Berge, nur nach Süden zu nicht, wo das Meer sich durch eine kleine Oeffnung einen Ausweg gebahnt hat. Die vornehmste Zierde dieser reizenden Gegend ist ein Bach, der sich von der Höhe eines gewaltigen, steilen Granitfelsens herabstürzend, einen prachtvollen Wasserfall bildet und seine Fluthen in dem unten liegenden Thale verbreitet. Seine eingeschlossene Lage macht die Temperatur darin beinahe erstickend und die Hitze wird noch durch die von den Seiten der, an vielen Orten ganz nackenden Berge zurückgeworfenen, Sonnenstrahlen verstärkt. In den hier befindlichen Pflanzungen wachsen Indigo, Maniok, Kaffee, Cacao, Zuckerrohr, Orangen, Ahornbäume und Linden unter einander in größter Menge. Am häufigsten scheint jedoch Kaffee und Zuckerrohr gezogen zu werden.

Mehrere Bezirke des Gouvernements Rio erzeugen Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao und Reiß in Menge. Der von Rio-Grande liefert eine Menge Korn, von welchem man überhaupt in Brasilien reichere Aerndten

macht, als in Europa. Auch die Weintraube erhält hier eine große Vollkommenheit. Aber sie zu keltern ist nicht gestattet, damit dieser Wein nicht dem Verkaufe des portugiesischen schade. Die Ipekakuanha, dieses schon lange beliebte Heilmittel, wächst bei St. Catharina, so wie andere Medicinalpflanzen im Ueberfluß, von denen einige nach Europa gehn, andere aber daselbst wenig bekannt sind.

Sonst war Bahia oder die Allerheiligen-Bay der Hauptsitz der Regierung und der Mittelpunkt des brasilischen Handels. Aber die Entdeckung der Goldgruben und Diamanten unfern Rio de Janeiro haben dieser Stadt einen entschiedenen Vorrang vor Jenem gegeben. Man ist über die Entdeckung der Erstern nicht einstimmig. Man sagt inzwischen ziemlich allgemein, daß die Ureinwohner, welche westlich von den portugiesischen Niederlassungen wohnten, sich goldener Angeln bedienten, und daß man nach langen Untersuchungen und Nachfragen bemerkte, daß die von den Gebirgen herabfließenden Gewässer jährlich eine Menge Goldsandes mit sich führten und nach ihrem Abflusse oder ihrer Austrocknung, das Metall auf dem Sande, der in den Vertiefungen zurückblieb, absetzten.

Seit dieser Entdeckung sind beträchtliche Quantitäten in Brasilien erzeugten Goldes nach Europa gegangen und diese Einfuhr hat sich allmählich vermehrt, seit in andern Gegenden Brasiliens neue Goldgruben bearbeitet wurden. Der Gewinn dieses kostbaren Metalles erfordert keine angestrengte Arbeit, setzt auch den Arbeiter nicht der min-

desten Gefahr aus. Das reinste Gold findet man meistens nahe an der Erdoberfläche, ob man gleich zuweilen drei bis vier Klafter tief graben muß, um auf dasselbe zu kommen. Es liegt gewöhnlich auf einer Lage sandiger Erde, welche die Eingebornen Saïbro nennen. Gewöhnlich geben die regelmäßigen und in gleicher Richtung fortgehenden Lagen die reichste Ausbeute. Inzwischen hat man bemerkt, daß die Gegenden, wo die Oberfläche der Lage die meisten Krystalle enthält, das meiste Gold lieferten. Größere Stücke finden sich auf den Bergen und in Steinklippen, als in den Thälern oder an den Ufern der Flüsse. Ueberall aber hält es 23½ Karat, wenn es nicht mit Eisen, Schwefel, Silber oder Quecksilber vererzt ist, welches selten, ausgenommen zu Goyazes und Araes vorkommt.

Jeder, der einen Ort fand, wo Gold war, mußte davon der Regierung die Anzeige machen. Fanden die zu seiner Untersuchung abgeschickten Kunstverständigen ihn von wenigem Werthe, so ward er dem Publicum überlassen. Hielt man im Gegentheil die Ader für sehr ergiebig, so behielt sich die Regierung einen Theil des Ertrags bevor; der Commandant und der Intendant erhielten Jeder gleichfalls einen Theil und die Entdecker zwei Theile. Der Rest ward unter die Bergleute des Districts, nach Maasgabe der mit ihnen getroffenen Uebereinkunft und der Zahl ihrer Sclaven, vertheilt. Die über diesen Besitz sich erhebenden Streitigkeiten gehörten vor die Entscheidung des Intendanten. Man konnte von seinem Ausspruche an den Rath der Colonien in Lissabon appelliren.

Man behauptet, daß eine wenig starke Goldlage das ganze Land in einer Tiefe von 24 Fuß durchziehe. Aber sie ist zu schwach und zu dürftig, um die Kosten der Gewinnung zu bezahlen. In dem Bette der Bäche, welche ihren Lauf lange Zeit in gleicher Richtung fortgesetzt haben, könnte man viel Gold finden. Man glaubt auch, daß wenn man einen Fluß aus seinem gewöhnlichen Bette ableiten könnte, man einen zuverlässigen Gewinn haben würde.

Gewöhnlich bedient man sich der Sclaven, um den Grund der Flüsse und Ströme aufzuwühlen und das Gold vom Schlamme oder Sande zu waschen. Die Portugiesen unterhalten dazu eine Menge Neger. Jeder muß täglich seinem Herrn wenigstens ein Quentchen Gold liefern. Gewinnen sie durch Fleiß oder Zufall mehr, so wird der Ueberschuß als ihr Eigenthum betrachtet und sie können darüber nach Willkür verfügen. Man behauptet, daß Einige durch dieses Mittel dahin gelangt sind, selbst Sclaven zu kaufen und im Wohlstande zu leben, weil ihre Herren von ihnen täglich nicht mehr, als ein Quentchen reines Gold, das ungefähr 3 Thaler werth ist, fordern können.

Die Eigenthümer der Goldgruben entrichten der Krone den fünften Theil ihres Gewinnes, welcher jährlich im Durchschnitt gegen 2 Millionen Thaler beträgt, so daß der ganze Gewinn auf 10 Millionen Thaler steigt. Rechnet man dazu noch den Werth des Goldes, welches für Silber an Spanien vertauscht wird und welches heimlich nach Europa geht, so beträgt der Ertrag der brasilischen

Goldgruben 13 Millionen Thaler, eine unermeßliche Summe für ein Land, von dem man vor wenig Jahren nicht glaubte, daß es ein Gran Gold erzeuge.

Unter den zahlreichen Fesseln, welche der Hof der Industrie der Brasilier anlegte, verdient das Verbot, daß die Brasilier ihre eigenen Gruben bauen durften, Auszeichnung. Selbst die dazu bestimmten Werkzeuge würden von den Agenten der Regierung weggenommen.

Erst gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts bildete der Diamant einen Ausfuhrartikel aus Brasilien nach Europa. Es verhält sich hier mit diesen Edelsteinen, wie mit dem Golde. Man findet sie nämlich häufig in den Flußbetten. Ehe man ihren Werth vermuthete, fand man sie häufig im Waschgolde und warf sie aus Unwissenheit mit dem Sande und Kiese weg. Auf diese Weise giengen eine Zahl großer Steine, die ihre Besitzer reich gemacht haben würden, durch die Hände einer Menge von Leuten, die weder ihre Beschaffenheit, noch ihren Werth kannten. Antonio Rodriguez Banha war der Erste, welcher denselben vermuthete, und er theilte diese Vermuthung dem Gouverneur Don Pedro d'Almeïda mit. Einige dieser Steine wurden an den Hof von Lissabon geschickt, der seinem Gesandten in Holland, d'Acunha den Auftrag gab, sie dort untersuchen zu lassen. Nach mehreren Proben erklärten Sachverständige sie für sehr schöne Diamanten.

In mehreren Bezirken Brasiliens liegen die Diamanten in einem eisenhaltigen Muttergestein, wie in Golconda

und Visapor. Die man in Flüssen findet, scheinen dahin durch die, von den benachbarten Bergen fallenden Bäche geführt zu seyn. Könnte man hier ihre Lager entdecken, so würde man sie sich mit minderem Aufwand und geringerer Mühe verschaffen können, als aus den Flüssen.

Sobald der Werth dieser kostbaren Steine anerkannt war, strengten die Portugiesen alle Kräfte an, um sie zu sammeln und im Jahr 1731 wurden 1170 Unzen durch die Flotte von Rio-de-Janeiro in das Mutterland ausgeführt. Diese bedeutende Ueberschwemmung mit Diamanten bewirkte, daß der Preis derselben in den europäischen Handelsstädten beträchtlich fiel und bewog die portugiesische Regierung, Maasregeln, um ihnen ihren ersten Werth wieder zu geben, zu nehmen. In dieser Absicht bewilligte er einer reichen Handelsgesellschaft das ausschließende Recht, Diamanten zu suchen; um die Habsucht derselben aber zu beschränken, ward festgesetzt, daß sie nur 600 Sclaven zu dem Aufsuchen derselben brauchen dürfe. Nachher hat sie die Erlaubniß erhalten, die Zahl derselben nach Willkür zu vermehren, wenn sie täglich 1 Rthlr. 8 Gr. für jeden Arbeiter bezahlt.

Um die Unternehmungen dieser privilegirten Gesellschaft noch mehr zu begünstigen, wurden alle Goldgruben, welche in der Nachbarschaft gebaut wurden, verschlossen und diejenigen, welche ihre Hoffnung auf diese, oft so betrügliche, Unternehmung gesetzt hatten, sahen sich gezwungen, ihrer Industrie eine andere Rich-

tung zu geben. Die andern Bürger konnten auf ihren Ländereien bleiben. Die Gesetze verordneten Todesstrafe für Jeden, den die ausschließenden Rechte der Gesellschaft beeinträchtigen würde. Seit aber die Regierung diesen Handelszweig sich selbst zugeeignet hat, steht es Jedem frei, Diamanten zu suchen, unter der Bedingung, sie an die Bevollmächtigten der Krone für den bestimmten Preis, jedoch mit Abzug von 20 Procent von der Summe, abzuliefern.

Die aus Brasilien nach Portugal abgeschickten Diamanten, waren in einem Behältniß mit drei Schlössern verwahrt, deren Schlüssel in die Hände der vornehmsten Glieder der Verwaltung gegeben, von ihnen in eine andere Kiste gelegt und mit dem Siegel des Vicekönigs versiegelt wurden. Während des ausschließlichen Privilegiums wurde dieser kostbare Artikel bei seiner Ankunft in Europa der Regierung überliefert, welche alle, über 20 Karat wiegende, Diamanten contractmäßig für sich behielt und jedes Jahr zum Vortheil der Compagnie einem oder mehreren Contrahenten 40,000 Karat zu einem Preise überließ, der nicht immer gleich war. Von einer Seite machte man sich anheischig, diese Quantität zu nehmen und von der andern, nicht mehr in Umlauf zu setzen. Dieser Contract ward strenge vollführt, das Einkommen an Diamanten mochte groß oder klein seyn.

Vor den letzten Veränderungen, welche mit der portugiesischen Regierung vorfielen, brachte dieser Hof

gegen 60,000 Karat Diamanten jährlich in den Handel, welcher einem einzigen Kaufmann anvertrauet war, der solche nach einer Taxe, von gegen 14 Thalern für das Karat, oder insgesammt mit 845,000 Thalern bezahlte. Der mit brasilischen Diamanten getriebene Schleichhandel, betrug etwa den zehnten Theil des offenen, so, daß der ganze jährliche Ertrag des Diamantenhandels, den man so hoch anzuschlagen pflegte, nur gegen 930,000 Thaler war. Die Kaufleute Lissabon's und anderer portugiesischen Handelsplätze, verkauften die rohen Diamanten an Engländer und Holländer, welche sie, mit mehr oder weniger Geschicklichkeit geschnitten und polirt, den Nachfragen in ihrem Lande zuvörderst überlassen und was übrig bleibt, andern europäischen Völkern verkaufen.

In den Gegenden, wo man das Gold und die Diamanten findet, trifft man auch sehr unvollkommene Amethisten und Topasen, wie auch Sapphire, Smaragden und schöne Chrysolithen. Zuweilen findet man in den Spalten von Talk- oder Glimmerschiefer Hyacinthen und auch Granaten. Da weder diese noch andere edele Steine einem Monopole unterliegen, so kann Jeder, der sie findet, sie nach Belieben benutzen. Der Ertrag dieser aus Rio und andern brasilischen Häven ausgeführten Producte, steigt jährlich auf etwas über 40,000 Thaler, von denen die Krone 1 Procent, also 400 Thaler erhält.

Brasilien besitzt auch Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Spießglanz und Schwefel. Aber der Gewinn

des Goldes hat die Aufmerksamkeit der Colonisten zu sehr auf sich gezogen, als daß sie sich andern nützlichern Speculationen überlassen sollten. Lange Zeit glaubte man, daß Kupfer nicht unter die Erzeugnisse Brasiliens gehöre. Aber neuere Entdeckungen haben das Gegentheil gelehrt. In dem Gouvernement von Rio de Janeiro hat man eine reiche Grube von Kupferkies (Pyrites cupri) entdeckt, von dem der Centner 25 Pfunde reines Kupfer giebt. Aehnliche Kupfergruben sind gleichfalls in dem Gouvernement Minas-Geraës und in anderen Gegenden aufgefunden worden.

In dem Gouvernement von Rio, giebt es außer der Hauptstadt noch mehrere andere, beträchtlichen Handel treibende Städte, wie Cabo Frio, welche durch ihren Salzhandel zu einem großen Wohlstande gelangt ist.

Es giebt in diesem Gouvernement gegen 100 Zukkerrohr Pflanzungen und im Jahr 1580 fieng die Ausführung des brasilischen Zuckers nach Europa an. Da die Portugiesen mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als andere Völker, auf die Erzeugung der Waaren zu wenden scheinen, so behaupten noch jetzt ihre raffinirten Zucker, die weißer und schöner, als die aus den englischen Colonien sind, einen ausgezeichnet höhern Preis. Die Art ihn zu bereiten, ist sehr einfach. Man thut den Zuckersaft in Töpfe und drückt den körnigen Zucker zwei bis drei Zoll tief nieder, um den Syrop abfließen zu lassen, hebt dann sorgfältig die dünne harte Rinde, welche sich auf der Oberfläche bildet, ab und füllt die Töpfe mit

der raffinirenden Mischung. Diese besteht aus weißem Thone, der so lange im Wasser zerrührt ist, bis dieses die Consistenz des Milchrahms erhalten hat. In zehn bis zwölf Tagen, bleicht das den Zucker durchdringende Wasser denselben und den dichten Thon, der ihn bedeckt, kann man leicht mit einem Messer abheben.

Trotz der lästigen Abgaben, welche das Innere dieser und anderer Provinzen drücken, wo Ausfuhr- und Durchgangs-Zölle jeden Handelsartikel zu einem ungemein hohen Preise steigern, erlangen die Pflanzungen täglich mehr Wichtigkeit. Seit einiger Zeit legt man sich noch mehr auf den Anbau des Zuckerrohrs, welches vorzüglich in den Ebenen von Guatacazes Statt findet. Man findet jetzt daselbst mehr Indigo und Kaffeepflanzungen als sonst. Der südliche Theil dieser Provinz bis zu Rio-Grande liefert viel Häute, Mehl und eingesalzene Waaren.

Unter der Capitanerie von Rio-de-Janeiro wird auch die Insel St. Catharina begriffen. Diese 6½ Meilen lange und etwas über 1 Meile breite Insel wird durch eine schmale Straße von dem festen Lande geschieden. Sie hat einen niedrigen Boden und man sieht sie daher aus einer großen Entfernung nicht. In ihrer Mitte entspringt ein Quell, mit trefflichem Wasser. Sie erzeugt im Ueberflusse Holz, köstliches Obst und mehrere Gemüsearten. Die Luft ist, mit Ausnahme des Havens, gesund, an welchem die Bewegung der Luft, durch die benachbarten Berge gehemmt, den Aufenthalt feucht und ungesund macht.

Ehe diese Insel mit der Capitanerie Rio=de=Janeiro vereinigt ward, war sie von einer Bande Abentheurer bewohnt, die kaum die portugiesische Regierung achteten. Sie ließen Schiffe aller Völker ohne Ausnahme zu und tauschten Ochsen, Obst und Gemüse gegen Branntwein, Waffen, Leinwand und Kleidungen aus. Gegen das Jahr 1738 befestigten die Portugiesen den Haven dieser Insel, schickten ein Corps Soldaten auf dieselbe und gaben den Bewohnern eine, den andern brasilischen Provinzen gleiche Verfassung. Im Jahr 1778 bemeisterten sich die Spanier dieser Insel, gaben sie aber bei dem Frieden ihrem ersten Herren zurück. Sie treibt einen ansehnlichen Handel mit Cochenille.

Die Erzeugnisse der Bezirke San=Vincente, Espirito=Santo und Porto=Seguro wurden nach Rio gebracht, und von da nach Europa verschifft. Sie bestanden hauptsächlich in Gold, Diamanten, Edelsteinen verschiedener Art, Tabak, Indigo, Kaffee, Reiß, Cakao, Mais, Zucker, Honig, Wachs, Copaïva=Balsam, Ipekakuanha, Zimmet, langem Pfeffer, Ingwer, Farbeholz, Cochenille, grauem Ambra, Fournier= und andern Hölzern, verschiedenen Droguerei= und zum Wohlgeruch dienenden Waaren; außerdem aus den Häuten, dem Thrane und den Muskeln der Wallfische. Für diese Waaren lieferte Portugal: wollne Zeuge, Leinwand, goldene und silberne Tressen, getrocknete Fische, Schinken, Würste, Käse, Butter, Zwieback, Kuchen, Wein, Oel, Weinessig, Nudeln, Lorbeerblätter, Nüsse, geschälte Kastanien, gedörrte Pflaumen, Oliven, Zwie=

beln, Knoblauch, Rosmarin und zu Marinha fabricirte Glaswaaren aller Art. Die Abgaben, welche die Beamten der portugiesischen Regierung von den Waaren, die von Lissabon und Oporto nach Rio-de-Janeiro eingeführt wurden, erhoben, betrugen 12 Procent von dem Werthe jedes Artikels. Diejenigen aber, welche nach Lissabon aus Brasilien eingeführt wurden, hatten folgende Abgaben zu entrichten: für Gold 1, für Kaffee 8, und für Zucker, Reiß und Häute, 10 Procent; für eine Pipe Rum von 180 Gallonen 4 Thaler. Alles Brasilienholz und das zum Schiffbau taugliche, ward von der Krone als Eigenthum betrachtet. Ihr mußte der 5te Theil des gewonnenen Goldes entrichtet werden und dieser Gewinn mußte da aufhören, wo man Diamanten fand, welche ausschließliches Eigenthum der Krone waren.

Die zur Vertheidigung von Rio errichteten Werke, sind nicht unbedeutend. Sie bestehen aus mehreren, von einander getrennten, einzelnen Forts und Batterien, welche eine solche Lage haben, daß sie der Annäherung des Feindes, sowohl zu Lande, als zu Wasser Widerstand entgegensetzen können. Selbst das Gelingen einer Landung würde nicht viel helfen, da Männer, welche darüber urtheilen können, versichern, daß die militärische Macht in Rio, selbst vor Ankunft des portugiesischen Hofes vollkommen hingereicht habe, um sich jedem Feinde im offenen Felde entgegen zu setzen.

Diese Macht besteht aus 2 Schwadronen Cavalerie, 2 Regimentern Artillerie, 6 Regimentern Infanterie,

2 Bataillons gut disciplinirter Miliz und über 200 freien, gut exercirten Negern, zusammen aus etwa 10,000 Mann; ohne eine zahlreiche, einrollirte, aber nicht disciplinirte Miliz zu rechnen, deren größter Theil der Stadt und ihrer Umgegend angehört.

Die, eine halbe Stunde breite Einfahrt zum Haven wird nach allen Richtungen durch starke Batterien bestrichen. Schiffe, welche ihr Feuer erwiedern wollten, würden durch eine Brandung abgehalten werden, welche durch eine, die ganze Außenseite des Havens in ihrer ganzen Breite verschließende, Sandbank entstehet.

Das Fort Santa-Cruz, ein ziemlich ansehnliches Werk, welches die vorzüglichste Vertheidigung des Havens von Rio bildet, hat 24—30 Fuß hohe Mauern und ist durch 23 Stück Geschütz auf der Seeseite und durch 33 von der Ost- und Westseite gedeckt. Es liegt auf dem unteren Theile eines zusammenhängenden Felsen, dessen Hauptmasse, durch einen 10—12 Fuß breiten Graben, von dem Fort getrennt ist. Durch die östliche und westliche Batterie von den Seiten geschützt, deckt ihn eine gerade Fronte vor Infanterie, welche zwischen den Bergen liegt. Man verbirgt den Caliber des Geschützes sehr sorgfältig. Er soll aber nach einigen Berichten sehr groß seyn.

Nach der Meinung einiger verständigen Militärpersonen, hängt die Vertheidigung von Rio vorzüglich von den, auf der Schlangeninsel erbauten, Werken ab, deren höchster, gegen die Stadt gerichteter Theil sich nahe 80 Fuß über die Wasserfläche erhebt. Man

hat auf ihr ein kleines viereckiges Fort erbauet. Die Höhe des Bodens nimmt allmählich gegen Osten hin ab und wird von einer regelmäßigen Linie auf einander gelegter Steine eingenommen, die hin und wieder bestrichen wird. Sie ist ohne Graben und hat an manchen Orten nur 8 Fuß Höhe über dem Felsen. Die Schlangeninsel mag etwa 300 Ruthen lang seyn. Auf ihr stehen 46 Stück Geschütz, von denen 20 gegen Süden und Südosten, und die übrigen gegen die entgegengesetzten Puncte gerichtet sind. Die Mauer der Windseite, welche unlängst längs der Vorderseite der Stadt aufgeführt ist, dient gut zur Vertheidigung mit Gewehr und leichtem Geschütz.

Die Rio de Janeiro verlassenden Schiffe erfahren starken Widerstand vom Seewinde, wenn sie aus dem Haven absegeln wollen und benutzen daher gewöhnlich den Landwind, der sich Morgens erhebt. Dann entledigt sich der Haven der Gewässer, welche der Seewind in der vergangenen Nacht in demselben angehäuft hat. Dieses Ausströmen hat gewöhnlich mehr Macht, als der Wind. Seine Richtung geht längs den Buchten an der Ostseite der Küste und gegen die Spitze von Santa-Cruz. Zuweilen werden Schiffe von diesem Theile des Stroms, der mit der größten Heftigkeit sich bewegt, fortgerissen und gegen den Felsen getrieben, wo sie große Gefahr laufen. Da aber dieser Felsen fast senkrecht ist, so können sie wohl an denselben anlaufen, ohne sich aber auf den Grund zu setzen.

Zehnter Abschnitt.

Beschreibung der Districte Porto-Seguro, Espirito-Santo und San-Vincente. — Sitten der Bewohner. — Handel. — Manufacturen. — Militärische Macht.

Der Handel zwischen Brasilien und Europa, wird größtentheils in den drei Haupthäven: Gran-Para, Bahia (Allerheiligen-Bai) und Rio-de-Janeiro getrieben. In den letzteren ergießen sich die Schätze der südlichen Bergwerke und aus ihm werden die Erzeugnisse der Districte Porto-Seguro, Espirito-Santo und San-Vincente ausgeführt.

Der Bezirk Porto-Seguro wird nördlich vom Rio-Grande, der ihn von dem Bezirke dos Ilheos trennt und südlich vom District Espirito-Santo begränzt. Porto-Seguro, so von der Sicherheit seines Havens benannt, ist von einem Felsenriffe umgeben, welches sich von einer in das Meer gehenden Spitze, in einer der Küste parallelen Richtung gegen ¼ Meile weit erstreckt und einen natürlichen Steindamm bildet. Zur Zeit der Ebbe ist er trocken, verschwindet aber bei der Fluth plötzlich und zeigt sich dann in einer Zeit von einer halben Stunde wieder. Der Raum zwischen diesem Riffe und der Küste, bildet den Eingang zum Haven, außerhalb dessen die Tiefe zur Fluthzeit gegen 20 Fuß, innerhalb aber nur 12 Fuß

beträgt, bis man an die Mündung eines, in den Haven fallenden, Flusses gelangt, wo die Tiefe etwas zunimmt. Dieser Haven hat einen schönen Sandgrund und endigt sich an einem breiten Ufer.

Bei der Einfahrt in denselben bietet das umgebende Land dem Auge die reizendste und abwechselndste Landschaft dar. Neben der Küste erblickt man eine Reihe Fischerhütten, welche dichtbelaubte Bäume beschatten und im Hintergrunde ungeheuere Waldungen, welche durch die, zu den verschiedenen einzeln liegenden Wohnungen führenden, Wege zerschnitten werden. Gegen Norden erhebt sich ein steiler Berg, dessen Gipfel die Hauptstadt dieses Bezirks, Porto-Seguro einnimmt.

Erblickt man sie von Weitem, so bietet ihre hohe Lage einen angenehmen Anblick dar, aber in der Nähe gesehn, scheint sie arm und elend zu seyn. Zwar sind die Straßen gerade und breit genug, laufen aber unregelmäßig und sind mit größtentheils niedrigen und schlecht gebauten Häusern besetzt. Meistentheils haben sie nur ein Stockwerk, und nie mehr als zwei. Sie sind aus einer weichen Ziegelart gebauet und mit Gips überzogen. Statt der Glasfenster dienen Gitter von gespaltenen Rohrstäben. Besonders merkwürdige Gebäude hat diese Stadt nicht. Das Rathhaus ist groß und viereckig. Auch hat das Gefängniß eine bedeutende Größe. Nur zwei Kirchen sind hier. Die Eine, ein einfaches, schönes Gebäude, hat Glasfenster; die Andere unterscheidet sich von einem Schoppen nur dadurch,

daß sie aus bessern Materialien, nämlich aus einer Mischung von Bruchsteinen und rothen Ziegeln erbaut ist. — Im J. 1550 erbauete die Stadt ein Franciskaner-Kloster, das aber schon längst in Trümmern liegt. Am Ufer des Flusses, der den Fuß des Berges bewässert, auf dem die Stadt liegt, erblickt man ein Dorf, das eine eben so große Ausdehnung hat, als die Stadt. Es besteht aus etwa 400 Hütten und hat gegen 3000 Einwohner, mit Einschluß der ursprünglichen Brasilier und der Neger. Die einzige Beschäftigung dieser Dorfbewohner ist der Fischfang auf der Höhe der Abrolhos-Inseln und Klippen, wo man eine große Menge einer Lachsart findet, welche für den Markt zu Bahia eingesalzen wird. Funfzig bis sechzig kleine Schiffe werden zu dieser Fischerei verwendet und sie bleiben einen Monat oder sechs Wochen auf der See, bis ihre Ladungen vollständig sind.

Die Bewohner, welche sich mit diesem Geschäfte nicht abgeben, kalfatern Schiffe und bessern sie aus oder verfertigen Leinen und Netze. Die Leinen sind von vortrefflicher Güte. Sie werden aus stark gedrehter Baumwolle gemacht, welche man wiederholt mit der innern Seite der Rinde eines Baumes, welcher ein Klebharz enthält, reibt. Diese Substanz wird in der Sonne hart und von dem salzigen Meerwasser nicht angegriffen, daher diese Leinen eben so stark, als elastisch sind.

Die Schiffernachen gehören Einzelnen, welche in einem gewissen Wohlstande leben. Zu Bahia erhalten

sie für ihre Fische Geld, Lebensmittel und Kleider, welche sie hernach im Einzelnen an die von ihren Nachbaren verkaufen, welche nicht reich genug sind, sie gleich im Großen sich anzuschaffen. Die Nahrung der Einwohner besteht hauptsächlich aus gesalzenen Fischen und Maniokmehl, von dem der Scheffel gegen 1 Thaler 2 Groschen gilt. Wie beschränkt auch die Genüsse dieser Menschen seyn mögen, so sind sie doch unter dem gemäßigten Himmelsstriche, den sie bewohnen, weniger Elend ausgesetzt und erdulden weniger Leiden, als die ärmern Bewohner nördlicher Gegenden. In diesen werden zur Existenz, wenn sie irgend erträglich seyn soll, ein schützendes Obdach, warme Kleidung und Holz, um sich gegen die Strenge des langen Winters zu schützen, erfordert; unter den Wendekreisen kann man dieses Alles entbehren oder sich auch leicht verschaffen. Die freigebige Hand der Natur hat auch viel reichlicher für die Bedürfnisse des Lebens in heißen Ländern gesorgt, als in kalten. So bilden Pomeranzen, Bananen, Cacao und eine Menge anderer, in Europa so geschätzter, köstlicher Früchte, einen Theil der Nahrungsmittel der ärmsten Bewohner dieser Gegenden.

Außer dem Lachse ist diese Küste mit Fischen aller Art reichlich versehen. Aber die Bewohner derselben sind zu gleichgültig und zu träge, um diesen Vortheil zu benutzen. Also ist frischer Fisch zu Porto-Seguro sehr selten und sehr theuer. Das Pfund Rindfleisch von mittelmäßiger Güte, und von dem sehr wenig auf den Markt kommt, kostet gegen 3 Groschen. Schaf-

und Schweinefleisch kennt man hier fast gar nicht, da man in diesem Bezirke auf die Zucht dieser Thiere durchaus nicht bedacht ist, welche in den Wäldern einen unerschöpflichen Vorrath von Nahrungsmitteln finden würden.

Die meisten etwas wohlhabenden Einwohner besitzen Landhäuser. Bei Jedem derselben liegt eine beträchtliche Pflanzung von Zuckerrohr und Maniok. Diese Art Landgüter liegt fast durchaus an dem Ufer eines Flusses, der in einiger Entfernung von der Stadt fließt. Sie sind reichlich mit allen Arten Geflügel und Vieh versehen; aber der Tisch wird nicht besser besetzt, als in der Stadt, so daß man mit Wahrheit sagen kann, daß sie mitten im Ueberflusse arm leben.

Schon oben ist die Vernachlässigung der Wissenschaften in Rio erwähnt worden. Kann man sich aber auf das Ansehn Hrn. Lindley's, der lange Zeit zu Porto-Seguro ungerechter Weise zurückgehalten wurde, verlassen, so ist die Unwissenheit der Bewohner dieser Stadt weit größer, als derer in der Hauptstadt. Nach ihm kennen die Frauen hier fast gar keine Art von Beschäftigung. Zuweilen vertreiben sie sich die Zeit mit Verfertigung einer Art gemeiner Spitzen, was aber auch selten ist. Mit der Nähnadel wissen sie vollends nicht umzugehen und Wenige unter ihnen verstehen ein Hemde, das Hauptstück ihrer Kleidung, zu verfertigen. Sie halten dazu Sclavinnen von der Mulattenrasse. Die Kochkunst verstehen sie gar nicht und man könnte

sagen, daß ihre Mäßigkeit sie ihnen unnöthig mache. Man ist hier in diesem Beitrage zu dem Genusse des Lebens so unwissend, daß es Hrn. Lindley unmöglich war, in dieser Stadt aus dem bei sich habenden Mehle Brod gebacken zu erhalten.

Dieser Bezirk liefert im Ueberflusse köstliche Früchte, die sich zum Einmachen trefflich eignen. Allein die Damen geben sich damit nicht ab. Dies Eingemachte und die Saftmuße von Bahia und Rio Janeiro werden von männlichen Sclaven bereitet. Kurz, man lebt hier in einer tiefen Apathie und einer entnervenden Indolenz, welche durch die Nachlässigkeit, die Fähigkeiten des Geistes auszubilden, vermehrt wird. Wenige Frauen können lesen und das Schreiben ist selbst bei Männern eine wenig bekannte Kunst. Letztere sind derselben Apathie und Indolenz ergeben, wie die Frauen. Ganze Tage gehen unter Besuch-Geben und Nehmen hin, wo man bei nutzlosen Unterhaltungen gähnt oder Charten spielt, inzwischen europäische Aufseher, Lieblings-Mulatten oder vertraute Sclaven ihre Angelegenheiten und ihre Pflanzungen besorgen. Diesen Mangel an Energie darf man dem Klima nicht zuschreiben. Denn ein großer Theil des Jahres ist hier so gemäßigt, als der September in Europa. Die Wintermonate sind dort auch im Allgemeinen sehr gelinde. Mitten unter der Hitze erheben sich von Zeit zu Zeit kühlende Winde und sowohl Morgens, als Abends haben die Sonnenstrahlen einige Stunden hindurch wenig Kraft. Die Erde wird auch durch den starken Thau, welcher zwischen den

Wendekreisen und vorzüglich in Brasilien fällt, erfrischt.

Die Bewohner von Porto-Seguro sind stolz darauf, daß ihr Haven der erste an dieser Küste war, den Cabral entdeckte. Sie verwahren noch mit vieler Verehrung das heilige Kreuz, welches unter einem dichtbelaubten Baume aufgestellt ward, um daselbst die erste hohe Messe mit Musik und Kanonendonner zu feiern. Während dieser Messe, erzählt man hier, kamen die Eingeborenen haufenweise herbei, um Zeugen eines so neuen Schauspieles zu seyn. Voll Erstaunen und Bewunderung beobachteten sie das tiefste Stillschweigen und der Geist Gottes offenbarte sich auf eine so sichtbare Art, daß Alle in demselben Augenblicke zum Glauben bekehrt wurden.

Der innere Theil des Districts hat Ueberfluß an wilden Thieren und Pferden, die sich aber nie der Küste nähern. Die Pferde, deren sich die Einwohner bedienen, sind von der in Buenos-Ayres üblichen Rasse. Sie sind in der Regel 14 Fäuste hoch. Ihr Knochenbau ist schwach; dessen ungeachtet können sie große Strapatzen ertragen. Ihre Form ist nicht schön und ihre Bewegungen haben wenig Feuer.

Die Schaafe gleichen mehrentheils den europäischen, sind aber kleiner. Man hat hier auch eine Art mit vier Hörnern und eine andere, welche von der behaarten, afrikanischen Rasse zu stammen scheint. Man könnte

das guineasche Schaf (Ovis guineensis) von Angola nach Brasilien versetzen und man würde daraus beträchtlichen Nutzen ziehen.

Die zahlreichen Rindviehheerden, welche man in diesem Bezirke und im Innern aller Provinzen Brasiliens findet, könnten gut verpflegt und richtig behandelt, nicht nur so viel Butter und Käse geben, als zum innern Verbrauche, sondern auch zur Ausfuhr in das Ausland erforderlich ist, während man nur eine kleine Quantität davon, welche kaum zum eigenen Verbrauche hinreicht, verfertiget. Der Käse ist hier nur von mittlerer Güte und man glaubt allgemein, daß die Wärme des Klima nicht gestatte, hier Butter zu machen. Es ist aber allgemein bekannt, daß man in dem viel heißeren Ost-Indien zu jeder Jahreszeit vortreffliche Butter haben kann.

Man tödtet in Brasilien bloß der Häute wegen eine große Anzahl Ochsen. Aber es erhellet leicht, daß man außer dem Fleische des Rumpfes, welches eingesalzen wird, noch viele Theile des Körpers mit großem Vortheile benutzen könnte. Man muß selbst fürchten, daß, wenn man nicht eine gute Polizei einführt und dem Ackerbau keine Art von Ermunterung angedeihen läßt, diese Kunst, statt sich zu verbessern, noch lange in einem Lande unvollkommen bleiben wird, welches mit der Milde des Klima, den Vortheil einer der glücklichsten Lagen vereinigt.

Die Maulesel, welche man zu Porto=Seguro und dessen Umgegend erzieht, sind groß und sehr wohlgebaut. Sie sind lebhaft und ihr ganzes Aeußere hat nicht den Anschein von Langsamkeit und Trägheit, der diesen Thieren sonst eigen ist.

Die wilden Thiere dieses Bezirks sind von denen in andern Gegenden Brasiliens nicht verschieden. Die Vierfüßigen dieser Art, in dem neuen Continent, wie Unzen, Tiger, Leoparden, wilde Hunde u. s. f. zeigen weniger Wildheit und stehen an Kraft und Größe weit denen gleicher Art in Afrika und Asien nach.

Die Presugia, oder das Faulthier, findet sich in diesem Bezirke sehr häufig. Es ist ein friedliches Thier. Kopf und Maul sind klein und rund; die Zähne schmal und wenig spitz; die erhöhte Nase ist schwarz und glänzend; die Augen sind klein, schwarz und trübe. Die übrigen Theile des Leibes sind mit aschfarbenen Haaren bedeckt. Dieses, etwa die Größe eines Fuchses habende, Thier nährt sich von saftigen Baumblättern, welche ihm zur Speise und zum Tranke zugleich dienen. Trotz der scheinbaren Schwäche seiner Glieder, hängt es sich so fest an die Zweige der Bäume, daß man es nur mit Mühe losreißen kann. Seine Abneigung gegen den Regen ist so stark, daß es in dem Augenblicke, in welchem er fallen will, alle Kräfte aufbietet, einen Zufluchtsort gegen denselben zu finden. Während mehrerer Minuten kann es nur einen Steinwurf weit sich fortbewegen und dieser außergewöhnlichen Langsamkeit dankt es seinen Namen.

Die in andern Theilen Brasiliens so häufigen Affen sind in der Gegend von Porto = Seguro sehr selten. Die, welche man in kleiner Anzahl in der Umgegend antrifft, sind von einer grauen Art.

Die Armadille, oder Gürtel = Thiere, finden sich hier in desto größerer Menge und sie durchstreifen das Land in allen Richtungen. Eine Art rollt sich, wenn man sie angreift, wie ein Igel zusammen und bietet von allen Seiten seine Schuppen zur Vertheidigung dar, welche ein undurchdringliches Schild bilden.

Die Saratua, ein Thier, das in der Größe unserm Fuchse nahe kommt, ist außerordentlich gefräßig und verübt in der Umgegend der Stadt große Verwüstungen unter dem Geflügel. Wird dies Thier angegriffen, so vertheidigt es sich mit vieler Hartnäckigkeit.

Waldungen und Büsche sind mit einer Menge Vögel von verschiedener Art angefüllt, von denen die einen ihr reich und glänzend = gefärbtes Gefieder zur Schau tragen, die andern durch die Sanftheit, Verschiedenheit und Melodie ihrer Stimme das Ohr entzücken. Da man sie aber auch in den andern Gegenden Brasiliens antrifft, gehört ihre Beschreibung nicht hieher.

Die Erzeugnisse des Gewächsreichs sind hier, so wie im übrigen Lande, im Ueberfluß vorhanden. Allein die Einwohner haben nur dürftige Kenntnisse davon und die ungemeine Eifersucht der Regierung hat bis jetzt noch keinem fremden Kräuterkenner gestattet, sie zu untersuchen und zu beschreiben. Aus dem Stamme mehrerer um

Porto-Seguro wachsender Bäume quillt ein balsamisches Schleimharz, von denen eines dem Peruanischen Balsam ähnlich ist, und welches die Einwohner sammeln, um es in Menge nach Europa zu versenden. Es wird von einer Art weiblicher Fichten erzeugt und man sammelt es in Näpfen, wenn der Baum abgehauen ist. Gegen die nördliche Gränze dieses Bezirks sind die Ufer des Rio-Grande mit ungeheuern Waldungen bedeckt, welche das beste Schiffbauholz liefern sollen. Aus denselben ziehen die königlichen Werfte ihren Bedarf.

Die zu diesem Behufe am meisten verwendeten Bäume sind der Sippipira, dem ostindischen Tihk ähnlich, der Peroba, der Draubu und der Louro, sämmtlich Varietäten der Eiche und des Lerchenbaumes. Cedern und andere zum Brücken- und Schiffbau dienliche Holzarten wachsen hier, so wie das Brasilien-, Campeche-, Akaju-Holz und andere, im Ueberflusse.

Der Rio-Grande läßt sich, da er weder Wasserfälle, noch Strömungen hat, weit aufwärts mit Kähnen befahren. Nachdem dieser Fluß erst von Westen ziemlich tief in das Land gedrungen ist, beugt er sich gegen Süden. Seine noch nicht erforschte Quelle soll oberhalb den Bergwerken von Pitangui liegen. Seine Mündung ist innerhalb der Sandbank breit und tief und dieses auch noch weit aufwärts. Vor einigen Jahren unternahmen beide Söhne des Districtsrichters Jose Dantes Coelho mit ihren Dienern, und der Capitan-Mor oder Militär-Capitän von Porto-Seguro, in Begleitung seiner Leute und

eines Trupps Eingeborner eine Fahrt diesen Strom aufwärts. Vierzehn Tage legten sie auf Kähnen zurück, ohne die geringste Schwierigkeit zu finden. Sie trafen die Ufer mit den reichsten Geschenken der Natur bedeckt, die Wälder mit Schweinen und die Wiesen mit Rindviehheerden erfüllt. Am Schlusse ihrer Reise bemerkten sie unfern dem Flusse zerstreute, kleine Diamanten und auch andere Edelsteine. Die Erstern schienen ihnen nicht von großem Werthe. Sie beschlossen ihre Fahrt zu wiederholen, um genauere Untersuchungen dieses Theils des Districts anzustellen; aber ein Befehl der Regierung verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens.

Aus den flüchtigen Beobachtungen, welche die Kürze ihrer Reise ihnen zu machen gestattete, ergiebt sich, daß unter einer aufgeklärten Regierung und durch zureichende Aufmunterungen man am Rio Grande de Porto Seguro Niederlassungen anlegen könnte, welche in kurzer Zeit eine fruchtbare Quelle von Reichthümern für den Staat zu werden versprächen; aber jetzt ist der Zweck der unerklärlichen, portugiesischen Politik, daß dieser fruchtbare Landstrich unbekannt und ohne Bevölkerung bleibe.

An der Küste südlich vom Rio-Grande hat man kürzlich die Niederlassung Belmont angelegt, welche jetzt in einem blühenden Zustande ist. Unfern davon liegt die Stadt Santa-Cruz, etwa 3 Meilen von Porto-Seguro. Diese nie blühende Stadt verfällt gegenwärtig in einen Zustand von Abnahme. Ihr Haven läßt nur kleine Schiffe, die gegen 12 Fuß in das Wasser gehn, zu.

Aber in dem rothen Coroa, unmittelbar an der Küste, können Schiffe jeder Größe ohne Gefahr einlaufen.

Südlich von Porto-Seguro dringt die kleine, flache Bai von Tranquoso in die Küste. Dieser Theil des Ufers gewährt einen köstlichen Anblick und ist mit reichen und blühenden Pflanzungen bedeckt. In einer kleinen Entfernung von Tranquoso, an den Ufern des Rio dos Fratres ist das Land unbewohnt, welches ohne Zweifel den Gefahren zuzuschreiben ist, welchen Schiffe bei ihrer Einfahrt in diesen Fluß, dessen Mündung durch eine sehr gefährliche Sandbank durchschnitten wird, entgegen gehn.

Südlich vom Rio dos Fratres wird das Land bergigt. Der Berg Paseva dient den an diesem Theile der Küste, deren Annäherung durch eine Reihe von Felsen-Riffen und Untiefen ungemein erschwert wird, fahrenden Schiffen zum Ankerplatz. Noch gefährlicher ist die Fahrt der Schiffe längs der Küste von Carevellos, wenn gleich die Lootsen aus der Nachbarschaft so erfahren sind, daß man selten von Unfällen höret.

Vom Rio dos Fratres bis zur Stadt Prado wird die Küste von zahlreichen, feindlichen Stämmen der Ureingeborenen bewohnt, welche die Reise zwischen beiden genannten Orten so gefährlich machen, daß alle Verbindung derselben gehemmt ist. Letztere dankt ihren blühenden Zustand dem Fischfange. Die Bewohner der Umgegend dieser Stadt und die, von Aleoabas, welcher Ort nahe bei derselben liegt, beschäftigen sich hauptsäch-

lich mit dem Baue des Maniocks und der Bereitung des Cassawemehls, welches sie nach dem Haven der Stadt Carevellos verführen. Eine gefährliche Sandbank erlaubt nur leicht beladenen Schiffen in diesen Haven einzulaufen, der im Innern bis 10 Faden Tiefe hat. Die Stadt Carevellos liegt gegen 1½ Meile von der Mündung des Flusses. Sie ist volkreicher als Porto-Seguro und ihre Gebäude in mancher Hinsicht schöner. Das sie umgebende Land ist mit Maniok-Pflanzungen bedeckt. Von hier aus geht jährlich eine beträchtliche Menge dieses nützlichen Nahrungsmittels nach Rio de Janeiro, Bahia und Fernambuco ab. Im Haven von Carevellos werden kleine Schiffe nicht allein zum Gebrauche der dortigen Einwohner, sondern auch für den Bedarf von Porto-Seguro erbauet. San-Matthias, welcher Ort die Gränze des Bezirks von Porto-Seguro in dieser Richtung bildet, ist von Carevellos etwa 6 Meilen entfernt. Man findet hier auch sehr große Maniokpflanzungen.

Die Küste des Districts Porto-Seguro erstreckt sich 42 Meilen lang. Westlich hat ihr Umfang keine Gränzen. Aber bis jetzt ist noch keine Niederlassung in dieser Richtung angelegt worden, welche weiter als 6 oder 7 Meilen von der Küste entfernt wäre. Im Innern dieses Districts findet man Gold und mehrere kostbare Mineralien im Ueberfluß.

Schon mehrmals ist in dieser Schrift von der unbegreiflichen Eifersucht der Portugiesen gegen Fremde die

Rede gewesen. Nur nach vielen Schwierigkeiten erlauben sie ihnen den Zutritt in ihre Colonien, woher es dann rührt, daß man noch so beschränkte Kenntnisse von dem Innern dieses eben so schönen, als wichtigen Landes hat.

Während des erzwungenen Aufenthalts, den Hr. Lindley in Porto-Seguro machen mußte, fand die zur Besitznahme seiner Papiere beauftragte Commission eine kleine Quantität Goldkörner mit goldfarbigem Sande gemischt, welchen ihm ein Colonist als eine Probe gegeben hatte. Dieser Umstand erweckte die Neugierde der Mitglieder der Commission ganz besonders und er ward sehr streng über diesen Umstand vernommen. Freimüthig gestand er, wie er dazu gekommen sey, erklärte aber zugleich, er kenne den, von dem er sie empfangen habe, durchaus nicht, da dieser in einer weit entlegenen Niederlassung wohne. Auf diese Erklärung erhielt er die Weisung, sich zur Abreise vorzubereiten, um die Person ausfindig zu machen, von welcher er diesen Goldstaub erhalten hatte. Die Reise ward mitten im dortigen Winter in Begleitung eines Officiers und fünf seiner Leute zu Pferde angestellt. Wir theilen hier den Bericht Hrn. Lindley's über den Theil des Bezirks, den ihm diese abgenöthigte Reise etwas näher kennen lernte, mit dessen eigenen Worten mit.

„Am 2ten August stiegen wir, an der Zahl sieben zu Pferde und folgten der Küste in südlicher Richtung. Nach Zurücklegung einer Stunde, wendeten wir uns plötzlich gegen Westen und drangen in das Land ein.

Nach Ersteigung einer steilen Höhe fanden wir auf dem Gipfel derselben eine der Nossa Senhora de Iudea geweihte Capelle. Von dieser Höhe genießt man eine erhabene Ansicht. Das Auge senkt sich auf das weit umher liegende Land und den unermeßlichen Ocean. Die weißen Mauern der Capelle dienen den Schiffen als Steuerpunct und an die heilige Jungfrau, die Beschützerin dieses Orts, richten die Schiffer im Falle der Noth oder bei widrigen Winden ihre Gebete. Ihre Macht erstreckt sich auch auf die Heilung mancher Krankheiten, wenn sie mit wahrem Glauben angerufen wird. Das Innere dieser Capelle ist mit rohen Zeichnungen verziert, welche durch Sturm herumgeworfene Schiffe oder Krankenstuben darstellen. Unter jeder Zeichnung steht eine Innschrift, bestimmt das Andenken der geretteten Schiffe und Kranken zu erhalten."

„Nachdem wir unsere Magen durch einen Zwieback und ein Glas Wasser befriedigt hatten, welches uns der gute Vicar darreichte, besuchten wir in der Umgegend mehrere Pflanzungen und Ingenio's *), wo wir einen Wegweiser von den Urbewohnern annahmen. Der Lauf des Flusses, dem wir folgten, bot uns einen sehr guten Weg durch ein ebenes Land dar, welches Cultur in vortreffliche Wiesen umwandeln könnte. Der Boden ist schwarz, zuweilen grobsandig und aus Thon und Sand zusammengesetzt."

*) Die Bedeutung dieses Wortes wird etwas weiter unten angegeben.

„Wir verließen das offene Land, um uns in alte, dichte Waldungen auf einem schmalen Fußwege zu begeben, auf welchem nur ein Reuter Platz fand und den nie die Strahlen der Sonne erhelleten. Zuweilen hielt uns ein dichtes Gewölbe von in einander geflochtenen Zweigen auf, welche tief genug herunter gingen, um den Weg zu versperren. Nach zwei Stunden eines sehr mühsamen Marsches zeigte sich wieder offenes Land und wir kamen durch mehrere Zuckerrohr-, Maniok- und andere Pflanzungen, über zum Theil umgebrochenes Land und eine Menge Anderes, was man in fruchtbare Felder oder schöne Wiesen umwandeln könnte. Weiter hin veränderte sich der Anblick der Gegend und bot uns eine Reihe mäßig hoher Berge dar, welche sich in der Richtung des Flusses, gegen den das Land einen sanften, unmerklichen Abhang hat, von Osten nach Westen erstreckten. An dem entgegengesetzten Ufer erhebt es sich plötzlich zu einem steilen Gebirge, welches mit ewigem Grün bedeckt ist. Indem wir in paralleler Richtung mit diesen Bergen fortzogen, kamen wir auf der Pflanzung und bei dem Ingenio des Joao Furtado an und stiegen in der Hoffnung vom Pferde, hier ein besseres Quartier zu finden, als zu Villa Verde, welcher Ort, an der Gränze dieses Bezirks liegend, bloß vom Vicar (einem Missionar), drei Weißen und einigen bekehrten Eingeborenen bewohnt wird.“

„Unser Wirth war ein alter Junggeselle von 70 Jahren, der mit seiner Schwester, einer Jungfer fast von gleichem Alter, lebte. Er erzählte mir, daß er in

der Nähe geboren und sein Leben eine Folge von Fleiß und Arbeit gewesen sey; daß das Ingenio, das Haus, die Mobilien u. s. f. fast ganz das Werk seiner Hände seyen. Ich fand, daß er in der Naturkunde des umliegenden Landes, vorzüglich in der Ornithologie sehr bewandert war und bedauerte, daß die Kürze meines Aufenthalts mir nicht erlaubte, von ihm Belehrungen zu erhalten."

„Das portugiesische Wort Ingenio bezeichnet eine Maschine zum Auspressen des Zuckerrohrs, welche sehr einfach ist. Sie besteht aus drei Walzen von schwerem Holze, welche zwei Fuß im Durchmesser und drei Fuß Länge haben, in einem Rahmen gefaßt sind und horizontal wirken. Der obere Theil der mittelsten Walze ist in einer viereckigen Pfoste befestigt, welche über den Rahmen hinweggeht und an welcher Holzstücke kreuzweise angebracht sind, um daran zwei Pferde zu spannen, welche das Ganze in Bewegung setzen. Unterhalb dieser Maschine steht ein großer Trog in schiefer Stellung, um den durch die Walzen ausgepreßten Rohrsaft aufzunehmen. Aus demselben bringt man den Saft in einen flachen, 6 Fuß im Durchmesser haltenden, Siedekessel und schäumt ihn während dem Sude sorgfältig ab, vermischt ihn dann mit Holzasche, nachdem er in einem andern Gefäße abgekühlt ist und läßt ihn so einige Tage stehen. Dann gießt man den reinen Saft ab, thut ihn wieder in denselben Siedekessel und dampft ihn bis zur gänzlichen Bildung des Zuckers ab. Aus dem Ueberbleibsel zieht man ein starkes geistiges Getränk (Rum) ab. Welcher ungemein bedeutender Unterschied findet nicht zwischen dieser

ursprünglichen Art, Zucker zu erzeugen und den ungeheuren Anlagen, Maschinen und Instrumenten, welche englische Pflanzer in Westindien zu gleicher Absicht anwenden, Statt!"

„Da durchaus in Porto-Seguro Armuth herrscht, fand ich in diesem Hause Alles über meine Erwartung und selbst besser, als alles, was ich bisher in diesem Theile Brasiliens noch angetroffen hatte. Die Aufnahme war herzlich, die Speisen gut nach Landesart zugerichtet und ziemlich reinlich. Wir speiseten auf dem Boden sitzend. Die Schüsseln standen auf mit einem weißen Tuche bedeckten Matten. Irdenes Geschirr, hier eine Seltenheit, war hinreichend da, die Löffel von Silber, eben so die Griffe der Messer und Gabeln. Das Nachtlager war reinlich und bequem."

„Am andern Morgen stand ich mit der Sonne auf und ward durch die, die Pflanzung umgebende Gegend bezaubert. Das Haus selbst war mit Bananen-, Baumwollen-, Cacao- und Orangen-Bäumen umgeben. An verschiedenen Orten befanden sich Befriedigungen, welche Zuckerrohr, Maniok, und andere Pflanzen einschlossen. Westlich lag eine große Wiese zur Weide, von Waldung unregelmäßig umgeben. Der an seinem Abhange gegen den Fluß ungleiche Boden bildete einige angenehme Vertiefungen, die durch Baumgruppen verschönert wurden, welche mit dem Flusse und den an seinen Ufern weidenden Heerden, eine der lieblichsten Ansichten gaben."

„Am Rande der Waldung erblickte ich Vögel vom glänzendsten Gefieder. Einer derselben war fast so groß, als ein Truthahn. Der am reichsten geschmückte war der Mutu. Sein Gefieder ist fast schwarzblau und Kopf und Augen sind von überraschender Schönheit. Die Tukans waren hier in Menge, so wie mehrere andere Vögel, deren Farbenschmuck ich bewunderte. Auf jedem Strauche hält sich eine graue oder silberfarbene Meerkatze auf, deren durchdringender Schrei sehr unangenehm ist, und nahe gehört, bis in das Gehirne dringt. Ich glaubte die Stimmen der Unzen, welche hier sehr häufig sind, von Ferne zu hören. Die Verwüstungen dieser Thiere sind schrecklich und bilden mit den Schlangen die vorzüglichsten Uebel der Pflanzer.“

„Nach dem Essen kehrten wir auf demselben Wege durch mehrere zerstreute, am Flusse zu leichterem Transport ihrer Erzeugnisse nach Porto-Seguro und andern Orten angelegte Pflanzungen zurück. Alles übrige Land an beiden Ufern bis zu dem Haven am Meere ist gänzlich vernachlässigt, obgleich jeder Theil desselben durch kleine Flüsse bewässert wird. Zuckerrohr, Baumwollenbäume, Maniok u. s. f, würden fast ohne Cultur gedeihen, so wie die ungemeine Zahl anderer Erzeugnisse der Tropenländer. Kurz! Hier bietet die Natur ihre Gaben freiwillig dar und winkt der Hand des Menschen. Aber dieses reizende Land, eines der schönsten der Erde, ist aus Mangel an Bewohnern der Menschheit fast unnütz. In seinem Schooße liegen zahllose Reichthümer von viel höherem Werthe, als Metallgruben, noch verborgen.“

„Wie ich so in diese Betrachtungen vertieft war, gingen meine Reisegefährten in der tiefsten Stille vorwärts. Wahrscheinlich war es ihnen verdrießlich, daß sie den kühnen Unterthan nicht entdecken konnten, der es gewagt hatte, einen Gegenstand zu berühren, oder nur an denselben zu denken, der so streng untersagt ist, wie das Gold. War inzwischen der Vogel entflohen, so hatte er doch sein kostbares Nest zurückgelassen. Man entdeckte den Fluß, an dessen Ufern das Gold gefunden worden war. Eine Wache wurde sogleich dahin gestellt und die Annäherung im Namen Seiner Allertreuesten Majestät untersagt. Man nahm zu gleicher Zeit eine zweite Probe von diesem Golde mit, um nach Rückkehr der Commission nach Bahia seinen Gehalt zu prüfen."

„Bei der Ankunft Hrn. Lindley's in Porto-Seguro entdeckten einige der Bewohner, welche pflichtmäßig alle Winkel seines Schiffes durchsuchten, eine Küste mit Medicamenten und schlossen daraus, er sey ein Arzt. Da sich dieser Irrthum in der ganzen Stadt verbreitet hatte, sahe er sich von Kranken aller Art angegangen. Die Einen ruften seine Hülfe por amor de Dios (aus Liebe zu Gott) an; Andere baten ihn, im Namen von nossa Senhora Maria (unsere Frau Maria) ihre Krankheiten zu heilen."

„Auch der Commandant dieses Orts theilte den allgemeinen Glauben und ersuchte ihn, einen Kranken in dem unter der Stadt liegenden Dorfe zu besuchen. Bei

dieser Gelegenheit war er Zeuge eines Auftritts, welcher die ungemein große Unwissenheit und den Aberglauben der Colonisten kräftig darstellt. Der Kranke, der am Abend zuvor einen Anfall vom Schlagflusse gehabt hatte, befand sich in einem verschlossenen Zimmer, aus dem man frische Luft und Licht sorgfältig verbannt hatte. Um den Mangel an Helligkeit zu ersetzen, hielt man ein Licht über seinem Kopfe. Er lag ohne Bewegung auf einer der hölzernen Seiten seines Bettes. Der Obertheil desselben nahm einen Winkel des Zimmers ein und eine der Seiten lief unfern der Mauer hin. Zwischen der Mauer und dem Kranken war ein Raum, in welchem die Frau des Kranken und eine andere Frau kauerten. Sie mußten jedesmal über den Kranken wegsteigen, wenn sie aus dem Zimmer wollten. Ueber der Oberseite des Bettes waren mehrere Bilder, ein Bein, ein Fuß, ein kleiner Degen und andere Reliquien angebracht. Man hatte über ihm eine Krone von gedrehetem Holze aufgehängt. Alles zusammen bot dem Auge ein wunderbares und seltsames Gemälde von Krankheit, Dummheit und Aberglauben dar.

Dieser Mensch starb um Mitternacht und am folgenden Tage ertönten die Glocken bis zu seiner Beerdigung, welche um acht Uhr Abends erfolgte. Die Fahne der Kirche, an deren Spitze ein großes silbernes Kreuz war, gieng vor der Begleitung der Leiche her, welche aus Männern, die kleinere Kreuze trugen und den vornehmsten Einwohnern der Stadt, zusammen aus

gegen 250 Menschen bestand, welche sämmtlich Wachskerzen trugen und von drei Priestern, Sängern, u. s. f. begleitet wurden. Der Leichnam lag unbedeckt im Sarge und war mit einer grauen Franziscaner-Kutte nebst zugehörigem Knotenstricke bekleidet. Auch sein Gesicht war unbedeckt. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug inne und sang Todtenlieder. „Die Stille der Nacht und der feierliche Trauergesang, der das Gehör ergriff und aus dem Thale und vom Berge S. Francesco zurückhallte, gaben dieser Scene ein besonderes Interesse," sagt Hr. Lindley.

Das kleine Gouvernement Espirito-Santo nimmt einen Küstenstrich von etwa 30 Meilen Länge, südlich von Porto-Seguro ein. Der Haven des gleichnamigen Ortes ist sehr bequem und der in demselben getriebene Handel gleicht ganz dem, welcher in dem von Porto-Seguro Statt findet. Außer diesem Hauptorte liegen folgende beträchtliche Städte in diesem Bezirke (der zu der Generalcapitanerie Bahia gehört): Nossa Senhora de la Vittoria und Nossa Senhora de la Concepcion. Das angenehme und fruchtbare Land hat Ueberfluß an Pflanzungen von Maniok und andern Nahrungsmitteln. Die Volksmenge dieses Bezirks beträgt über 25,000 Menschen.

Südlich von der Generalcapitanerie Rio-Janeiro liegt der Bezirk San-Vincente, der für einen der reichsten in Brasilien gehalten wird. Gegen Osten gränzt das Atlantische Meer, gegen Süden das

der Generalcapitanerie Bahia untergeordnete kleine Gouvernement, Segerippe del Rey *) und gegen Westen die de la Plata = Berge und von verschiedenen wilden Stämmen bewohnten Länder. Er erstreckt sich vom 22° bis 27° S. Br. Seine Länge von Norden nach Süden beträgt gegen 75 Meilen und seine Breite von Osten nach Westen an einigen Punkten 45, an andern aber nur 25 Meilen. Die Stadt St. Vincente liegt an einer schönen Bucht des atlantischen Meeres. Sie ist gut befestigt und ihre Volksmenge beträgt 3000 Seelen. Bis zur Entdeckung der dasigen Goldgruben im Jahr 1735 ward diese Gegend sehr vernachlässigt. Seitdem sind mehrere Forts am Norduser des Rio de la Plata zu ihrer Sicherheit erbauet worden. Dieser Bezirk ist aber nur sehr schwach bevölkert, weil nur an den Küsten einige Dörfer zerstreut liegen. Die Einwohner treiben Schleichhandel mit den Spaniern, indem sie ihnen Rum und Tabak von den eigenen, Tuch, Seidenwaaren und Branntwein von den europäischen Erzeugnissen verkaufen.

Der Handel zu San=Vincente, der über Rio-Janeiro geht, besteht in Hornvieh, Schweinen, Zukker, Tabak und gebrannten Wassern.

*) Manche Schriftsteller ordnen dieses kleine Gouvernement dem von San=Vincente unter, welcher Bezirk aber gar kein Gouvernement bildet. M. s. die Anmerkung oben S. 82. Santos mit einem sehr guten Haven ist der Hauptort desselben.

Eilfter Abschnitt.

Beschreibung der Capitanerie Bahia (Allerheiligen-Bai.) — Sitten der Bewohner. — Naturerzeugnisse. — Manufacturen. — Militär.

Die Capitanerie Bahia begreift 30 Meilen Küsten, welche unmittelbar zur Allerheiligen-Bai gehören und ist eine der kleinsten Abtheilungen Brasiliens, inzwischen die fruchtbarste, bevölkertste und die, wo der größte Ueberfluß herrscht.

Die Allerheiligen-Bai, deren Mündung 1 bis 2 Meilen breit ist und deren Umfang 8 bis 9 Meilen beträgt, hat ihren Eingang im Süden. Eine breite Halbinsel und die Insel Itaporica bilden sie. Sie verlängert sich nach Nordwesten bis zu einigen Inseln und einem in das Land eindringenden Meerarm. In ihrem Umfange, der einen ganzen Grad beträgt, nimmt sie das Wasser der fünf großen Flüsse Paraguassu, Serzipe, Jaquaripe, Mathuim und Paraja, die sämmtlich schiffbar sind, auf. Die kleinen, in diesem Busen zerstreueten, Inseln sind mit Baumwollenbäumen bedeckt, welche eine sehr angenehme Wirkung auf das Auge machen. Die Bai verengert sich gegen ihr Ende. Sie ist gegen jeden Angriff gesichert und bietet einen sichern und geräumigen Haven, selbst den beträchtlichsten Flotten dar. Man hat auf beiden Sei-

ten der Einfahrt zwei kleine Forts erbauet, die weniger zur Verhinderung des Einlaufens der Schiffe in die Bai, als des Ausladens ihrer Fracht u. s. f. dienen.

Der Ankerplatz erstreckt sich von der Sandbank San-Antonio an der Spitze der großen Halbinsel bis zur Spitze der Halbinsel Monserrat, welche in der ersten begriffen ist und bis zur Küste von Tapagippe. Daselbst sind die Schiffe vor allen Winden gesichert, und liegen auf einem guten Grunde in einem Haven, der die Flotten aller Staaten der Erde umfassen könnte.

Die Hauptstadt dieser Capitanerie, San-Salvador war die Hauptstadt ganz Brasilien's, ehe der Sitz der Regierung nach Rio de Janeiro verlegt ward. Sie liegt an der rechten Küste der Bai und der, die obere Stadt genannte Theil derselben, weil er auf dem Gipfel eines Berges liegt, beherrscht den Haven. Die untere Stadt besteht hauptsächlich aus einer, dem Ufer parallel laufenden Straße und liegt unten am Berge, der steil, aber nicht beträchtlich hoch ist. In ihr wohnen alle Kauf- und Geschäftsleute, unter denen große Bewegung und Thätigkeit herrscht.

Die Volksmenge von San-Salvador wird in beiden Theilen dieser Stadt zu 100,000 Seelen geschätzt, unter denen 30,000 Weiße, eben so viel Mulatten und die übrigen Neger sind.

Die größtentheils im Geschmacke des 17ten Jahrhunderts erbaueten Häuser, sind im Allgemeinen groß und geräumig; aber weder schön, noch bequem. Seit

einiger Zeit aber haben die Bürger des ersten Ranges elegante Gebäude, vorzüglich in der Nachbarschaft der Stadt, erbauen und sie mit vieler Verschwendung meubliren lassen.

Durch eine alte Verordnung, welche im J. 1749 auch auf Brasilien ausgedehnt ward, war den Portugiesen streng verboten, Gold- oder Silberstoffe, oder irgend eine Art Treffen auf ihren Kleidern zu tragen. Die Gesetze können wohl die Neigung für Glanz und Flitterstaat beschränken, aber selten ganz unterdrücken. Also sparen die Bewohner von Bahia nichts, um sich ein reiches und kostbares Ameublement anzuschaffen, dessen Auswahl und Anordnung mehr Verschwendung, als Geschmack zeigt.

Im Allgemeinen gewähren die Häuser hier einen traurigen, ärmlichen Anblick, welcher von der wenigen Sorgfalt, die man auf ihre Unterhaltung verwendet, und hauptsächlich von den Holzgittern herrührt, welche statt der Glasfenster in den Häusern der Kaufleute und in den reich gefülltesten Läden üblich sind. Wer unter heißen Himmelsstrichen gelebt und das Angenehme des Schattens erprobt hat, wird über eine solche Sitte erstaunen. Diese Gitter sind nicht einmal bemalt, eine Verzierung, die den Häusern ein heiteres und belebtes Ansehn ertheilen würde.

Die niedrigsten Classen der Bewohner, als Mulatten, Neger, selbst Soldaten, leben in niedrigen, mit Ziegeln bedeckten Hütten, welche nur eine Oeffnung im Dache und ein Fenster mit hölzernem Quergitter haben,

um Luft einzulassen. Diese Hütten stehen mit den andern Häusern der Stadt in den meisten Straßen so durcheinander, daß die ganze Stadt einen eben so außerordentlichen, als ungewöhnlichen Anblick darbietet.

Die Straßen sind enge, welches in einem Klima, wie das Brasilien's ist, mehr Vortheil, als Unbequemlichkeit bringen kann; aber sie sind dabei auch schlecht gepflastert und voll Schmuz.

Mitten in der Stadt liegt der große Platz, den man auch wohl den königlichen Platz nennt. Seine vier Seiten nehmen der Pallast des Gouverneurs, die Münze, der Appellations-Gerichtshof, der Pallast des Senats und das Gefängniß ein. Alle diese Gebäude sind aus Steinen, die man aus dem Mutterlande herbeigeführt hat, erbauet. Die beiden ersten sind alt und bieten wenig Merkwürdiges dar. Das Gefängniß ist ein großes und festes Gebäude. Die Fenster sind mit einer doppelten Reihe runder Eisenstäbe, welche 15 bis 16 Zolle von einander stehen, verwahrt. Man gelangt in diese Verwahrungsorte durch Fallthüren, welche sich in einem oberhalb derselben liegenden, vergitterten Zimmer befinden. In der Mitte des ersten Stockwerks befindet sich ein großer Saal, aus dem man in eine Menge dunkler Behältnisse kommen kann, welche die Portugiesen Secreto's nennen. Jedes dieser Behältnisse ist gegen 6 Quadratfuß groß und hat statt aller Geräthe nur eine starke eiserne Kette mit einem, in die Mauer befestigten Ringe. Sie sind vorzüglich für

Staatsgefangene oder Personen bestimmt, welche in die Hände der Inquisition gefallen sind.

An dieses Gefängniß stößt ein kleines Hospital. Allein der Mangel an freier Luft, die Unreinlichkeit und andere Umstände bewirken, daß die Zahl der in demselben Verblichenen ungemein groß ist. Das einzige Getränk der Gefangenen ist Wasser, was aus einer weiten Entfernung in Fässern von gefangenen Sclaven herbeigebracht wird. Damit diese nicht entfliehen können, verbindet man sie durch eiserne Halsbinden, durch welche eine eiserne Kette geht.

Da die Regierung gar nicht für diese Unglücklichen sorgt, so würde ihre Lage die schrecklichste seyn, sorgten nicht die barmherzigen Schwestern edelmüthig für sie, welche zu ihren Gunsten die Wohlthaten mitleidiger Menschen auffordern und täglich denen, welche es am meisten bedürfen, Cassave und andere Lebensmittel, welche sie auftreiben können, vertheilen.

Man scheint in dieser Stadt, welche der Sitz eines Erzbischofs ist, die größte Aufmerksamkeit unter den übrigen öffentlichen, der Auszeichnung werthen Gebäuden, auf die Kirchen gewendet zu haben. Seit einigen Jahren läßt man jedoch die Kathedrale, ein großes Gebäude, in Trümmern sinken; aber das Collegium und der erzbischöfliche Pallast, welche zu derselben gehören, werden sorgfältig ausgebessert und gut unterhalten. Sie liegen auf dem Gipfel des Berges und von ihnen

hat man eine weite Aussicht auf die Bucht und die Umgegend.

Die Jesuiter-Kirche ist unstreitig das größte und schönste Gebäude dieser Stadt. Die Sacristei verdient vorzüglich Aufmerksamkeit. Sie ist ganz mit schönem Schildpatt belegt, welcher mit so vieler Eleganz und mit so gutem Geschmack vertheilt ist, daß es schwer ist, etwas zu ersinnen, was einen angenehmeren Eindruck auf das Auge machte. Die Einfassung des Altar's ist aus gegossenem Kupfer. Das Haupt-Heiligthum ist, so wie andere geheiligte Abtheilungen der Kirche, wo die Gläubigen das Abendmahl erhalten, mit Bildern, Bildsäulen und andern Verzierungen geschmückt.

Nach Aufhebung des Jesuiter-Ordens blieben das an die Kirche stoßende Collegium und Kloster lange leer stehen. Erst kürzlich sind sie von der Regierung in ein Hospital verwandelt worden. Es ist zu bedauern, daß die kostbare Bibliothek, welche diese gelehrten Geistlichen mit eben so vieler Mühe, als Kosten gesammelt haben, jetzt für das Publicum verloren und der Vergessenheit und Zerstörung Preis gegeben ist. Dieses Mißvergnügen steigt um so höher, wenn man erwägt, daß sie mehrere Handschriften enthält, die Entdeckungen betreffend, welche einige Jesuiten während ihrer Missionen machten, da sie erweißlich tiefer in das innere Südamerica drangen, als Jemand vor ihnen. Allein die Portugiesen begnügen sich nicht nur, die größte Gleichgültigkeit gegen alles, was sich auf Wissenschaften bezieht;

zu äußern, sondern sind auch gegen Ausländer so eifersüchtig, daß sie ihnen den Zutritt zu dieser kostbaren Niederlage nicht gestatten.

Die Kirche und das Kloster der Franciscaner sind auch beträchtliche Gebäude; aber die Verzierungen der Kirche verdienen keine Aufmerksamkeit. Das Kloster hat zwei Stockwerke und der Eingang zu den Zimmern der Mönche findet in breiten Kreuzgängen Statt, welche einen viereckigen Hof umgeben, in dessen Mitte ein Springbrunnen ist. Die Mauern dieses Hofs sind mit Fayence-Tafeln belegt, welche in verschiedenen Abtheilungen Geschichten aus der Mythologie nnd aus der Bibel ohne Unterschied darstellen. Von diesem Kloster etwas getrennt liegt ein Gebäude, welches für die Laienbrüder dieses Ordens, die sich ganz von der Welt in der letzten Zeit ihres Lebens zurückzuziehn wünschen, errichtet und mit Einkünften versehen ist. Es hat eine schöne Fassade von Stucco und auch das Innere ist sehr gut eingerichtet. Vorzüglich merkwürdig ist die Reinlichkeit seines Kirchhofs, der aus zwei Reihen kleiner, drei Fuß tief ausgewölbter Gräber besteht. Jedes derselben hat nur die erforderliche Größe, um einen Sarg zu fassen und sobald der Todte in ihm beigesetzt ist, wird es für immer verschlossen. Sie sind numerirt und weiß angestrichen; nur das Gewölbe ist mit Farben bemalt, wahrscheinlich um die Eintönigkeit zu unterbrechen. Den Raum, welcher beide Reihen der Gräber trennt, nimmt ein, mit weißem und schwarzem Marmor belegter Weg ein, dessen Enden durch alle-

gorische Bilder verziert werden. Das Innere wird sehr reinlich gehalten und die Luft kann, mittelst einiger, unter dem Dache angebrachter Fensteröffnungen, welche gegen den Garten hingehen, sich erfrischen, während das dichte Laub der Bananen- uud anderer den Wendekreisen eigener Bäume, die glühenden Strahlen der Sonne aufhält und über diese Wohnung von Todten eine köstliche Kühle und ein religiöses Dunkel verbreitet.

Die Kirche der Karmeliter ist in einem neueren Geschmacke erbauet, als die der Franciscaner und man behauptet, daß das Kloster dieses Ordens eben so reich ausgestattet sey, als das der Benedictiner.

Die schönsten Pfarrkirchen dieser Stadt sind die der Empfängniß der heiligen Jungfrau und des heiligen Petrus. In den am Ufer liegenden Vorstädten findet man die des heiligen Antonius und der heiligen Jungfrau della Vittoria (vom Siege). Ihre Bauart ist mittelmäßig gut; aber sie sind, so wie alle andere Kirchen und Kapellen dieser Stadt zu sehr mit Zierathen überladen.

Unter den Klöstern dieser ehemaligen Hauptstadt zeichnen sich das, dem Orden der heiligen Clara gehörende und ein anderes vorzüglich aus, welches bestimmt ist, kleine Mädchen, welche von ihren Aeltern ausgesetzt und verlassen sind, aufzunehmen. Zur Ehre dieses Ortes sey es gesagt, daß man die herzlichste Sorge für diese Unglücklichen hier beweiset. Die Regierung erklärt sie für ihre Töchter und es gehört zum guten

Ton der Damen vom ersten Range, Eine oder Mehrere derselben, als eigene Kinder aufzunehmen, wenn sie etwas älter geworden sind und sie dann so zu erziehen, als wenn sie von ihnen selbst gebohren wären.

In der unteren Stadt liegen längs dem Strande das Zollhaus, die Uferdämme, der Schiffbauwerft, das königliche Arsenal und die Magazine, welche mit allen Nothwendigkeiten gut versehen sind und in der bestmöglichsten Ordnung erhalten werden. Neben diesen öffentlichen Gebäuden liegt die Wohnung des Intendanten oder Commandanten des Havens. — Auf dem Werft kann man nicht mehr, als ein Linienschiff auf einmal erbauen und diese Arbeit scheint hier eben so langweilig, als langwierig zu seyn, da es vier und mehr Jahre erfordert, um ein Schiff von 74 Kanonen gänzlich zu vollenden.

Zu Tapagippa, welcher Ort in einer kleinen Entfernung von Bahia liegt, findet man mehrere Werfte, die Privatpersonen gehören, auf denen Kauffarthei-Schiffe jeder Größe mit mehrerer Geschwindigkeit und in minderer Zeit, als auf den königlichen Werften erbauet werden. Diese Schiffe sind schön gebauet und von um so längerer Dauer, je mehr das Holz, aus dem sie gebauet sind, die Eigenschaft hat, dem Wurmfraße zu widerstehn.

Vor einigen Jahren stellten die Obersten de Brito und Weinholtz Untersuchungen über die specifische Schwere eines Cubikfußes der verschiedenen Holzarten,

welche zu Bahia zum Schiffbau verwendet werden und zu welchem Gebrauche sie vorzüglich dienlich sind, an. Folgendes Verzeichniß giebt das Resultat derselben. *)

	Specifisches Gewicht.	
	Pfd.	Loth.
Sucupira=merim dient zu jedem Theile eines zu erbauenden Schiffes .	59	15
Pao de Arco, zu Kielen, Hintersteven, Seitenbalken und Geländer des Verdecks	66	7
Pao Roxa, zu gleichem Gebrauche .	63	19
Peguin, zu Querbalken des Verdecks .	64	6
Sapocaya, zu Kielen, Seitenbalken u. s. f.	73	14
Jetahi=amarello, zum Geländer des Verdecks	66	—
Vinhatiko, zu Planken oberhalb und unterhalb des Wassers, dem Schiffsbauche, u. s. f.	46	—
Putumuju, zu denselben Zwecken .	48	—
Louro, zu Segelstangen, Masten u. s. f.	37	6
Jequitiba, zu Masten, Stengen, Raaen u. s. f.	44	12
Pao de olio do vermilho, zu denselben Zwecken	56	3
Massaranduba, zu Querbalken des Verdecks, Hintersteven, u. s. f. .	68	12
Olandandim, zu Bogspricten, Stengen, Geländern des Verdecks und Planken .	57	18

*) Schade! daß die botanischen Kunstnamen dieser Baumarten hier fehlen, zumal da so wenig Beobachtungen über die eigenthümliche Schwere ausländischer Hölzer bis jetzt gemacht sind.

Dieses ist nur ein sehr kleiner Theil der Bäume, welche zum Schiff- und Häuserbau sowohl, als auch zu anderem Gebrauche benutzt werden können. Es ist sehr zu bedauern, daß noch so viele köstliche Erzeugnisse dieses Landes den Kräuterkennern unbekannt sind. Die Schwierigkeit, das Holz zu transportiren, verursacht die Nothwendigkeit, beträchtliche Waldungen durch Feuer zu zerstören, um Mais und Maniok anbauen zu können. Die neuen Anbauer verlassen so, wie die Nordamericaner im Innern des Landes, nach einigen Jahren ihre Pflanzungen und dringen tiefer in das Land hinein, um Waldungen zu zerstören und zahllose Bäume in Asche umzuwandeln, die zu anderem Gebrauche benutzt werden könnten.

Die Festungswerke von San-Salvador bestehen aus einer großen Zahl Batterien und Forts, von denen das: do Mar genannte das beträchtlichste ist. Es liegt im inneren Busen auf einer kleinen Felsenküste, ungefähr ¼ Meile vom Ufer. Ursprünglich gab man ihm im J. 1600, wie es erbauet ward, eine runde Form. Als aber die Holländer im J. 1624 sich der Stadt bemeisterten, gaben sie ihm seine heutige Gestalt, indem sie den alten Thurm einrissen und das Fort mit einer niedriger liegenden Batterie umgaben. — Der Durchmesser aller Werke dieses Forts beträgt gegen 280 und der des oben liegenden Thurmes 103 Rheinländische Fuß. Die untere Batterie hat 29 Stücke von 42, und die obere 16, von 18 und 24 Pfund. Der Thurm, welcher über 25 Fuß höher steht, als die untere Batterie,

enthält mehrere Gemächer, welche sich von seiner Mitte nach verschiedenen Richtungen erstrecken und theils zu Pulver- und Munition-Magazinen, theils zum Quartier der Besatzung dienen. Der Gipfel des Thurms ist mit behauenen Steinen belegt, welche gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt schief geneigt sind, um den Abfluß des fallenden Regens, welcher durch ein Gitter sich in ein, unter demselben stehendes Behältniß ergießt, aufzufangen. Mittelst dieser Einrichtung ist die Besatzung jederzeit auf 6 Monate mit hinreichendem Wasser versehen. — Dieses Fort dient auch zur Niederlage für die Marine und alle Schiffe, bloß Kriegsschiffe ausgenommen, sind verpflichtet, ihr Pulver bei ihrer Ankunft in der Bai daselbst auszuladen, so daß in demselben, außer dem eigenen Vorrath, mindestens 500 Pulverfässer liegen und oft die doppelte Zahl. Das Pulver wird in den Kasematten mit vier Bogen, die ziemlich weit von der oberen Batterie liegen, niedergelegt. Jede dieser Kasematten hat zwei Thüren, eine innere, aus einem eisernen Gitter bestehend und eine sehr starke außerhalb.

Die Wohnung und die Expeditionszimmer des Commandanten, so wie einige Zimmer für Staatsgefangene liegen in der unteren Batterie, unfern dem, mit einer Böschung versehenen, Eingange der an das Meer stoßenden Seite. Die Besatzung soll aus 500 Mann bestehen, zählt gewöhnlich aber kaum die Hälfte. Die Schiffe ankern unter dem Schutze desselben und des gegenüber liegenden Forts San Philipp.

Auf der Spitze der Halbinsel, fast gegen der Sandbank über haben die Holländer ein zwar wenig großes, aber sehr festes Fort erbauet. Hier steht der Leuchthurm des heiligen Antonius. Geht man von dieser Spitze gegen die Sandbank hin, so gelangt man zu einer kleinen, ziemlich tiefen Bucht, welche sich in das Land hinein erstreckt, und von der einen Seite durch das Fort Santa-Maria, von der andern durch das Fort San Diego geschützt wird.

Am Ende der Stadt, gegen das Meer hin, liegt eine Batterie von achtzehn Kanonen, dem Wasserspiegel gleich. Es sind Vierundzwanzig-Pfünder und die Batterie wird gut unterhalten. — Das Werft wird durch die Batterie San Philipp, welche 38 Stücke von verschiedenem Kaliber zählt, vertheidigt. Man hat zu verschiedenen Zeiten auf dem bewohnten Theile der Küste mehrere unbedeutende Batterien angelegt, die mehr zum Staate, als zum Nutzen dienen. Auch auf der Spitze Montserrat liegt ein kleines, aber sehr gutes Fort, mit 12 Stücken Geschütz von großem Kaliber besetzt. Auf der, der Stadt gegenüber liegenden Küste, wo man das Schießpulver fabricirt, ist ein Fort erbauet, welches einen von den Holländern ausgegrabenen See beherrscht, der eine Seite der Stadt St. Salvador deckt, inzwischen das Meer die andere beschützt.

Auch von der Landseite wird diese Stadt auf der nördlichen und südlichen Straße, welche der Küste parallel laufen, durch drei Forts gedeckt, nämlich auf der Süd-

seite durch die ungeheuern Festungswerke von San Pedro, welche aber seit einigen Jahren fast niedergerissen sind. Die nördliche Straße führt durch ein Thal, welches von der einen Seite von dem Fort Barbalho, und von der gegenüber liegenden von dem Fort San Antonio do Carmo, näher an der Bai, beherrscht wird. Letzteres bildet ein Viereck und ist mit einigen Kanonen besetzt, welche man auf dem Glacis sieht.

Barbalho war Hrn. Lindley's Gefängniß, so lange er in Bahia verhaftet war. Er hat folgende interessante Notiz von diesem Fort und der Behandlung der Gefangenen in demselben gegeben.

„Das Fort Barbalho liegt außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe und beherrscht zwei wichtige Straßen im Innern der Halbinsel. Es ist ein unregelmäßiges Viereck, dessen Winkel gegen die Weltgegenden gerichtet sind. Zwei seiner Ecken werden durch viereckige Bollwerke und die beiden übrigen durch halbe Monde gebildet. Ein tiefer Graben, über den eine Zugbrücke geht, umgiebt das Ganze, welches dauerhaft gebauet ist, aber einer Ausbesserung bedarf. Hier und da erblickt man in den Schießscharten einige Kanonen, welche aber durch Alter und die wenige, für ihre Erhaltung getragene, Sorge gänzlich unbrauchbar sind. Südlich vom Walle liegt das Haus des Commandanten. Gegen das Fort zu ist es in einem so baufälligen Zustande, daß es den Einsturz drohet. In das Fort gelangt man durch einen geraden tiefen Gang und zwei

Pforten, deren eine denselben außerhalb schließt und die andere auf einen viereckigen Rasenplatz führt, der unterhalb dem Walle liegt. An beiden Seiten desselben befinden sich gewölbte Kasematten, welche zu Schreibstuben dienen. Damals aber wurden sie von mehr als 300, an der Küste während des letzten Krieges gefangenen Franzosen bewohnt. Würden sie reinlich gehalten, so entsprächen sie dieser Absicht sehr gut, weil der Platz, auf dem der Eingang zu ihnen ist, Luft und Ausdehnung genug, und in seiner Mitte einen Behälter hat, der das nöthige Wasser liefert."

„Die Kasematte, welche zum Gefängniß der Matrosen meines Schiffs diente und in der sie an jedem Abende eingeschlossen wurden, war klein und hatte eine mit einem eisernen Gitter versehene Thüre. Ein von oben kommender Abtrittsabzug, der an der hinteren Seite derselben seinen fernern Weg nahm, dünstete einen unerträglichen Gestank aus. Dieses erwähne ich nur als Beweis des Hasses und der Unmenschlichkeit, die man bei dieser Gelegenheit gegen sie zeigte. Es gab nämlich noch mehr andere leerstehende, geräumigere und bequemere Kasematten, welche den Nachtheil dieser nicht hatten. Während der Verhaftung dieser Matrosen, war dies Fort von 6 Soldaten von der Garde besetzt. Jetzt hat es keine Besatzung und es wird nur von friedlichen Leuten bewohnt und einige Negerinnen, welche waschen, holen täglich Wasser aus dem hier befindlichen Behälter."

„Einige Freunde des Commandanten und der Hauptmann Matos, die schon einmal uns ihren Besuch abgestattet hatten, kamen eines Tages wieder, um uns ihre Höflichkeit zu beweisen oder vielmehr um ihre Neugierde zu befriedigen. Nach kurzer Zeit überraschte uns die Einführung von fünf Fremden, die mit Degen und Stöcken bewaffnet waren. Ihre so plötzliche und unerwartete Erscheinung brachte mich nicht aus der Fassung, da ich die Sitten dieses Volks kannte. Dessen ungeachtet fragte ich sie um die Ursache ihrer Bewaffnung und erhielt zur Antwort: „sie diene zur Sicherheit gegen die Neger und andere Räuber, die das Land beunruhigten."

„Einiges Geflüster und der finstere, bösartige Blick des Einen von ihnen erweckten in mir ein unangenehmes Gefühl, welches verstärkt ward, als ein Soldat den Hauptmann Matos abrief und ich diesen bald nachher sich mit einem Adjutanten des Gouverneur's unterhalten sah. Alles trug dazu bei, uns in Unruhe zu setzen und uns fürchten zu lassen, daß man etwas Neues gegen uns vorhabe. Als aber bald darauf die ganze Gesellschaft meine Wohnung und gleich nachher auch das Fort verließ, endete nach einigen Stunden, die mit Ueberlegungen hingebracht wurden, der Schlaf unsere Besorgnisse."

Die in dieser Stadt liegenden Truppen bestehen aus einem Regiment Artillerie, 3 Linien- und 3 Miliz-Regimentern, außerdem aus einem Corps von Mulat-

ten und freien Negern, zusammen aus etwa 5000 Mann, welche ein Feldmarschall, der unter dem Gouverneur steht, commandirt. Das Mutterland versorgte diese Truppen mit englischen Gewehren. Ihre Disciplin ist erbärmlich und ihr Sold äußerst mäßig. Die Buntscheckigkeit der Artilleristen zu Bahia hat Hr. Lindley launig beschrieben. „Die Abtheilungen dieses Corps, welche ich während meines Aufenthalts in den Forts zu sehen Gelegenheit hatte, bestanden", wie er sagt, „aus den erbärmlichsten Wesen, die je mit dem Namen: Soldaten beehrt wurden. Ihre Montur besteht aus einer Jacke von blauem, abgetragenem Tuche, welche in der Regel geflickt ist oder Löcher hat, einer Weste und Hosen von baumwollenem Zeuche und einem weißen Schnupftuche. Wenige von ihnen haben noch ein zerrissenes Hemde an. Aber Puder wird für den Schmuck ihrer Haare nicht geschont. So viel Mann, so viel verschieden geformte Hüte. Kamaschen von gefärbtem Baumwollenzeuche bekleiden die Füße. Gleich nach ihrer Rückkehr in das Fort wird diese Tracht abgelegt und sorgfältig verwahrt. Ein zerrissenes Hemde und eine alte, lange Hose bildet dann die ganze Kleidung und oft besteht sie einzig aus letzterer. Bloß die Schildwachen tragen ihre Montur. — Diese Soldaten sind junge Burschen oder nur Schatten von Männern. Unter 20 trifft man kaum 5 ausgewachsene Männer. Alle sind durch äußerste Unreinlichkeit, Krankheiten und Müssigang geschwächt. Ihre Hautfarbe ist vom Weiß des Europäers bis zu dem dunkelsten Braun des brasilischen Mulatten verschieden. Ihr Elend wundert mich nicht. Aber ich

kann nicht begreifen, wie sie nur von Bananen und Maniokmehl, zuweilen von einem oder zwei kleinen Fischen leben können? Ihr Sold erlaubt ihnen freilich keine bessere Nahrung, da er täglich nur 7 Pfennige beträgt und ihnen nie eine außerordentliche Zulage gewährt wird. Selbst von diesem geringen Lohn wird für den Unterhalt ihrer Montirungsstücke etwas abgezogen." *)

Vielleicht behandelt kein Volk Fremde mit mehr Zurückhaltung und Stolz, als das brasilische, welches inzwischen unter einander wenig auf den Unterschied der Stände zu achten scheint. Der Geist der Unabhängigkeit und des Ungehorsams herrscht auf der Flotte und in der Armee. Oft hört man Matrosen mit Trotz und Geschrei ihre Meinung über ihnen ertheilte Befehle äußern. Gewöhnlich stehen die Officiere mit einem Stocke auf dem Verdeck, dessen sie sich zur Erhaltung der Ordnung auf dem Schiffe bedienen. Hr. Lindley sagt, daß der Commandant des Forts, in welchem er gefangen saß, oft über den, in der Mitte desselben liegenden, freien Platz mit langen Hosen von grobem, blu-

*) Kein Wunder, daß Hr. Lindley schlecht von einem Lande spricht, in welchem er aus mir unbekannten Gründen verhaftet ward, die aber bedeutend gewesen seyn müssen. Sämmtliche Soldaten in Bahia und in ganz Brasilien erhalten täglich 2 Vintains (gegen 2 Gr. 6 Pf.) Sold, außer dem Brode oder dem, dasselbe vertretenden Maniokmehl. Alle zwei Jahre erhalten sie eine vollständige Montur und jährlich eine halbe, die Fardeta genannt wird.

R. d'A.

migten Baumwollen-Zeuche und einer Jacke von gleichem Stoffe bekleidet und mit einem Bambusrohre in der Hand, weggieng, um den Arbeitern bei dem Geschütze, welche er seine Kammeraden nannte, seine Befehle zu ertheilen. Als genannter Gefangener es sich erlaubte, über den hölzernen Begleiter des Commandanten einige Bemerkungen zu machen, erwiederte dieser: ohne denselben könne der Dienst nicht bestehen. *)

Zu Porto Seguro sahe ich oft den Lieutenant, den Unter-Officier und den gemeinen Soldaten mit einander Karten spielen und den Capitän, so wie Bürger vom ersten Range, ohne Bedenken sich für das Spiel interessiren und Wetten eingehen. Die Folgen dieser zu weit getriebenen Gleichheit sind höchst verderblich. Die Unteren gehorchen den Befehlen der Oberen nur langsam und Fremdlinge sind durchaus den bittersten Beleidigungen ohne Hülfe bloßgestellt.

Zu Bahia, so wie in allen übrigen Capitanerien, ist die Regierung unumschränkt und die oberste Gewalt ist in den Händen des General-Gouverneur's, welcher diese Stelle in der Regel nur drei Jahre beklei-

*) Daß der Verf. und Hr. Lindley den Gebrauch des Stockes zu Erhaltung der Subordination hier lächerlich machen, zeigt, daß sie sich an den Gebrauch des Täues auf den englischen Schiffen zu gleichem Zwecke, und des Stocks bei vielen europäischen Truppen, um ihnen den Dienst begreiflich zu machen und sowohl kleine sittliche, als Disciplinar-Vergehungen derselben zu strafen, nicht erinnert haben.

sen soll, aber sie auch länger inne haben kann. Er hat während der Dauer seines Amtes die Oberaufsicht über alle Gerichtsstellen seiner Provinz. Zunächst unter ihm stehen sechs Adjutanten, die nach der Reihe den Dienst im Pallaste des Statthalters versehen und zur Ausführung der Angelegenheiten beistehen.

Der Senat bestehet aus einem Präsidenten und vier Beisitzern und besorgt alle die Stadt betreffende Angelegenheiten, untersucht Maße und Gewichte, hat die Oberaufsicht über alle Vorschläge zum Wohle der Stadt, u. s. f.

Während seiner Amtsführung bekleidet der Gouverneur die Stelle eines Präsidenten des obersten Gerichtshofs, Relaçao genannt, der aus dem Kanzler, der die Function eines Vice-Präsidenten versiehet, dem Criminal-Richter und neun untergeordneten Richtern bestehet. *) Die Entscheidungen dieses Gerichtshofs waren sonst einer Appellation nach dem Mutterlande un-

*) Diese Angabe ist durchaus irrig. Die Zahl der obrigkeitlichen Personen, aus denen dieser Gerichtshof bestehet und welche der Verf. mit Unrecht: untergeordnete Richter nennt, betrug 14 im J. 1804, ohne den General-Gouverneur, der jedesmal Präsident ist, und den Kanzler zu rechnen. Diese Zahl kann seitdem nicht verringert worden, sondern muß im Gegentheil gestiegen seyn, da sich die Menge der Processe, vorzüglich seit so viele Familien Portugal verließen, um in Bahia und andern Provinzen, welche unter dem dasigen Obertribunale stehen, sich niederzulassen, immer mehr vermehrt. R. d'A.

terworfen. Aber die damit verbundenen Schwierigkeiten, Langsamkeiten und Kosten hinderten gar viele Partheien dahin ihre Zuflucht zu nehmen.

Außerdem giebt es in dieser Stadt einen unteren Gerichtshof, in dem ein Criminalrichter *) den Vorsitz hat. Processe von minderem Belange gehören vor denselben. Von seinen Urtheilen kann man an den Gouverneur appelliren, der die Macht hat, die Verfügungen zu untersuchen, zu bestätigen oder die Entscheidung an den Relaçao zu verweisen. Dieses Tribunal hat mehrere wichtige Privilegien, deren vorzüglichstes ist, daß es Macht hat, den Gouverneur bei dem Landesherren zu verklagen.

Diese Gerichtshöfe versammeln sich nicht zu bestimmten Terminen. Aber ein Mitglied derselben hält wöchentlich dreimal Sitzung, um die vorkommenden Sachen abzumachen. Das Unterscheidungszeichen ihres Standes ist ein gewundenes, etwa 5 Zoll dickes Rohr, welches außerhalb der linken Rocktasche hängt und ein kleiner Degen, ohne den die Mitglieder nie öffentlich erscheinen.

So wohl in dieser, als in den übrigen Capitanerien wird nur Meuchelmord und Hochverrath mit dem Tode bestraft. Wer eines anderen Vergehens überwiesen ist,

*) Kein Criminal-, sondern der diesem Gerichte vorsitzende Richter (Juiz de fora), von dem man an den obern Gerichtshof, aber nicht an den Gouverneur appelliren kann.

R. d'A.

wird durch Gefängniß oder durch Deportirung nach Angola oder nach einer andern portugiesischen Colonie in Afrika bestraft. Das Gesetz untersagt die Tortur. Die gewöhnlichste Strafe ist die Verhaftung in einem Festungsthurme.

Die sich auf den Bankerot beziehenden Gesetze sind zu Bahia die nämlichen, wie zu Rio Janeiro. Eine neue Verordnung untersagt die Verhaftung, Schulden halber ausgenommen, und wenn die Gläubiger beweisen können, daß der Bankerot Betrug beabsichtige. Dann wird der Schuldner zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt, im Falle der Gläubiger strenge auf seiner Forderung bestehet oder der Schuldner durchaus nicht im Stande ist, sie zu befriedigen. Thut der Bankerotirer auf seine Besitzungen Verzicht, so werden diese verkauft und unter seine Gläubiger vertheilt, die dann keine Forderung mehr an ihm haben. In diesem Falle behalten sie sich jedoch ihr Recht auf alles Eigenthum, welches der Schuldner in der Folge erwerben könnte, bis zur gänzlichen Tilgung der Schulden bevor.

Die englischen Schiffe, welche nach Ost-Indien, Neu-Süd-Wallis, auf den Fischfang im großen Ocean u. s. f. ausgehen, müssen gewöhnlich bei einer so langen Fahrt in einem Haven unterweges anlegen. Der besuchteste Haven an Brasilien's Küsten in dieser Hinsicht ist der von Rio de Janeiro. Der häufige Umgang der Bewohner dieser Stadt mit Fremden hat ihnen mehr Artigkeit gegeben, als die Bürger von Bahia

besitzen. Auch sind Erstere im Allgemeinen viel verständiger. Aber in beiden Städten zeigen die, welche einige politische Kenntnisse haben, viel Theilnahme für die Sache der Franzosen. Die Schrecknisse, welche die Revolution begleiteten, haben ihre Bewunderung für diese große Begebenheit nicht geschwächt. Die Verbrechen, welche die Annalen der französischen Republik schänden, schreiben sie der gemißbrauchten Gewalt der vorigen Regierung, nicht falschen Unabhängigkeitsgrundsätzen zu, welche ein durch Aufwiegler verführtes Volk dahin brachten, seine natürlichen und bürgerlichen Rechte, die es verletzt glaubte, mit dem Schwerdte zu vertheidigen. Diese Meinung scheint vorzüglich in dem Geiste der jüngern Brasilier so herrschend zu seyn, daß es mehr, als wahrscheinlich ist, daß, wenn einige andere Umstände eingetreten wären, sie eine Veränderung in der politischen Lage Brasilien's hervorgebracht haben würde, wenn die Regierung nicht ihren Sitz in diesem Lande aufgeschlagen hätte. Mehrere von ihnen machten ihre Abhängigkeit vom Mutterlande lächerlich und schienen sehr gut überzeugt, daß sie das schönste, das wünschenswertheste Land auf der Erde besäßen, dessen zahlreiche Erzeugnisse überflüssig zur Befriedigung aller menschlichen Bedürfnisse hinreichen.

Mehrerer reicherer Hausbesitzer zu San-Salvador und Rio Zimmer sind mit französischen Kupferstichen geschmückt, welche die Thaten und Siege dieses Volks abbilden und welche mit dem lebhaftesten Enthusiasmus von ihnen beschauet werden. Selbst ihre

wenig zahlreichen Büchersammlungen sind mit den Werken eines d' Alembert, Buffon, Adam Smith, Thomas Paine und anderer angeblicher Philosophen geschmückt und ihre Antipathie gegen die Engländer scheint gleichen Schritt mit ihrer Bewunderung für die Franzosen zu halten. *) Der unpolitische Versuch der Erstern gegen Buenos-Ayres scheint jene vermehrt zu haben.

Vor der Ankunft des Lissaboner Hofes in Brasilien wurden England's Schiffe unter dem geringfügigsten Vorwande hier zurückgehalten und alle Verbindung mit der Küste ihnen strenger als je, untersagt. Da aber Befehle, welche dem gemeinschaftlichen Nutzen einer Stadt entgegen sind, selten treu von ihr befolgt werden, so trieb man einen beträchtlichen Handel mit den englischen Schiffen, welche in Brasilien's Häven einliefen und dieser Handel ward im Geheimen selbst von denen genehmigt, deren Pflicht es war, ihn zu verbieten.

Eitelkeit, Trägheit, Pralerei, Sucht zum Glanze, mit dem größten Geitze und der ausgezeichnetsten Verachtung gegen ein schwaches und furchtsames Geschlecht verbunden, sind die charakteristischen Züge der Bewohner Bahia's.

Die vorzüglichsten Belustigungen der Bewohner dieser Stadt sind die Feste der verschiedenen Heiligen, religiöse Ceremonien und Processionen. Kaum ein Tag vergehet, an dem nicht ein solches Fest gefeiert würde,

*) Sind Adam Smith und Thomas Paine Franzosen?

bei welchem sich die strengste Andacht in sinnliche Genüsse und Freuden verschmilzt. Nach Verlassung der Kirche stattet man einander Besuch ab, überläßt sich dem Ueberflusse einer reichbesetzten Tafel und schlürft mit langsamen Zügen Weine aller Art ein. Londoner Süßbier (Ale) und Porter kommen zuweilen als Gegenstände des Luxus auf die Tafeln der reichsten Einwohner. Da dies aber verbotene Waaren sind, so ist es sehr schwer, sie sich zu verschaffen und dies findet nur für sehr hohen Preis Statt.

Hat der Wein die Köpfe erhitzt, so läßt man Musik kommen, die größtentheils nur aus einer Guitarre oder einer schlechten Geige besteht, deren Töne die Stimme des Gastes begleiten, der Lust hat, zu singen. Die Hauptvergnügung dieser Feste ist aber der brasilische Tanz, der eine Verbindung der Tänze der Afrikaner und des Fandango der Spanier zu seyn scheint. Ein Tänzer und eine Tänzerin führen ihn auf, deren Körper nach dem eintönigen Klange des, durchaus nach demselben Tacte erschallenden, Instruments sich hin und her bewegt, ohne die Beine und die Füße fast von der Stelle zu rühren. Die durch die Schönheit der Ausführung bezauberten Zuschauer bezeigen ihre Zufriedenheit und ermuntern die Tänzer durch das lärmendste Beifallgeklatsch. Dieser Nationaltanz, den man wohl dem der Bajaderen Ostindien's gleich setzen könnte, dient hier zur Belustigung aller Stände der Bewohner. In Häusern des ersten Standes in Bahia ist jedoch die Menuet und Angloise an dessen Stelle getreten und

seit einiger Zeit stellen die vornehmsten Familien geschmackvolle Lustbarkeiten mit Bällen, Spielpartien und Gesellschafts-Concerten an.

Der größte Genuß eines Bewohners von Bahia oder vielmehr eines Brasilier's überhaupt, besteht in einer gänzlichen Unthätigkeit sowohl in physischer, als moralischer Hinsicht. Alles vertrauen sie ihren Lieblingssclaven an, welche hinwiederum den ihnen Untergeordneten das ganze Gewicht ihres Ansehns fühlen lassen.

Die Männer kleiden sich nach europäischer Art, nur nicht an Festtagen oder bei Staatsbesuchen. Dann tragen sie Spitzen und ihre Kleidung ist mit Stickerei verziert. Ihre Liebe für Prunk und Schmuck ist so groß, daß alle Luxusverbote in dieser Hinsicht gänzlich umgangen werden. Im Innern ihrer Wohnungen kleiden sie sich in einen leichten Schlafrock oder in ein Kamisol. Zuweilen tragen sie nur ein Hemde und ein Paar lange Hosen.

Die Kleidung der Damen besteht aus einem Unterrock von feinem Musselin und einem gestickten Oberkleide von demselben Stoffe. Ihre Haare, welche sie nach ihrer ganzen Länge wachsen lassen, werden oberhalb dem Kopfe in einen Knoten zusammen verschlungen und mit Tapiokpuder bestreuet. Gehn sie in die Kirche, so sind sie mit einem Mantel von schwarzem Taffet vom Kopf bis auf die Füße bedeckt. Ihr Hauptschmuck ist eine goldene, zwei- oder dreimal um den Hals geschlungene Kette,

deren Ende sich in ihrem Busen verliert. An demselben hängt ein Crucifix, oder das Bild ihres Schutzheiligen, oder auch zwei goldene, Bentos genannte, Scapuliere, denen man die Eigenschaft zuschreibt, Krankheiten vorzubeugen, vor dem Einfluß des bösen Geistes zu schützen und alles Unglück abzuwenden, mit dem man im Leben bedroht ist. Die mehr oder minder vollendete Arbeit dieser Ketten und die Zahl und der Werth der Zierathen, welche sie schmücken, bezeichnen den Rang derer, welche sie tragen.

Beide Geschlechter lassen die Nägel des Daumens und des Zeigefingers lang wachsen und schneiden sie spitz zu. Diese seltsame Sitte deutet den hohen Rang derer an, welche sich ihrer bedienen. *) Man bedient sich dieser Spitzen, welche ein Europäer sehr unbequem finden würde, hier zu verschiedenen Absichten; so zur Auskneipung der Adern der Tabaksblätter, bevor man sie in Cigaros zusammen rollt, die man leidenschaftlich raucht, und zum Schlagen der Saiteninstrumente.

Da die Beschaffenheit der Stadt den Gebrauch von Kutschen nicht gestattet, lassen sich die Reichen, welche hier, wie überall, sich vom gemeinen Volke auszuzeichnen suchen, von ihren Sclaven in einer Art von Hangmatte tragen, welche mit taffetnen Vorhängen umgeben sind, die man nach Belieben zuziehen kann,

*) Nichts weniger, als dieses! Bloß junge Leute, welche die Guitarre spielen, lassen den Nagel an einem oder zwei Fingern der rechten Hand wachsen. N. d'X.

um sich gegen den Blick der Neugierigen und die Strahlen der Sonne zu schützen. Das Innere ist mit Kissen belegt, welche mit Sammet überzogen sind, auf denen sich Personen von Range mit wollüstigem Gefühle ausstrecken und sich eben so bequem, obgleich langsamer, als in der sanftgehendsten Kutsche, von einem Orte zum andern bringen lassen. Der viereckige Himmel dieser Art von Sänfte ist mit Bildnereien und Vergoldungen reichlich verziert. Selbst die Vorhänge sind mit Gold oder Silber gestickt oder mit Blättern von denselben Metallen belegt.

Seit einigen Jahren hat man versucht, sich ähnlicher Carriolen, wie solche in Rio üblich sind, zu bedienen. Allein da die Ungleichheit des Bodens, auf dem Bahia liegt, diese Art von einem Orte zum andern zu kommen, unbequem und gefährlich macht, werden sie schwerlich hier allgemein eingeführt werden.

Die Bewohner von Bahia wetteifern in dem Reichthume und dem Glanze der Kleidung ihrer Bedienten auf eine übertriebene Art, die einem Europäer um so lächerlicher erscheint, da Waden und Füße der Domestiken nackend sind.

Der Zustand von Sclaverei, in der man das weibliche Geschlecht in Bahia hält, hindert die gesellschaftlichen Vergnügungen sehr. Sie dürfen nicht ausgehn, wohl aber eingeschlossen in einer Sänfte oder in einem Carriol ausgetragen oder ausgefahren werden. Trotz der Bigotterie der Männer gestatten sie kaum ihren

Frauen oder Töchtern an hohen Festtagen in ihren Mantel verschleiert, die Kirche zu besuchen. Bloß die vertrautesten Freunde einer Familie haben die Erlaubniß sie im Innern ihrer Häuser zu sehen. Jedoch findet diese Abscheidung beider Geschlechter in manchen vornehmen und aufgeklärten Familien jetzt nicht mehr so strenge Statt, als vormals. Aber selbst der theilweise Befolg dieser Sitte beraubt Personen, welche an das Leben in Europa gewohnt sind, vieler Genüsse.

„Dieser, den Frauen auferlegte Zwang", sagt Abt Raynal, „welchen unzuzügelnde Eifersucht veranlaßt, hindert sie nicht bei aller Gewißheit, bei dem kleinsten Argwohn niedergedolcht zu werden, Liebesintriguen zu haben. Mit minderer Strenge wird eine Tochter behandelt, die ohne oder mit Vorwissen ihrer Mutter, dem Ungestüm eines Liebhabers weicht. Kann aber der Vater ihre Schande nicht mit dem Schleier der Ehe bedecken, so giebt er sie dem schändenden Gewerbe eines Freudenmädchens hin. So folgen auf Reichthümer Laster und Sittenverderbniß, vorzüglich, wenn sie durch Mord und Blutvergießen erworben wurden und nicht durch Arbeit und Fleiß erhalten werden."

Man ißt hier lange so gut nicht, als in Rio. Das Fleisch mag gekocht oder gebraten seyn, so ist es zu weich. Man bedient sich, obwohl Messer und Gabeln auf dem Tische liegen, lediglich der Finger zum Speisen, eine Sitte, welche Ausländern, die an eine

feinere Lebensart gewöhnt sind, sehr anstößig ist. Inzwischen wird vor und nach der Mahlzeit Wasser zum Handwaschen gereicht.

Unlängst errichtete man in dieser Stadt ein komisches Theater, welches jetzt einen Italiener zum Director hat. Die Darstellungen sind aber sowohl im Ganzen, als im Einzelnen so erbärmlich, daß man sie in der kleinsten Provinzialstadt Frankreich's und England's nicht dulden würde. Bloß die Musik ist erträglich. Die ganze Schauspielergesellschaft besteht aus Negern, die außer ihren theatralischen Darstellungen, auch bei Familienfesten zur Ergötzung dienen. Zuweilen veranstalten europäische Seefahrer durch sie am Borde ihrer Schiffe, so lange als sie bei Bahia ankern, Concerte.

Die Fleischbänke sind sehr schlecht mit Fleische versehen. Schaf-, Lamm- und Kalbfleisch sind den Bewohnern von Bahia ein ganz unbekannter Luxus und das Rindfleisch ist mager und ohne Geschmack. Hingegen giebt es hier viel Fische, die jedoch, vorzüglich während der Fasten, in sehr hohem Preise stehen, obgleich die Allerheiligenbai mit einer ungeheuern Menge der wohlschmeckendsten Fischarten erfüllet ist. Austern, Muscheln und andere Schaalthiere giebt es auch im Ueberfluß. Die Schildkröte, welche man in andern Gegenden, als ein vorzüglich leckeres Gericht betrachtet, wird hier eigentlich wegen ihrer Schaale gefangen. Der Gemüsemarkt an der Küste verdient die Aufmerksamkeit des Fremden vorzüglich. Denn hier erblickt er alle Obstarten und Küchen-

gewächse der Tropenländer, welche dem in den gemäßigten Zonen Geborenen einen eben so neuen, als angenehmen Anblick darbieten.

Diese Erzeugnisse werden von den benachbarten Küsten in kleinen Boten auf den Flüssen herbeigeführt, welche sich in das Innere der Bai ergießen. Der Marktplatz von viereckiger Form ist von früh an mit Cacaobohnen, Plantanen, Orangen und Citronen verschiedener Art, so wie mit Haufen von Paradiesfeigen (Bananen) erfüllt, die zum Theil von San-Thomas kommen. Auch sieht man hier andere köstliche Früchte im Ueberfluß, wie Dschaka's, Mamman's, Tamarinden, Früchte vom Mangle- (Leuchter-) und Goyaven- (americanischem Birn-) Baume, u. s. f. Die Ananas, welche hiesige Gegend erzeugt, stehen weit unter denen, welche auf Jamaica und andern Inseln Westindiens wachsen.

Auch verkauft man auf diesem Markte Küchengewächse, als Yams, Maniok, Erbsen, Bohnen, Gurken, u. s. f. Zwiebeln werden nur in Gärten von Privatpersonen gezogen. Der angenehme Anblick einer solchen Menge köstlicher Früchte und Gewächse wird durch den lieblichen Geruch und die Schönheit der Blumen erhöhet, welche Blumenhändlerinnen feil bieten.

Da in Bahia durchaus keine Gasthäuser vorhanden sind, so sind hier Fremde in weit größerer Verlegenheit, als in Rio de Janeiro. Der Aufenthalt zu Bahia mag noch so kurz seyn, so muß der Fremde ein eigenes Haus miethen, das nicht einmal mit Mobilien versehen

ist. In den öffentlichen Speisehäusern ist das Fleisch elend und übel zugerichtet und was man hier Caffeehäuser nennt, gleicht denen in Europa nur dem Nahmen nach.

Zu Bahia ist, so wie in den meisten Städten Brasiliens, die Bettelei ungemein groß, weil man versäumt hat, auf eine regelmäßige Art für die Bedürfnisse der Armen zu sorgen. Weder für Greise, noch für Kranke, noch für Waisen findet eine öffentliche Anstalt Statt.

Zwar theilen die Klöster Geld und Lebensmittel aus und ihnen folgen viele Privatpersonen bei Wiederherstellung von einer Krankheit oder bei einem glücklichen Ereigniß für sie oder ihre Familie. Aber trotz dieser Hülfe ist die Zahl der Bettler, welche ohne Aufhören die, durch die Straßen dieser volkreichen Stadt Gehenden anfallen, über alle Vorstellung groß.

Die Faulheit, die Unverschämtheit und die Spitzbüberei vieler dieser Vagabunden sind so groß, daß sie öffentlich der Aufsicht der Polizei trotzen, welche zu schwach oder zu furchtsam ist, um Ordnung und Ruhe unter den Bürgern erhalten zu können. Das einzige Mittel gegen eine solche Geißel wäre vielleicht die Annahme eines Zwangsystems zur Arbeit, wie der Graf von Rumfort in München errichtet hat, welches aber von vielen Kindereien gereinigt werden müßte, welche sich der Entwickelung der moralischen Fähigkeiten entgegensetzen.

Außer dieser Menge von Armen und Vagabunden wird Bahia, so wie die meisten übrigen Städte Brasiliens, von einer Menge privilegirter Bettler, die lediglich

von den Allmosen der Einwohner leben, behelligt. Kein Tag vergehet, ohne daß die Collectanten der verschiedenen Orden sich an den Thüren und den Fenstern sowohl der Armen, als der Reichen einstellen und um Allmosen bitten. Man kann sich schwerlich einen Begriff von den unermeßlichen Summen machen, welche sie auf diese Art zusammenbringen. Die Brüder vom hochheiligen Sacrament nehmen den größten Theil daran. Ueber ihrer gewöhnlichen Kleidung tragen sie einen kurzen Mantel von blauem oder rothem Taffet und in den Händen einen silbernen Stab und einen großen sammtenen Sack mit einer silbernen Schüssel, um darin die Gaben der Gläubigen aufzunehmen.

Schon oben ist von der großen Zahl religiöser Feste und Processionen, die täglich in dieser Stadt vorkommen, die Rede gewesen. Ein von allen Ständen der Bewohner geheiligter Tag ist das Geburtsfest Jesus Christus. Bei dieser Gelegenheit stellen sie Lustpartien in die umliegenden Dörfer an, wo sie einige Tage bleiben und sich ihren Lieblingsvergnügungen, d. i.: dem Spiele, der Musik und dem Tanze überlassen.

Die Kirchweihfeste der verschiedenen Kirchen werden mit großem Pomp und vieler Pracht vollführt. Das der Kirche zur Empfängniß der Jungfrau Maria ist durch eine große Feierlichkeit ausgezeichnet und kann einen Begriff von allen übrigen geben. Den Zug eröffnen eine Menge Fahnen, Kreuze, Bilder der Heiligen, und religiöser Sinnbilder jeder Art, denen alle klösterliche

Orden der Stadt mit brennenden Wachskerzen folgen. Die Bilder der Heiligen sind von menschlicher Größe und mit Edelsteinen überreich geschmückt, vorzüglich das Unserer lieben Frauen zur Empfängniß, welches mit allen den kostbaren Steinen geschmückt ist, welche die Frömmigkeit der Gläubigen als Opfer auf die Reliquienkasten gelegt hat.

Die Procession am Fronleichnams- (Corpus-Christi) Feste wird von allen Truppen der Stadt, die der Garde ausgenommen, begleitet. Das Gouvernement, der Senat, die Richter des Relaçao, die Mitglieder der Inquisition, so wie der ganze weltliche und klösterliche Clerus der Stadt nehmen an ihr Theil. Ein Bild des heiligen Georg's, des Beschützer's Portugal's, welches man auf ein Pferd gesetzt hat, ist jederzeit die ausgezeichnetste Figur dieser Procession. Sie ist reich geschmückt. An jeder Seite gehn zwei Leute, um das Bild des heiligen Georg's im Gleichgewichte zu erhalten. Vorher reitet ein Stallmeister und ein, als Page gekleidetes Kind.

Das Fasten wird scheinbar sehr streng beobachtet, Aber man kann hier, so wie in allen katholischen Ländern, leicht Dispensation davon erhalten.

Drei oder vier Tage vor Anfang der Fasten ist es gebräuchlich, den auf der Straße Gehenden allerhand Possen zu spielen. Man kann dieses mit dem in England üblichen Aprilschicken vergleichen. Man verkauft an diesen gemalte Wachsblasen, die Eiern gleichen und mit Wasser gefüllt sind. Die Damen werfen sie zu ihrer Belustigung auf die ihnen Begegnenden. Oft klebt man falsche Münze

auf das Pflaster und legt tausend kleine Fallen, die das Volk belustigen.

Es würde schwer seyn, den Ursprung aller Gebräuche der verschiedenen Völker zu erklären, weil er so lange gedauert hat, daß die ihn veranlassende Ursache vergessen ist. Die erzählte Sitte ist wahrscheinlich ein Rest der Fastnachtsspiele im südlichen Europa oder ist vielleicht, wie die zu Rio, den Vorübergehenden Blumensträuße zu überreichen, von den in Lissabon üblichen Eindrangstagen entlehnt.

Auch das Johannisfest wird hier auf eine eigne Art gefeiert. In allen Straßen und in den Umgebungen der Stadt werden eine Menge dünner, gerader Bäume in die Erde gesteckt, die unsern Pappeln ähnlich sind. Man legt trockene Reisigbündel um sie so hoch her, daß sie die unteren Aeste der Bäume erreichen und zündet sie dann gegen Abend an. Man hat noch nie die Ursache dieser Freudenfeuer erklären können. *)

Der Palmsonntag wird hier hoch gefeiert. In allen Kirchen überreicht nach gehaltener hoher Messe, der Meßpriester jedem Beiwohnenden, einen weißen Ast des Cacaobaums von etwa 2 Fuß Länge mit Goldlahn und bunten Papierschleifen verziert. Dieses heilige Geschenk wird

*) Auch in manchen Gegenden Teutschland's zündet man am Abend vor Johannis, vorzüglich auf Höhen, Feuer von leeren Theer-Tonnen, Besen, u. s. f. an.

A. d. Uebers.

für ein sicheres Amulet gegen eine Legion von Uebeln, denen der Mensch ausgesetzt ist, betrachtet und es wird daher mit religiöser Sorgfalt aufgehoben. Verbrennt man diese heilige Ruthe mit lebendigem und reinem Glauben, so schützt sie das Haus unfehlbar vor dem Blitz und den heftigsten Stürmen.

Während der Charwoche werden sehr zahlreiche Processionen gehalten. Die seltsamsten derselben sind die der Brüderschaften der Disciplinanten und des Judas Ischarioth. Letztere gleicht einiger Maßen dem Feste des falschen Guido in England. Durch alle Straßen werden Bilder des Judas geführt und nach tausend Beleidigungen und Verfluchungen an Galgen aufgehängt, die zu dieser Absicht in verschiedenen Gegenden der Stadt errichtet sind. Nachdem man sie hier einige Zeit ausgestellet hat, nimmt man sie ab, um sie im Triumphe durch die Stadt unter dem Schimpfgeschrei der Brasilier zu schleppen, welche mit einander wetteifern, wer ihnen die größten Beweise von Unwillen geben kann.

Die jährliche Procession der sich geisselnden Büßenden, welche im J. 1803 die Rückkehr des Regens, der ungewöhnlich lange ausgeblieben war, bewirkt haben soll, gab Hrn. Ferrara, der Augenzeuge davon war, Gelegenheit zu folgender Beschreibung:

„Mehrere Negern und Mulatten, geweihete Opfer, gaben sich ohne Schonung heftige Geißelhiebe, welche auf ihren nackenden Körpern grausame und blutende Zeichen ihres Enthusiasmus zurückließen. Die Brüder vom heili-

gen Sacrament und Geistliche mit Wachskerzen in der Hand und Gesänge anstimmend, begleiteten sie. Diese frommen hingegebenen Menschen wurden durch Hoffnung der Vergebung ihrer vergangenen Sünden gestärkt. Die Mulatten erhielten eine Belohnug von 10 und die Negern von 5 Patachen (10 und 5 Thalern). Zu gleicher Zeit begab sich ein heiliger, vom Erzbischofe und seinem ganzen Collegio geweiheter Legat nach einer, bei der Stadt liegenden Einsiedelei, um den Beistand der Vorsicht und den wohlthätigen Regen, den man so lange vergebens erwartete, zu erflehen. Hier erhielt er den Besuch der Gläubigen und ihre Geschenke und reichte jedem derselben seinen Fuß zum Kusse hin. Man setzte voraus, daß diese reichen Geschenke, verbunden mit einer so heißen Frömmigkeit, ihren Zweck nicht verfehlen würden. Auch fiel mehrere Tage hindurch wirklich Regen im Ueberflusse."

Der Mangel der Sitze in den Kirchen ist vorzüglich für Fremde, welche Neugierde oder ein anderer Bewegungsgrund zur Beiwohnung der religiösen Feste führt, die hier über drei Stunden dauern, sehr unbequem. Die Frauen stehen bei diesen Gelegenheiten mitten in der Kirche und werfen sich bei einigen Stellen des Gottesdienstes auf den Boden hin. Für Personen von Range stehn Sessel bei dem Altare und an sie werden kleine Kupfer vertheilt, welche das Herz Christi, von einem Engel getragen und mit künstlichen Blumen verziert, vorstellen. Frauen erhalten nie ein solches Bild, da es ausschließlich für Männer bestimmt ist.

Alle Feste und Processionen, welche um Ostern hier angestellt werden, zu schildern, würde überflüssig seyn. Es genügt uns zu sagen, daß der Ostertag ein Tag allgemeiner Freude für die ganze Stadt ist. Bewohner jedes Standes bedecken ihre Tische mit zahlreichen Gerichten, um sich für die lange Enthaltung während der Fasten schadlos zu halten. Man bildet, wie in England Gesellschaften, um weltliches Vergnügen mit geistlicher Freude zu verbinden. Bei dieser Gelegenheit werden die Genüsse der Tafel auf das höchste getrieben. Nach geendigtem Mahle beginnt das Spiel und wird durch Libationen zu Ehren des Weingotts erheitert. Man trennt sich erst, wenn die Lebensgeister in den vollkommensten Taumel versenkt sind.

„Hat der Tod seine Eitelkeiten, so kann auch das Leben die Seinigen haben!" sagt der berühmte Dr. Young, und gewiß wird dieser Satz nie besser erläutert, als durch die prachtvollen Leichenbegängnisse der Bewohner von Bahia. Hr. Lindley hat die Beschreibung der Beerdigung eines Officiers von Range in der Franciscanerkirche gegeben und sie ist fast dieselbe, wie man sie in den meisten katholischen Ländern findet.

Die Freimaurerei ist in Portugal ausdrücklich verboten und dieses Verbot erstreckt sich auch auf die Colonien. Es giebt dessen ungeachtet mehrere Logen in Bahia, so wie in den andern brasilischen Städten; aber ihre Verbindungen sind mit dem dichtesten Schleier bedeckt und regelmäßige Logen sind noch nicht angelegt.

Der Boden des größten Theiles dieser Provinz ist, so wie der des übrigen Brasiliens, ungemein reich und fruchtbar und das Klima fähig, alle Erzeugnisse des Erdbodens gedeihen zu lassen. Die Regierung und die Geistlichkeit besitzen die fruchtbarsten Striche um die Stadt und einige von denen, die Ersteren gehören, sind zu wohlthätigen Zwecken bestimmt. Die merkwürdigste derselben ist das St. Lazarus-Spital, das ungefähr eine halbe Stunde vom Fort liegt. Dieses weitläuftige Gebäude ist hauptsächlich für Aussätzige bestimmt. Es ward gegen Ende des 17ten Jahrhunderts auf Kosten des Königes von Portugal errichtet und hat aus den dazu gehörigen Ländereien reichliche Einkünfte. Es scheint zur Erreichung seines Zwecks völlig geeignet zu seyn, da die Kranken den Genuß einer freien Luft und eines guten Wassers haben, welches gegen den Aussatz würksam seyn soll. Worauf aber diese Meinung sich gründet, weiß man nicht, da dies Wasser noch nicht chemisch zerlegt ist. Die Flügel dieses Gebäudes werden von Männern und die Mitte desselben ist von Frauen bewohnt, die untereinander keine Verbindung haben. Im Erdgeschosse befinden sich die Büreaux, die Wohnungen der Angestellten und eiue Anzahl bequemer Bäder und oberhalb mehrere weite, mit Ventilatoren versehene Säle, die sehr reinlich gehalten werden.

Unfern von diesem Hospital steht eine kleine, sehr niedliche Kirche auf einer Anhöhe, welche zu demselben gehört. Die dasselbe umgebenden Pflanzungen und Ländereien werden mit größter Sorgfalt angebauet. Der ostindische Pfefferstrauch, dessen Anbau durch eine übel-

verstandene Politik der Regierung verboten war, wird hier gezogen und wächst ergiebig. Ausser den diesem Lande eigenthümlichen Obst-, Gemüse- und Kornarten, wird hier auch viel europäischer Roggen gebauet.

Dieses Hospital steht unter dem unmittelbaren Schutze der Krone und hat einen portugiesischen Edelmann zum Oberaufseher, der alles Lob für die, von ihm in alle Zweige der Verwaltung dieser großen Anstalt eingeführte Thätigkeit, Ordnung und Fleiß verdient.

Diese Provinz ist im Ganzen gut angebauet und enthält eine bedeutende Zahl großer Pflanzungen. Die Eigenthümer halten auf ihren Zuckerplantagen zwei- bis dreihundert Sclaven und eine verhältnißmäßige Zahl von Pferden. Mehrere dieser Pflanzer haben ein bedeutendes Vermögen erworben und auf ihren Besizzungen geschmackvolle Wohnungeu mit Capellen angelegt und halten sich darin mit ihren Familien, ausgenommen in der Regenzeit, auf, während welcher sie in der Stadt wohnen.

Die Naturerzeugnisse und Thiere der Provinz Bahia sind die nämlichen, als in den andern Capitanerien.

Salpeter findet man im südwestlichen Theile dieser Provinz im Ueberflusse und, wie man sagt, von besonderer Güte, so daß man bei gehöriger Vorkehrung daraus einen sehr einträglichen Handelsartikel machen könnte.

Im Bezirke Careira der Provinz Bahia hat man vor einigen Jahren ein Stück gediegenes Kupfer von 2666 Pfund Gewicht gefunden, was in die königliche Naturalien-Sammlung nach Lissabon gebracht war. Es soll das größte Stück seiner Art seyn, das sich in Europa befindet. Um gleiche Zeit brachte man aus Bahia eine Probe von kugelförmigem Eisenerz (Minera ferri subaquosa globosa, Wallerii), dessen Kugeln im Durchmesser von zwei Linien bis zu einem halben Zoll hatten, nach Lissabon. Außer dem Eisen könnte man hier vielleicht gleich fertige eiserne Flintenkugeln finden.

In den innern Gegenden von Bahia, vorzüglich gegen Tapagippa hin, sind die Waldungen mit Bienenstöcken angefüllt. Diese Nester oder Stöcke sind plump gebildete Muscheln aus Thonerde auf ähnliche Art, wie die Nester der Schwalben, zusammengesetzt. Sie sind auf etwas hohen Bäumen angebracht, etwa einen Fuß dicke und bilden eine Masse von wenigstens 2 Fuß Durchmesser. Zerbricht man sie, so ist das Wachs, wie in den europäischen Bienenstöcken gebildet und man erhält eine Menge Honig, aus dem sich aber die Colonisten, weil sie Ueberfluß an Zucker haben, nicht viel machen. Eben so achten sie auch das Wachs nicht hoch, weil ihre afrikanischen Colonien ihnen so viel liefern, als sie bedürfen.

Außer der Hauptstadt giebt es in dieser Provinz mehrere kleinere Handelsstädte. Die Vornehmsten sind: Jagoaripe, Amor, Jacobina, Do Sitio, S.

Francisco und Cachoeïra. Letztere liegt in einer angenehmen Lage, an einem Flusse, etwas über 8 Meilen von Bahia. Dies ist der Mittelpunkt, durch den der Ertrag der im Norden Brasiliens liegenden Goldgruben auf einen Radius von 54 Meilen geht. Das Land ist gut angebauet und erzeuget Tabak. Zwar erzeugen auch die andern Provinzen dieses Gewächs, aber Bahia ist die einzige, wo der Anbau desselben als Handelsartikel von einiger Wichtigkeit ist.

Die ungeheuern, auf diesen Artikel vor vierzig Jahren gelegten Abgaben bewirkten eine bedeutende Stokkung in dem Handel dieser Provinz. Seit aber die Regierung die Abgaben zu vermindern für nöthig erachtet hat, hat dieser Handelszweig seine ehemalige Thätigkeit wieder erlangt. Außer dem Tabak, der nach dem Mutterlande vor den neuesten politischen Ereignissen gieng, geht noch jetzt jährlich eine bedeutende Menge von minderer Güte nach Afrika's Küste, für die man dort verschiedene andere Artikel erhält.

Da Tabak, Brasilien-Holz und der Ertrag der Gold- und Diamanten-Gruben lediglich für Rechnung der Regierung verkauft wurden und nach Wahrscheinlichkeits-Rechnungen, welche Statistiker über Portugals Finanzen angestellt haben, der Ertrag dieser Artikel ziemlich bedeutend seyn mußte, so ist doch dieser Gegenstand mit einem so undurchdringlichen Schleier bedeckt, daß die Größe des Ertrags unmöglich genau angegeben werden kann.

Obgleich der Handel von Bahia nicht so beträchtlich ist, wie der von Rio de Janeiro, so ist er doch auch sehr ausgebreitet, was mehr localen Vortheilen, als der Industrie der Bewohner zuzuschreiben ist.

Vor dem Einfalle der Franzosen in Portugal ward der Haupthandel Bahia's gerade nach Lissabon und Oporto geführt. Man bediente sich dazu gegen funfzig großer Schiffe, welche von Europa aus mit verschiedenen Manufactur = Artikeln, mit Wein, Mehl, Butter, Käse, u. s. f. beladen waren. Sie brachten Tabak, Lebens =, Acajou und mehrere Farbe = und Bauhölzer, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Arzneiwurzeln, Gummen, Balsam und einen sehr starken Branntwein mit, der aus Zuckerrohrsaft und Sirup abgezogen ward, aber einen von dem Rum verschiedenen Geschmack hatte.

Schon oben ist erwähnt, daß die Zeuchladen in Rio mit den verschiedenen Stoffen von Manchester angefüllt wären. Man findet dergleichen auch zu San = Salvador. Aber die gedruckten, hier gebräuchlichen, und stark getragenen Cattune sind größtentheils in Lissabon gewebt.

Der Colonialhandel von Bahia ist gleichfalls sehr beträchtlich. Er beschäftigt eine große Menge Schiffe von ungefähr 250 Tonnen Last, welche man zu Bahia mit Rum, Zucker, Töpferzeug, englischen und teutschen Waaren, Salz u. s. f. beladet. Diese Ladungen dienen größtentheils zum Schleichhandel mit den Spaniern in Maldonado und Montevideo, die sie ihnen theils

mit Gelde bezahlen, theils noch eingesalzenes Rindfleisch und Häute zur Rückfracht mitgeben. Bei ihrer Ankunft verkaufen sie das Fleisch im Einzelnen den Aermsten, so auch den Sclaven und zur Verproviantirung der Schiffe für 2 Groschen das Pfund.

Der innere Handel ist, trotz der Indolenz der Pflanzer, gleichfalls sehr ausgedehnt. Mehr als tausend Boote und andere kleine Fahrzeuge kommen täglich in der Allerheiligen-Bai beladen mit den Erzeugnissen dieser und der benachbarten Provinzen, als mit Tabak, Baumwolle, verschiedenen Specereiwaaren, Cachojera, Rum und Oel von Itaporika, mehreren Holzarten aus den Bezirken von Ilheos, eingesalzenem Fisch von Porto-Seguro, Mais, Zucker, Brennholz und Küchengewächsen aus den Umgegenden der Bai, in derselben an.

Die Baumwolle, welche hier einen sehr beträchtlichen Handelszweig bildet, wird nach der Ausschiffung in ein Magazin, das zu diesem Zwecke angelegt ist, niedergelegt, daselbst sortirt, gewogen und in Ballen für die Ausfuhr eingepackt. Die verschiedene Güte der Baumwolle wird aber auf den Ballen bemerkt, die, bis der Eigenthümer darüber disponirt, im Magazine bleibt.

Das Abziehen des flüchtigen Geistes aus dem Zuckerrohrsaft ist in den Händen einer privilegirten Compagnie und derselbe daher ungemein theuer.

Fremden von jedem Volke war es ausdrücklich verboten, sich auf irgend eine Art in Brasiliens Handel zu mischen. Es war ihnen nicht einmal erlaubt, Colonial-

waaren auf portugiesischen Schiffen auszuführen. So ungerechte und unkluge Monopole und Fesseln, die den Handel lähmten und die Thätigkeit der Bewohner hemmten, öffneten dem Schleichhandel ein weites Feld. Daher diese unermeßliche Menge englischer Waaren, mit denen die Lissaboner Handlungen Bahia und andere Haven Brasiliens überschwemmten. Die Strenge der Gesetze, die starken Strafen, die jeder Capitän, der des Schleichhandels überführt ward, erleiden mußte, die dreijährige Deportation nach Afrika — nichts konnte ihn ganz hemmen.

Trotz der großen, in Bahia umlaufenden Geldmasse treiben die Bewohner dieser Stadt einen großen Theil ihres Handels durch Tausch. Einige Schriftsteller beschuldigen sie, daß sie bei ihren Handelsgeschäften wenig feine Betrügereien vorzüglich gegen Fremde ausübten, von denen wie man sagt, sie oft das Doppelte des gangbaren Preises verlangen, indem sie auf die gewandteste Art den Werth der Waaren herabzusetzen wissen, die ihnen zum Eintausch angeboten werden. Kurz man stellt sie alle, mit weniger Ausnahme, als Leute vor, die gänzlich des Geistes der Redlichkeit, der den wackern Handelsmann, wie überhaupt jeden braven Mann auszeichnet, beraubt sind.

Alle Arten von Manufacturen, bloß die Gärberei ausgenommen, waren strenge untersagt und diese harte Verordnung ward so genau befolgt, daß, als vor einigen Jahren Jemand eine Baumwollen-Spinnmaschine bei

San Salvador anlegen wollte, man ihn nach Europa zurückschickte und seine Anlage zerstörte. *)

Die Küsten der Umgegend von **Bahia** haben Wallfische im Ueberfluß. Da man aber zu deren Fange nur einige große Schiffe anwendet, so reicht der daraus erhaltene Thran lange nicht zur Consumtion hin und ist folglich sehr theuer. Als wir oben von diesem Gegenstande bei **Rio de Janeiro** sprachen, bemerkten wir, daß wenn man den Wallfischfang auf alle Küsten Brasilien's und bis zum grünen Vorgebirge ausdehnte, man einen viel größern Gewinn daraus ziehen könnte. Von dieser Wahrheit überzeugt, haben einige Schiffsrheder von **Bahia**, die unternehmender als gewöhnlich sind, seit kurzem einige Schiffe in dieser Absicht ausgeschickt und lassen nach dem Beispiel der Engländer, die Fische am Borde aussieden. Der unzubezweifelnde Erfolg dieser Unternehmung wird nicht nur den Preis des Thrans an Ort und Stelle erniedrigen, sondern auch für die Folge einen sehr wichtigen Ausfuhrartikel darbieten.

*) Hätte die portugiesische Regierung die Errichtung von Manufacturen in Brasilien gestattet, so würde aller Tauschhandel zwischen dem Mutterlande und zwischen dieser wichtigen Colonie aufgehört haben und der Handel zwischen Beiden bloß zum Vortheile der Letztern gewesen seyn. Seit der Hof in **Rio de Janeiro** ist, hat sich die Lage der Sachen sehr verändert. Schon sind in der Nähe dieser Stadt Seiden-, Fayence- und andere Manufacturen angelegt.
R. d'A.

Der Preis des Tagelohns, so wie des Holzes und anderer zum Schiffsbau nöthigen Bedürfnisse, ist zu Bahia viel geringer, als in Rio de Janeiro, aber man findet dort, wo möglich, noch mehr Schwierigkeit, als hier, sie auszubessern und mit Vorräthen zu versehen.

In jedem Haven Brasilien's ist jedes Schiff, die königlichen Kriegsschiffe und Paketboote ausgenommen, so vielem hohen Ankergelde und andern bedeutenden Ausgaben unterworfen, daß dadurch oft Zwistigkeiten zwischen den Capitäns und den Obrigkeiten der Häven, in denen sie einlaufen, entstehen.*) Wahrscheinlich aber werden diese drückenden Lasten bald verschwinden; — Dank sey es den politischen Veränderungen, welche sich in dieser großen Colonie ereignet haben. Die brittischen Consuls und Residenten, welche für die Häven Brasilien's ernannt sind, werden verhindern, daß Ausländer von den Zollbeamten gedrückt werden und ihnen, im Falle der Noth, Gerechtigkeit verschaffen. Bei der Ankunft jedes englischen Schiffes in einem brasilischen Haven werden sechs Zollbediente an Bord desselben, unter dem Vorwande den Schleichhandel zu verhüten, geschickt und der Capitän oder Schiffmeister muß ihnen 10 Rthlr. 9 Gr. 6 Pf. täglich bezahlen, welches in kurzer Zeit eine bedeutende Summe macht. Außer dieser Abgabe und andern lästigen Zahlungen können die Ladungen der Schiffe, welche der Ausbesserung bedürfen, nur unter unmittelbarer Aufsicht des Havenwächters (Guarde do

*) M. s. dies Verzeichniß: Beilage III. im Anhange.

Mar) und eines Zollbeamten an das Land gebracht werden, wenn competente Beamte nach einer förmlichen Untersuchung anerkannt haben, daß ohne Ausladung der Waaren keine Reparatur des Schiffs Statt finden könne. Sie erhalten auch nicht einmal die Erlaubniß, den kleinsten Theil der Ladung zu verkaufen, um die Kosten der Ausbesserung des Schiffs und andern nöthigen Aufwand zu bestreiten. Seit mehreren Jahren wurden diese unklugen und schädlichen Verfügungen mit mehr Strenge, als bisher, einem neuen aus Portugal ergangenen Befehle gemäß, vollzogen, welcher besagte: daß im letzteren Falle eine hinreichende Menge Waaren an das Land gesetzt und nach Lissabon, um dort verkauft zu werden, geschickt werden sollten und daß man von dem Ertrage erst die gemachten Schulden des Schiffes, dann die Transportkosten seiner Waaren und jede andere Auslage abzuziehen habe. Was übrig bleibe, so groß oder klein es sey, solle den Schiffseigenthümern selbst in England zugestellt werden.

Einige Schiffscapitäne versorgen sich mit Wechseln auf Brasilien. Aber die, welche aus Noth oder wegen anderer Umstände genöthigt werden, in einen andern Haven einzulaufen, als in den ihre Wechsel lauten, erfahren unzuberechnende Zögerungen und Verwirrungen.

Diese Formalitäten und Zurückhaltungen finden an der ganzen Küste Brasiliens Statt. Selbst zu Rio de Janeiro, wo man sonst Fremde mit mehr Edelmuth behandelte, übt man seit einigen Jahren die nämliche Strenge. Einige Schriftsteller schreiben diese durchaus hier ge-

nommenen Maaßregeln und die äußerste Härte einem politischen Hasse und dem geheimen Bestreben zu, England's Handel zu vernichten.

Zwölfter Abschnitt.

Beschreibung der Provinzen: Para, Maranhon, Siara, Rio-Grande, Paraïba, Tamaraca, Fernambuco, Segeripppe del Rey und Rio das Velhas. — Sitten der Einwohner. — Handlung. — Manufacturen. — Militär u. s. f.

Es ist schon oben gesagt, daß der brasilische Handel mit Europa hauptsächlich aus Rio de-Janeiro, Bahia (der Allerheiligen-Bai,) und Gran-Para geführt werde.

Die Capitanerie Gran-Para ist die nördlichste Niederlassung der Portugiesen in Brasilien. Die Hauptstadt Belem, am Ufer des Amazonenstroms wird durch ein gutes Fort: Nuessa Senhora de las Merces genannt, vertheidigt. Dieses liegt an der Mündung des Flusses Muja, welche den Haven von Para bildet. Die Einfahrt in diesen Haven ist schwierig. Eine Menge kleiner Inseln, die sich in verschiedener Richtung durchkreuzen, machen den Lauf der Schiffe langsam und unsicher, bis sie in den Haven gelangt sind, wo sie auf einem fünf bis sechs Faden

tiefen, schlammigen Grunde ankern. Die Straße, welche in denselben führt, wird täglich minder tief und man muß befürchten, daß sie nicht lange mehr schiffbar bleiben wird, wenn, wie man voraussetzen muß, die Gewässer fortfahren, in ihr so viel Sand anzuhäufen, als im vorigen Jahrhunderte geschehen ist.

Der Grund der Stadt Belem ward von Francesco Caldeïra im Jahr 1615 gelegt. Sie ist gegen 12 Meilen vom Meere auf einer, etwa 13 Fuß über demselben liegenden, Erhöhung gelegen und war lange Zeit nur ein Markt für Artikel, welche die in der Nachbarschaft herumstreifenden Urbewohner dahin zum Verkaufe brachten, als wilden Cacao, Vanille, Krebs- und Schildkröten-Schaalen, Sassaparille, verschiedene Balsamarten, Baumwolle, u. s. f.

Die Volksmenge von Belem beläuft sich gegenwärtig gegen 10,000 Seelen. Die Trägheit und Eitelkeit, welche allgemeine Charakterzüge der Portugiesen sind, beherrschen auch die Bewohner dieser Stadt, obgleich hier der Luxus nicht ist, den man in den südlichen Provinzen trifft. Ein Umstand, der den Sitten der Bewohner von Para ihre ursprüngliche Sanftmuth erhalten hat, ist der, daß hier die Sclaverei später eingeführt ward, als in den andern Provinzen. Zu arm, um diese unglücklichen Opfer der Ungerechtigkeit und der Tyrannei zu erkaufen, mußten sie sich lange mit dem schwachen Beistande der Eingebornen behelfen,

deren Unterwerfung im nördlichen Bezirke länger gedauert hat, als im südlichen.

Im Jahr 1755 ward eine privilegirte Compagnie, welche ein Capital von etwas über 800,000 Thaler besaß, für Gran-Para und Maranhao ernannt. Der Graf d'Oyeras stand an der Spitze dieses Monopols.*) Er hatte die Vollmacht, nach Abzug aller Kosten, 15 vom 100 für alle dort gewonnenen Waaren zu behalten und seine Waaren mit 45 auf 100 des Preises, für den er sie in Lissabon erkauft hatte, dort zu verkaufen. Diese Compagnie hatte auch das Recht, nach Belieben den Werth der Waaren zu bestimmen, die von den ihr unterworfenen Districten geliefert wurden. Diese eben so ungerechten, als außerordentlichen Privilegien wurden ihr auf 20 Jahre mit der Freiheit bewilligt, sie nach Ablauf dieser Zeit erneuern zu können, wenn sie sich gerade an die portugiesische Regierung wendete. Leicht läßt es sich denken, wie sehr das Monopol einer solchen Compagnie alle Anstrengungen der Colonisten lähmen mußte. Erst im J. 1778, wo sie sich dieser Last enthoben sahen, fiengen sie an, einige Zeichen von Wohlstand zu geben.

*) Falsch ist, daß der Graf d'Oyeras an der Spitze der Compagnie stand. Er konnte wohl mehrere Actien in derselben haben.

R. d'U.

Die Hauptartikel, die man von Para erhält, sind: Zucker, den mehr als 30 Zuckerfabriken (Ingenios) im Innern des Landes, bereiten, Caffee, Cacao und Brasilienholz, vorzüglich die Art, welche die Portugiesen: Burapemina nennen. Dieses Holz ist sehr schön geadert. Man zieht aus ihm ein wohlriechendes Oel und die Rinde wird selbst als Rauchwerk verbrannt. — Die Rinde des Baumes Arariba, der in der Nähe von Para sehr häufig wächst, giebt durch Auskochung eine sehr schöne Purpurfarbe, welche sehr dauerhaft seyn soll. Man findet auch in diesem Bezirke eine neue Art des Puchari, die zwar nicht ganz so groß wie diese Frucht wird, aber die Muskatennuß sehr gut ersetzt. Die wahre Jalappe (Convolvulus Jalappa L.) wächst um Para im Ueberflusse; eben so verschiedene Arten von Contrayerva (Dorstenia Contrayerva L.) und anderer Arzneipflanzen und von Gummi, welche das Arabische ersetzen können. Die Jutuicisica taugt zum Siegellackmachen. Uebrigens sind die Producte des Pflanzenreichs in dieser Provinz denen der Uebrigen gleich.

Mehrere Gegenden von Para liefern eine Menge gelben Ocker (Ochra ferri), der oft mit einer zinnoberrothen Farbe vermischt ist. Weißer Thon (Argilla bolus alba), von den Einwohnern Tabatinga genannt, ist, so wie der rothe Thon (Argilla bolus rubra) sehr gemein in dieser Provinz.

Die Thiere sind hier von derselben Art, wie im übrigen Brasilien. Sonst gab der Verkauf des, auf der

Insel Maraja weidenden Hornviehs einen beträchtlichen Ertrag für diese Colonie. Gegenwärtig ist aber die Zahl desselben viel kleiner.

Man findet in Para eine Art großer Seidenwürmer (Phalaena Atlas) in Menge, deren Cocon drei Mal größer ist, als der des gemeinen Seidenwurms. Sie nähren sich von Pomeranzenblättern und die erzeugte Seide ist dunkelgelb. Cultivirte man diese Insecten mit Sorgfalt, so könnte ihre Seide ein einträglicher Handelszweig werden. Die Bewohner von Minas-Geraës haben schon für den gemeinen Seidenwurm das Beispiel dazu gegeben.

Vier und zwanzig Meilen von Para, wenn man den Amazonenfluß herabfährt, liegt eine Landzunge, welche mehrere Inseln bildet. Die größte derselben, Joannes genannt, ist sehr gut bevölkert und wird durch ein kleines Fort vertheidigt. Diese Inseln gehören verschiedenen portugiesischen Adlichen und führen den Namen: Baronien. Eine Meile von der Stadt liegt die Stadt St. George dos Alamos, die von einem regelmäßigen Fort gedeckt wird. Vier und zwanzig Meilen vom Ufer des Marañon liegt die Stadt Canunta mit dem Fort Gurupa. Längs diesem Flusse liegen die Forts: Tapuyos und Rio-Negro, welche 1698 von den Franzosen erobert und zerstört wurden.

Nördlich gränzt die Provinz Para an Cayenne bei dem Nordcap, auf dem das Fort Cumanha den Forts Camon und de dos Aragoariz gegenüber

liegt. Sie enthält die vier Städte: Para, San-George-de-Alamos, Camonta und Cahete und zählt gegen 50,000 Einwohner. Sie steht unter der Regierung von Marañon.

Neuerlich haben die Portugiesen Niederlassungen am Rio-Negro, an denen man Gold und Diamant-gruben entdeckte, angelegt. Man sendete im Jahr 1766 von Lissabon 400 Soldaten und Matrosen, auch Hand-werker aller Art dahin. Mehrere Familien, durch die großen, von der Regierung gemachten Aufmunte-rungen verleitet, vereinigten sich mit diesem Zuge, um in diesem Theile Brasiliens sich niederzulassen.

Im Fall eines Krieges mit dem Volke, welches Guyana besitzt, würde dieser District einem Angriffe desselben sehr ausgesetzt seyn. Seine große Entfernung von Bahia und selbst von Para und Marañon würde es diesen Provinzen fast unmöglich machen, ihm die nöthige Hülfe zu leisten, um den Feind zurückzu-treiben.

Die neue Niederlassung am Rio-Negro ward vom Seeminister Francesco Xaviero de Mendo-za sehr übel verwaltet. Man hat keinesweges aus diesem schönen Lande alle die Vortheile wegen der fal-schen Maasregeln, die man zur Gründung einer dor-tigen Colonie nahm, gezogen, welche es darbot. Zwar ist die Volksmenge dieses Bezirks durch Einwanderung verschiedener, durch die Unfälle, welche die Franzosen, als sie im Jahr 1764 eine Niederlassung an den Ufern

des Curu gründen wollten, erfuhren, aus Guyana vertriebener Familien verstärkt worden. Eine traurige Wahrheit ist es, daß Colonien, die unter einer weisen Verwaltung ein Glück für die Menschheit seyn würden, im Allgemeinen das Verderben der unglücklichen Individuen nach sich ziehen, die von Gewinnsucht verführt oder durch Armuth gezwungen, ihr Vaterland verlassen, um einen Zufluchtsort in den neuen Niederlassungen zu finden.

Der Bach Tocantines trennt die Provinz Marañon im Norden von Para. Im Jahr 1535 wurden die Portugiesen durch einen Sturm an die Küste derselben geworfen. Sie legten aber erst im Jahr 1599 hier eine Niederlassung an, welche die Franzosen im Jahr 1612 eroberten und bis zu 1615 behielten, wo sie ihnen von den Holländern entrissen ward. Die Portugiesen nahmen sie 1644 Letzteren wieder ab.

Ehe sie von den Portugiesen besucht war, war das Hauptgeschäft der Urbewohner den grauen Ambra, den man in Menge an dieser Küste findet, zu sammeln und er war auch der Gegenstand der Speculation der ersten Europäer, die sich hier niederließen.

Mehrere Jahre, nachdem sich die Portugiesen wieder in den Besitz dieses Landes gesetzt hatten, blieb dasselbe in einem Zustande von Schwäche, bis einige der unternehmendsten Colonisten Baumwolle anzubauen anfiengen, welche für die beste aller Arten, die das neue Continent erzeugt, gehalten wird. Man bauet auch seit

einiger Zeit eine große Menge Reiß (Oryza mutica*), der aber schlechter ist, als der ostindische und selbst als der nordamericanische.

Man hat in dieser Provinz mehrere Versuche gemacht, Seidenwürmer zu ziehen. Entweder war aber das Klima ihnen wenig günstig oder man wendete eine fehlerhafte Methode sie zu erziehn und zu pflegen an, kurz, dies Vorhaben ist bis jetzt gänzlich mißlungen.

Glücklicher ist man im Baue des Indigo gewesen. Die zahlreichen Pflanzungen dieses kostbaren Gewächses sind im blühenden Zustande, welcher die Eigenthümer reichlich für Kosten und Mühe zu entschädigen verspricht.— Auch das schönste brasilische Arnotto kömmt aus diesem Lande.

Die Insel St. Luis ist der volkreichste Theil der Provinz des Marañon. Sie hat etwas über 15 Meilen im Umkreise und wird vom Lande nur durch einen kleinen Bach geschieden. Sie ist ungemein fruchtbar.

Die Hauptstadt, welche auch St. Luis heißt, ward 1612 von den Franzosen erbauet. Bloß der bischöfliche Palast zeichnet sich unter den Gebäuden der Stadt aus. Die übrigen sind schlecht gebauet und wenig bequem. Eine Citadelle und mehrere Forts vertheidigen die Stadt. Sie ist der Sitz des General = Gouverneurs der drei nörd=

*) Diese in Brasilien einheimische Reißart unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Reiße (Oryza sativa) dadurch, daß er keine Hülse hat.

lichen Provinzen und zugleich der Punkt, wo aller Handel der Insel getrieben wird. Der Haven ist geräumig und kann durch Kunst verbessert werden. Die Volksmenge wird auf 15,000 Seelen geschätzt. Die Pflanzungen auf der Insel sind nicht in so gutem Zustande, als die auf dem festen Lande und noch in viel schlechterem, als die an den Ufern der Flüsse Ytapicorie, Mony u. s. f. liegen.

Im westlichen Theile des Innern dieser Provinz sind die Eingebornen noch nicht ganz unterworfen. Dieser Theil des Landes, der hoch und sandig ist, wird hauptsächlich von Schäfern bewohnt. Die mit Salpeter bedeckte Oberfläche des Bodens taugt auch zur Pferde- und Hornviehzucht, die für gute Preise in der Umgegend verkauft werden. Aber die Schafe arten hier, so wie in ganz Brasilien, mit Ausnahme von Coritibe, aus. Häufige Dürren und große Hitze vertilgen oft ganze Heerden, wenn man ihnen nicht zuvorkommt und letztere auf frischere und entlegnere Weideplätze führt.

Schwefel-, Alaun-, Vitriol-, Eisen-, Blei- und Spießglanz-Gruben sind hier häufig und wenig tief. Doch ist noch keine eröffnet worden. Im J. 1572 gestattete man, eine wenige Jahre zuvor entdeckte Silbergrube zu bauen; aber bald nachher ward diese Erlaubniß vom Hofe aus Gründen, welche nie deutlich erklärt worden sind, zurückgenommen.

Dieses Gouvernement zählt 8,993 Weiße, 17,844 Neger und Mulatten, freie oder Sclaven und 38,937 zer-

streut oder in zehn Dörfern beisammen wohnende Eingeborne. Die Ausfuhr steht mit dieser Volksmenge nicht im Verhältnisse, weil sie nie über 288 500 Thaler angeschlagen ward, *) aber nach Aufhebung der oben gedachten privilegirten Compagnie muß man vermuthen, daß sie von Tage zu Tage steigen wird.

Die kirchliche, militärische und bürgerliche Verfassung dieses Gouvernements hat gleiche Einrichtung, mit der in den andern Gouvernemens. Doch konnte diese Provinz, so gut, als Gran-Para in wichtigen Angelegenheiten sonst an das Mutter-Land appelliren, ohne verpflichtet zu seyn, sich zuvor an die mittlern Tribunale zu Bahia und Rio de Janeiro zu wenden.

Die Capitanerie Para zählt gegen 10,000 Seelen und treibt einen sehr bedeutungslosen Handel. Ihr gleichnamiger Haven ist nur kleinen Barken zugänglich und wird durch eine Garnison von 100 bis 150 Mann beschützt.

Die benachbarte Capitanerie ist die des Rio-grande. Die Hauptstadt: Natalia liegt ½ Stunde von dem Haven. Das Fort: Dos Santos Reyes, eines der festesten Brasiliens, vertheidigt sie.

Der Fluß Rio-grande entspringt aus einem See, der 6 Meilen im Umkreise hat und aus dem man die schönsten brasilischen Perlen fischt.

*) In den letzten Jahren betrug die Ausfuhr von Maraño nach Lissabon allein in Baumwolle auf 2 Millionen Gulden. N. d'A.

Außer der Hauptstadt enthält diese Capitanerie noch zwei andere Städte von einiger Wichtigkeit. Die eine: Parantiba ist gut befestigt und hat eine, jedem Ueberfall der in dieser Gegend sehr zahlreichen Urbewohner vorzubeugen, bestimmte Besatzung; die andere: Cuhuna ist gleichfalls ein ziemlich fester Ort. Gesetze, Gebräuche, bürgerliche und militärische Verfassung, so wie die Naturerzeugnisse sind hier ganz dieselben, wie in den andern nördlichen Capitanerien. Ihre Volkszahl wird auf 12,000 Seelen geschätzt.

König Johann III. ertheilte die Capitanerie Paraïba dem berühmten Geschichtschreiber: de Barros. Aber er sah sich genöthigt, sie der Regierung zurückzugeben, als er, so zu sagen, sich ruinirt hatte, um hier eine Colonie zu gründen.

Die Hauptstadt Nuestra-Senhora-de las Nevas, auf Kosten des Königs erbauet, liegt am Paraïbaflusse, dessen Mündung den Haven bildet. Daneben steht ein Zollgebäude und ein fünfeckiges Fort, welches den Eingang zum Haven beherrscht. Sonst liefen hier jährlich 7 bis 8 Schiffe, jedes von 250 Tonnen ein, welche aus dem Mutterlande kamen und verschiedene Bedürfnisse für die Colonisten am Borde hatten. Ihre Rückfrachten bestanden hauptsächlich in Zucker, von dem man in den nördlichen Capitanerien eine weit größere Menge erbauet, als in den südlichen, vorzüglich seit der Entdeckung der Goldgruben, welche den Bewohnern der letztern Districte die Vervollkommuung ihrer

Pflanzungen vergessen ließen. In dieser Provinz giebt es 21 Zuckerpflanzungen und der in ihnen bereitete Zucker wird für den besten brasilischen gehalten.

Außer Zucker führen die Paraïber auch Farbeholz, verschiedene Arten Gewürze und mehrere andere eben so nützliche, als theuere Artikel aus. Es ist hier die allgemeine Meinung, daß die nördlichen Provinzen bevölkerter und die Bewohner derselben wohlhabender sind, als die südlichern, obgleich in Ersteren noch keine Art Bergbau Statt findet. — Die Hauptstadt soll gegen 4000 und die Capitanerie gegen 20,000 Menschen zählen.

Der District Tamaraca *) besteht aus der Insel dieses Namens und einem 4 Meilen langen Küstenstriche. — Man weiß nicht, zu welcher Zeit und an wen Tamaraca anfänglich abgetreten ward. Es kam aber bald nach der Thronbesteigung des Hauses von Braganza an die Krone.

Die Hauptstadt: Nuestra-Senhora-de-las Concepcion ist am Abhange eines Berges gegen die Mitte der Insel, welche vom San-Francesco-Flusse gebildet wird und 3 Zuckerpflanzungen hat, erbauet. In keinem Districte Brasiliens sind diese Pflanzungen so ergiebig, als in den Ebenen von Tamaraca, die gut befeuchtet sind und einen trefflichen Boden haben.

*) Fälschlich macht der Verf. aus diesem Districte eine Capitanerie. N. d'A.

Die Küste ist mit Baumwollenpflanzungen bedeckt und die Berge mit Hornvieh, das größtentheils nur wegen der Häute niedergeschlagen wird. Dieser District liefert auch eine große Menge Brasilienholz. Unfern der Küste liegt die blühende Stadt Goyra, welche drei Kirchspiele enthält. Die Volksmenge dieses Districts wird auf 10,000 Menschen angegeben.

Die Provinz Fernambuco begreift einen Küstenstrich von gegen 39 Meilen. Olinde, die vom Grafen Moriz von Nassau zerstörte Hauptstadt, ward von den Portugiesen wieder erbauet. Sie liegt sehr angenehm an der Seite eines Berges nahe am Meere; aber die Beschaffenheit des Bodens macht die Straßen ungleich und sehr unbequem. Sie hat einige hinreichend schöne Häuser und ist mit mehreren Springbrunnen, eben so angenehmen, als nützlichen Verzierungen, geschmückt. Sie zählt gegen 12,000 Einwohner und hat eine Garnison von zwei Bataillons, von denen jedoch eines in der Stadt St. Antonio del Reciffo in Casernen liegt. Die Holländer waren von 1624 bis 1654 Herren dieser Provinz. Im letztern Jahre wurden sie von den Bewohnern vertrieben.

Graf Moriz von Nassau verschönerte während seines Aufenthalts in Brasilien die Städte Olinda und San-Antonio del Reciffo, welche letztere auch Morizburg hieß, sehr. In derselben errichtete er einen prachtvollen Pallast, den er mit Gärten umgab, welche zugleich den Reichthum und den Geschmack des Besiz-

zers zeigten. Der Haven nimmt große Schiffe auf und ist durch mehrere Forts gedeckt.

Fernambuco ist eine fruchtbare Provinz und hatte ehemals über hundert Zuckerpflanzungen, weite Waldungen, gut angebauete Felder und eine unglaubliche Menge köstlichen Obstes. Jede Aerndte ertrug über 15,000; gegenwärtig liefert sie kaum 4,000 Kisten Zucker.

Die Volksmenge dieses Landes wurde sonst nahe an 90,000 Seelen, Neger, farbige Leute und Urbewohner geschätzt. Aber seit einigen Jahren haben viele Familien dasselbe verlassen und sich nach Paraguay, Peru und Chili zurückgezogen. Die Hauptursache dieser Auswanderung war die durch die Schulden, mit denen dieses Land überlastet war, entstandene Verwirrung.

Außer der Hauptstadt liegen darin die Städte: Igaracu, Serinham, Villa Formosa, Porto Calvo, Alagoas-del-Norte, San-Antonio-del-Rio-Grande, Alagoas-del-Sud und Penedo am San-Francisco-Flusse, der diese Provinz im Süden, so wie die Insel Tamaraca sie im Norden begränzt.

Die Insel Fernando-de-Noronha, obschon sie 30 Meilen von Fernambuco liegt, gehört doch unter die Gerichtsbarkeit dieser Capitanerie. Nachdem die Portugiesen sie einige Jahre lang verlassen hatten, kehrten sie im J. 1738 auf sie wieder zurück und errichteten in der Furcht, die französisch-ostindische Compagnie möchte

sich derselben bemeistern, mehrere gute Forts, mit Geschütz versehen und durch regulirte Truppen vertheidigt, die alle 6 Monate abgelöst werden, auf derselben.

Einige Verwiesene, eine kleine Zahl eingeborener Mestizen und die, zu den öffentlichen Arbeiten hier bestimmten, Urbewohner Brasiliens bilden die Masse der Bewohner dieser Insel. Trotz der Güte des Bodens gedeihet hier keine Art von Pflanzungen wegen der trokkenen Witterung. Oft vergehen ganze Jahre, ohne daß ein Tropfen Regen fällt.

Vom December bis zum April geben die Schildkröten den Bewohnern die einzige Nahrung. Nach dieser Periode verschwinden sie und erstere haben keine andere Lebensmittel, als die ihnen vom festen Lande zugeschickt werden.

Auf dieser Insel giebt es zwei sehr gute Häven, in denen Schiffe jeder Größe sicher ankern können, ausgenommen, wenn Nord- oder Westwinde herrschen.

Das kleine, dem großen Gouvernement Bahia untergeordnete Gouvernement: Sergipe d'Elrey *) hat gegen 20,000 Seelen, 25 Zuckerfabriken, Tabaksfabriken, Gärbereien u. s. f. Man erzieht hier viel Hornvieh. Außer San-Christoval, der Hauptstadt, enthält es vier andere Städte oder Flecken, davon San-Amaro-das-Brotas und Villa-Real-

*) Nicht *Ségerippa del Rey*. Es ist keine Capitanerie.
N. d'A.

do = Piagui die beträchtlichsten sind. Seine Häven gestatten keinen großen Schiffen das Einlaufen, welches dem Handel viel Nachtheil bringt.

Der Bezirk Rio = das = Belhas, *) der südlich von Bahia liegt, hat die Stadt S. Georg zur Hauptstadt, die so, wie ihr Haven, durch zwei Forts vertheidigt wird. Die andern Städte dieses Bezirks sind Cairu und Cumana, dessen Barre durch ein Fort mit 4 Batterien geschützt wird. Sie hat über 20,000 Einwohner und ihre Umgegend ist sehr reich und fruchtbar. Ihr Haupthandel besteht in Getraide, mit dem sie Bahia und andere Gegenden Brasiliens versorgt.

Außer den längs der Küste liegenden, schon beschriebenen Capitanerien giebt es noch drei Andere, die in der Richtung von Westen nach Osten liegen, die Mitte Brasilien's einnehmen und vorzugsweise die Regierungen der Bergwerke heißen.

Das wichtigste dieser Generalgouvernemens **) führt den Namen: Minas Geraës. Seine Bevölkerung, wenn man die Urbewohner und Sclaven dazu rechnet, beträgt gegen 250,000 Seelen. Die Hauptstadt ist Villa = Rica. ***)

*) Ist keine Capitanerie, wie der Verfasser sagt. N. d'A.

**) Der Verf. nennt unrichtig dieses und die vier folgenden General = Gouvernemens, Districte. N. d'A.

***) Es hat ergiebige Gold = und Diamanten = Gruben, vorzüglich in der Nähe des Serro do Frio. N. d'A.

Das zweite derselben Goyazes *) hat Villa-Boa zur Hauptstadt und soll eine Volksmenge von 70,000 Seelen haben.

Das dritte derselben: Matto-Grosso, von dem Villa-Bella das einzige Dorf ist, zählt nur 13,000 Bewohner. Dies ist der westlichste Theil der portugiesischen Besitzungen (in America).

Da der Artikel von Brasilien's Goldgruben schon an einem andern Orte dieser Schrift abgehandelt ist, so begnügt man sich hier die sonderbarste Gemeinde Brasilien's kennen zu lernen.

Der District **) San-Paulo liegt, etwa 8 Meilen vom Meere, in einem gemäßigten Klima und mitten in einer Gegend, welche fähig ist, die Producte beider Hemisphären in größter Vollkommenheit zu erzeugen.

Die gleichnamige Hauptstadt ward 1570 durch die Verbrecher, welche Portugal auf die Küsten des neuen Continents führte, errichtet. Unfähig irgend einen gesetzlichen Zwang zu leiden, suchten diese Menschen im Innern des Landes einen Zufluchtsort, wo die Gesetze sie nicht erreichen konnten und faßten den Entschluß, sich selbst zu regieren. Zu ihrem neuen Wohnsitz wählten sie die Mitte der weitgedehnten Waldungen, welche die Berge von Parnabaccaba bedecken.

Weil man dies Land für von keinem besonderen Werth hielt, achtete man Anfangs darauf nicht. Die

*) Nicht Joyas, wie der Verf. schreibt. N. d'A.

**) Ist ein General-Gouvernement. N. d'A.

angränzenden Capitanerien sahen sich gern von diesen unruhigen Mitgliedern, Feinden aller gesellschaftlichen Verbindung, befreiet.

Doch wurden sie in wenigen Jahren furchtbar genug, um ernstliche Besorgnisse der Regierung zu erwecken. An diese Bande undisciplinirter Menschen schlossen sich andere Abentheurer ohne Hülfe und ohne Hoffnung, welche aus den spanischen und portugiesischen Colonien kamen, an, so daß diese entstehende außerordentliche Republik, die ursprünglich aus 2 bis 300 Gliedern bestand, bald sich auf die Zahl mehrerer Tausende erhob. Brav, kühn, unternehmend, durchstreiften sie oft die ganze Fläche Brasilien's in Corps von 80 bis 100 Mann und befestigten vorher die Schluchten, welche zu ihrem Wohnsitze führten.

Man nannte sie nach dem Namen ihres Hauptorts Pauliner. Sie erkannten die Oberherrschaft der portugiesischen Krone zwar an, ohne sich jedoch deren Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Und da die Tyrannei der Gouverneure Brasilien's und die unterdrückende Gewalt der spanischen Befehlshaber in den angränzenden Ländern, in diesen neuen Staat ohne Aufhören eine große Zahl Leute treten ließen, so ward endlich die Aufnahme unter ihnen schwierig.

Die sich zu derselben darstellten, mußten sich der strengsten Prüfung unterwerfen, um alle Besorgniß, daß sie Verräther seyen, zu zerstreuen. Auf den geringsten Argwohn, der sich gegen sie erhob, wurden sie

ohne Erbarmen, so wie auch diejenigen, welche den Willen offenbarten, die Gesellschaft zu verlassen, getödtet. Hielt man sie aber nach geendigter Prüfung für tauglich, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, so wies man ihnen eine Wohnung und ein Stück Land an. Kein Unterschied ward unter dem Vaterlande und der Farbe gemacht und der Wilde so gut aufgenommen, als der Europäer. Jeder konnte nach seiner Aufnahme eine Lebensart führen, welche er wollte, vorausgesetzt, daß er die Gesetze und Verordnungen der Gemeinheit achtete.

Dies Volk, welches sich den Befehlen des portugiesischen Hofs nicht fügen wollte, war oft gezwungen, die Angriffe der Portugiesen zurückzudrängen. Aber die gebirgigte Beschaffenheit seines Zufluchtsorts sicherte ihm fast immer den Vortheil und setzte es in den Stand, Gesetze vorzuschreiben. Die Entdeckung der Goldgruben in dieser Gegend, ließ die Nothwendigkeit stärkerer Anstrengungen fühlen, um es zu unterwerfen. Nach dem hartnäckigsten Widerstande wurde es besiegt und unterjocht. Man kann gegenwärtig die Stadt San-Paulo als den Mittelpunkt der portugiesischen westlichen Besitzungen betrachten.

Das Generalgouvernement San-Paulo zählt jetzt, mit Inbegriff der Urbewohner, Neger und Mulatten 40 bis 50,000 Seelen. Die Ausfuhr dieses Landstrichs ist unbedeutend und besteht hauptsächlich in Baumwolle, Mehl und eingesalzenem Fleisch nach Rio-de-Janeiro. Nach einigen, von Privatpersonen angestellten Versuchen scheint es, daß man in der Umgegend von San-Paulo

mit Erfolg Flachs und Hanf ziehen könne. Aber die Goldbergwerke haben vor der Hand die ganze Aufmerksamkeit der Beherrscher Brasilien's so auf sich gezogen, daß sie auf keine nützliche und vortheilhafte Speculation achten. Selbst die reichen Eisen- und Zinnlager in den Bergen von Parnabaccaba sind bis jetzt ganz vernachlässigt.

Als der Marquis von Pombal erster Minister des portugiesischen Hofes war, schlug man diesem vor, sich nach Brasilien zu begeben; aber dieser Plan verschwand mit der Furcht vor der Gefahr, welche ihn hatte entstehen lassen. Da jetzt dieser Hof Europa wirklich verlassen hat, ist es schwer die Wirkungen zu berechnen, welche dieser politische Wechsel auf den Handel und die Manufacturen Groß-Britanniens und des festen Landes überhaupt haben dürfte.

Es giebt in England Personen, welche geneigt scheinen, sich mit falschen Hoffnungen zu täuschen und welche gegen alle Wahrscheinlichkeit zu glauben gutherzig genug sind, daß die Versetzung des portugiesischen Hofes den Unterthanen Großbritanniens eine Entschädigung für alle den Verlust, den ihr Handel in den verschiedenen Theilen der Erde erlitten hat, geben werde. Um sich von der Richtigkeit einer solchen Vermuthung zu überzeugen, reicht ein Blick auf die politische Lage beider Länder und eine ernsthafte Betrachtung über die Folgen eines eben so außerordentlichen, als unvorhergesehenen Ereignisses hin.

An einer andern Stelle dieser Schrift ist schon von dem strengen Monopole, welches das Mutterland gegen Brasilien übte, die Rede gewesen. Man hat auch gesagt, daß sowohl in den spanischen, als portugiesischen Niederlassungen auf dem neuen Continente, ein starker Schleichhandel getrieben ward, welcher diesen Colonien europäische Handelsartikel, außer denen die aus den Mutterländern kamen, zuführte.

Der einzige Vortheil folglich, den England aus der Versetzung des portugiesischen Hofes aus Lissabon nach Rio=de=Janeiro ziehen könnte, wäre der Unterschied des Gewinns zwischen einem erlaubten und unerlaubten Handel. Aber dieser Unterschied wird den Engländern nur wenig Vortheil bringen, vielmehr ihnen zum Nachtheil gereichen, wenn, wie höchst wahrscheinlich ist, es den Franzosen früher oder später gelingt, sich Herren von Portugal zu machen. Dies muß das endliche Resultat seyn und neuere Verhandlungen beweisen dies nur zu gut.*)

Von einer andern Seite kann England für seine Waaren nur noch brasilische Erzeugnisse statt Wein und andern Bedürfnissen, die es aus Portugal zog, erhalten und unglücklicher Weise ist eine beträchtliche Menge dieser Erzeugnisse, z. B. Baumwolle und Zucker nicht nur Eng=

*) Der Verf. schrieb dies vor mehrern Jahrern. Neuere Ereignisse würden ihn zu ganz andern Aeußerungen veranlaßt haben.

Anm. d. Uebers.

land unnütz, sondern deren Einfuhr würde den englischen Colonien in Ost- und West-Indien schaden.

Bei der Wiederherstellung des Friedens, wo Brasilien unstreitig für immer vom Mutterlande getrennt werden wird*), ist es wahrscheinlich, daß der Handel zwischen diesem Lande und England nach und nach das ehemalige Verhältniß erlangen werde. Bloß wird er ohne Portugals Dazwischenkunft geführt werden.

Nimmt die neue brasilische Regierung, bei obiger Voraussetzung, eine weise und großmüthige Politik an, so müssen die Fragen nach europäischen Manufacturwaaren in dem Verhältnisse steigen, in welchem der Wohlstand Brasiliens wächst und endlich den vortheilhaftesten Erfolg für England's Handel haben.

*) Dies ist nach den neuern Ereignissen der Zeit noch lange nicht für unstreitig zu erklären.

Anm. d. Uebers.

Beilagen.

I.

Vorsichtsmaasregeln zur Erhaltung der Gesundheit bei Reisen nach Brasilien und in andere Tropenländer.

(Von dem Verfasser.)

Im Allgemeinen kann man das Klima Brasilien's für gesund erklären. Aber die meisten Krankheiten, welche man in andern heißen Ländern trifft, herrschen hier minder oder mehr.

Ich bilde mir nicht ein, daß meine Angaben hinreichend sind, Europäer, welche die verschiedenen Tropenländer besuchen, von aller ärztlichen Hülfe frei zu stellen; aber ich bin überzeugt, daß sie viel dazu beitragen können, sie vor oben erwähnten Krankheiten zu schützen oder daß, wenn sie unglücklicher Weise damit befallen wären, die von mir vorgeschriebenen Mittel, die Stärke und Bösartigkeit derselben beträchtlich vermindern werden.

Nähert man sich der heißen Zone, so ist es durchaus nöthig, vorzüglich, wenn man eine vollblütige und starke Constitution hat, die Masse der Feuchtigkeiten des Körpers

zu vermindern und man bedient sich dazu leichter und sanfter Abführungsmittel und des Weglassens von 10 bis 12 Unzen Blut nach den Umständen. Hat man ein cholerisches Temperament, so thut, nach dem Aderlasse ein leichtes Brechmittel oft gute Dienste.

Unter allen Himmelsstrichen betrachtet man Mäßigkeit mit Recht als die Mutter der Gesundheit. Allein die Europäer, vorzüglich die Engländer, nehmen zu wenig Rücksicht auf den Einfluß des Klima der Tropenländer.

In diesen dürfen sie sich nicht ungestraft derselben Lebensart überlassen, an die sie in ihrem Geburtslande gewöhnt waren. Die Nothwendigkeit dieser Mäßigung der Genüsse wird kräftig durch die große Zahl Krankheiten aller Art, denen die Engländer hier mehr unterworfen sind, als die Franzosen, erwiesen, deren Lebensart im Verhältniß mit der der Engländer, ungemein mäßig und nüchtern ist.

Bei der Ankunft in den heißen Ländern, sollten sich die Europäer größtentheils von Vegetabilien nähren und alles Erhitzende sorgfältig vermeiden. Im Gegentheil fahren sie, der Herrschaft der Gewohnheit unterworfen, fort, Fleischspeisen und starke Getränke mit eben so weniger Mäßigung zu genießen, als in den gemäßigten Zonen, in denen sie das Licht erblickten. Man kann daher den Individuen, die sich in gleicher Lage befinden, nicht stark genug einprägen, daß mäßiger Gebrauch des Weins und eine, fast bloß aus Obst und Gemüsen bestehende Nahrung, so wie die dort

Eingebornen sie genießen, sie höchst wahrscheinlich gegen Fieber und eine Menge anderer Krankheiten, denen sie nur zu oft unterliegen, weil sie ihre Lebensart nicht ihrer neuen Lage anpassen, schützen würden.

Ein anderes, nicht minder sicheres Mittel unter dem heißen Himmelsstriche, die Gesundheit zu erhalten, ist eine große Mäßigung in dem Genusse sinnlicher Vergnügungen. Auch muß man mit der größten Sorgfalt Zugluft und Nässe, zumal wenn man sich erhitzt hat, vermeiden.

Die Gewohnheit früh zu Bette zu gehn und früh aufzustehn, ist auch in der heißen Zone der Gesundheit sehr zuträglich. Kalte Bäder, nach denen man sich eine mäßige Bewegung zu Fuße oder zu Pferde macht, sind sehr heilsam und machen den Körper gegen den Einfluß der Luft minder empfänglich. Von der Belustigung des Tanzes müssen sich Fremde durchaus nach ihrer Ankunft in den Tropenländern enthalten.

Nicht minder wichtig ist eine regelmäßige Sorge für die Verdauungswerkzeuge, zu welcher Absicht es gut ist, von Zeit zu Zeit sanfte und leichte Ausleerungsmittel zu nehmen.

Die Kleidung der Neuausgeschifften muß aus Wolle, Baumwolle, oder einem andern waschbaren Stoffe bestehen. Für die untere Bekleidung ist Baumwolle der Leinwand vorzuziehen, weil diese von der Ausdünstung befeuchtet, wohl einen Schauer über den ganzen Körper erregen kann. Ist man vom Regen

oder einem starken Schweiße durchnäßt, so muß man die Kleidung verändern.

Bekannt genug ist es, daß Sümpfe und Moräste, durch die Sonnenstrahlen erwärmt, schädliche Dünste ausstoßen, welche die Ursache der abwechselnden und anhaltenden Fieber sind, denen vorzüglich neu dahin gekommene Fremdlinge zur Beute werden. Die, welche ihre Geschäfte nöthigen, den Tag an diesen ungesunden Orten zuzubringen, müssen sich, wo möglich, am Abend an einen der höchsten Orte der Nachbarschaft begeben. Ist dies unthunlich, so muß man alle Vorsichtsmaasregeln nehmen, welche die Zufälle, denen man unfehlbar ausgesetzt ist, vermindern können. So muß man, z. B. seine Schlafstelle im höchsten Stock nehmen und liegt das Haus unter dem Winde der morastigen Gegend, so müssen die auf dieselbe stoßenden Fenster auf das genaueste verschlossen werden, inzwischen die auf der entgegengesetzten Seite für freie Bewegung der Luft offen bleiben können.

Befolgt man diese Regeln, so berechtigen mich die Erfahrung und meine eignen Beobachtungen zu der Versicherung, daß Europäer und neue Ansiedler größtentheils mehreren Krankheiten entgehen werden, denen sie durch Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaasregeln nur zu oft unterliegen.

II.

Verzeichniß der brasilischen Rechnungs- und wirklichen Münzen und Angabe des mittleren Werth's derselben in Conventionsgelde. *)

				Thlr.	Gr.	Pf.
Rechnungsmünze:	1 Milleres (= 1000 Res)			= 1	15	—
Goldmünzen:	1	Doublone zu 40 Patacas		= 20	12	—
— —	½	— — 20 Patacas		= 10	6	—
— —	1	Goldstück — 12½ —		= 6	8	6
— —	1	— — 6¼ —		= 3	4	3
— —	1	— — 3⅛ —		= 1	14	6
Silbermünzen:	2	Patacas — 16 Vintains		= 1		6
— —	1	Pataca — 8 —		= —	12	3
— —	½	— — 4 —		= —	6	1½
Kupfermünzen:	2	Vintains		= —	1	7⅕
— —	1	Vintain		= —	—	9⅗

III.

Havenkosten in Brasilien.

Sie betragen für jedes Schiff, es sey so groß, als es wolle, zu Fernambuco und Bahia.

	Thlr.	Gr.	Pf.
Lootsengeld beim Ein- und Auslaufen . .	11	5	—
Abgabe für das Ein- und Auslaufen in den Haven	6	8	6
Ankergeld, täglich	3	4	—
Dem Havenmeister (Patri Mor), täglich . .	1	14	6

*) Im Originale sind sie auf englische und russische Münzen reducirt; hier ward es zweckmäßiger gefunden, ihren mittlern

	Thlr.	Gr.	Pf.
Dem Dollmetscher, überhaupt	3	4	—
Jedem der 6 Zollwächter am Borde, täglich	9	5	6
Dem Havenwächter (Garde do Mor) an Tabak im Ganzen	5	3	—
An das Zollhaus (Alfandego) im Ganzen .	2	1	3
Erster Aufwand	27	22	—
Täglicher.	14	—	6

Zu Rio-de Janeiro.

Ein- und Ausfuhr mit Lootsen-Geld .	40	23	—
Dem Dollmetscher täglich	1	15	—
Ankergeld, desgleichen	1	15	—
Zwei Wächter, täglich	3	1	9
Erster Aufwand	40	23	—
Täglicher	6	7	9

Werth in dem, in Teutschland weit verbreiteten, Conventions-Münzfuße anzugeben.

A. d. Ueb.

IV.

Verzeichniß der Längen und Breiten der hauptsächlichsten Orte an Brasiliens Küste.

(Die Längen sind von Greenwich gezählt.)

Orte.	Westl. L.			Südl. Br.		
	°	′	″	°	′	″
Belem	48	30	0	1	30	0
Spitze Tegioca	48	8	0	0	27	0
Villa Cahete	46	10	0	0	36	0
S. Johann des Evangelisten Insl. . .	44	14	10	1	17	0
Marañao, Insl.	43	40	0	2	32	0
Rio Parnaiba	41	20	0	2	40	0
Siera	38	23	0	3	31	0
Cabo S. Roque	36	15	0	5	7	0
Rio Grande	36	5	0	5	17	0
Barra do Paraïba, N. . . .	35	30	0	6	40	0
Olinde, Stadt	35	15	0	8	2	0
— Haven	35	15	0	8	14	0
Cabo S. Agostino	35	15	0	8	25	0
Alagoas, Fort und Stadt . .	36	41	0	9	55	0
Rio S. Francisco de Norte . . .	37	0	0	10	58	0
Rio Real	37	40	0	11	38	0
Bahia (San Salvador) . . .	39	25	0	13	0	0
Morro de S. Paulo . . .	39	55	0	13	30	0
Punta dos Castellianos . . .	40	0	0	14	0	0
Rio del Velhas	40	7	0	14	45	0
Porto = Seguro	40	12	0	16	40	0
Rio Carevelles	40	22	0	18	0	0
Abrolhos, Rand der	38	50	0	18	0	0
Rio = Doce	40	26	0	19	33	0

Orte	Westl. L.			Südl. Br.		
	°	′	″	°	′	″
Espiritu Santo	40	30	0	20	13	0
Paraïba do Sud	40	38	0	21	37	0
Cabo San = Thomas . . .	40	49	0	21	51	0
Cabo Frio	41	35	0	22	54	0
Rio de Janeiro	42	39	0	22	54	0
Ilha Grande	43	30	0	23	22	0
S. Sebastian, Insl.	44	28	0	23	45	0
Santos	45	16	0	24	0	0
Igoape	46	0	0	24	34	0
Cananea	47	7	0	24	58	0
Tapacorra	47	39	0	26	44	0
Rio S. Francisco do Sud . .	47	42	0	26	0	0
Anseadus do Garoupas . . .	47	47	0	27	10	0
S. Catharina, J., N. Sp. . .	47	36	0	27	40	0
— — S. Sp. . . .	47	43	0			
Rio de Lagoa, od. Grande . .	47	46	0	28	46	0
Ararangua	48	5	0	29	11	0

V.

Freundschafts, = Handels = und Schiffahrts = Vertrag zwischen Sr. brittannischen Maj. und Sr. königlichen Hoh., dem Prinz = Regenten von Portugal, unterzeichnet zu Rio de Janeiro, am 19. Februar, 1810.

Im Namen der allerheiligsten und untheilbaren Dreieinigkeit!

Da Se. Maj., der König des vereinigten Königreichs Großbrittannien und Irland und Se. königliche Hoh., der Prinz = Regent von Portugal von dem gleichmäßigen Verlangen beseelt sind, nicht nur die alte Freundschaft und das gute Vernehmen, welche so glücklich jetzt zwischen beiden Kronen Statt finden und seit vielen Jahrhunderten Statt gefunden haben, noch fester zu begründen, sondern auch die heilsamen Wirkungen derselben zu dem wechselseitigen Vortheil ihrer beiderseitigen Unterthanen zu erweitern, so haben sie gedacht, daß das wirksamste Mittel zur Erreichung dieser Absicht sey, ein freies Handelssystem, gegründet auf die Basis des gegenseitigen Interesse, welche gewisse Hindernisse und Verbotsrechte beseitigt, beiden Theilen die solidesten Vortheile der National = Production und Industrie verschaffen und zu gleicher Zeit dem öffentlichen Einkommen einen geziemenden Schutz und einen ehrlichen und gesetzmäßigen Handel gewähren könnte. Zu diesem Ende haben Se. Maj., der König des vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und Se.

königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal zu ihren respectiven Bevollmächtigten Folgende ernannt; als: Se. britannische Maj. den sehr berühmten und herrlichen Lord Percy Clinton Sidney, Viscount und Baron von Strangford, einen der Mitglieder des sehr verehrlichen geheimen Raths Sr. Maj., Ritter des Militär-Ordens vom Bade, Groß-Kreuz des portugiesischen Ordens vom Thurm und Degen und außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Sr. Maj. am portugiesischen Hofe; und Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, den sehr berühmten und trefflichen Don Rodrigo de Sousa-Couttinho, Grafen von Linares, Herrn von Payalvo, Commandeur des Christ-Ordens, Groß-Kreuz der Orden des heil. Benedict und des Thurmes und Degens, einen der Staatsräthe Sr. königlichen Hoh. und seinen Haupt-Staatssecretär für die Departemens der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs, welche nach gehöriger Auswechselung ihrer Vollmachten, nachdem sie solche in guter und erforderlicher Form gefunden hatten, über folgende Artikel übereingekommen sind:

1. Es soll eine aufrichtige, immerwährende Freundschaft zwischen Sr. britannischen Maj. und Sr. königl. Hoh. dem Prinz-Regent von Portugal und zwischen ihren Erben und Nachfolgern bestehen, so wie Harmonie und Frieden, beständig und allgemein, zwischen ihnen, ihren Erben und Nachfolgern, Königreichen, Besitzungen, Provinzen, Ländern, Unterthanen und

Lehnsträgern, von welcher Eigenschaft oder von welchem Stande sie seyn mögen, ohne Ausnahme einer Person oder eines Orts und die Verabredungen gegenwärtigen Artikels werden durch des allmächtigen Gottes Gnade dauerhaft und immerwährend seyn.

2. Es soll wechselseitige Handels- und Schifffahrts-Freiheit unter und zwischen den respectiven Unterthanen der beiden hohen contrahirenden Theile in allen Ländern und verschiedenen Staaten, welche Ihnen unterworfen sind, Statt finden. Sie sollen handeln, reisen, sich aufhalten oder sich niederlassen können in allen und jedem der Häven, großen und kleinen Städten, Ländern, Provinzen und an allen Orten, welche einer der beiden hohen contrahirenden Mächte gehören, mit Ausnahme derer, von denen alle Fremde, sie mögen seyn, wer sie wollen, allgemein und bestimmt ausgeschlossen sind; die Namen besagter, so ausgenommener Orte können in einem Separatartikel dieses Vertrages specificirt werden, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß jeder, Einem oder dem Andern der hohen contrahirenden Theile gehörende Ort, der in der Folge dem Handel jedes andern Volkes eröffnet würde, eben dadurch und auf gleiche Bedingungen den Unterthanen des andern contrahirenden Theiles eröffnet werde, gleich als sey dieses durch gegenwärtigen Vertrag ausdrücklich festgesetzt worden; und Se. britannische Maj., so wie Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, verbinden und verpflichten sich durch gegenwärtigen Vertrag: keine Gunst,

kein Vorrecht, keine Befreiung in Handels- und Schifffahrts-Angelegenheiten den Unterthanen irgend eines anderen Staates widerfahren zu lassen, die sich nicht zugleich auf die Unterthanen der beiden hohen contrahirenden Mächte und zwar umsonst ausdebnte, wenn die Erlaubniß zu Gunsten des andern Staates umsonst ertheilt worden wäre oder indem man, im Fall, daß die Erlaubniß nur bedingt wäre, dasselbe Aequivalent, so nahe, wie möglich, entrichtete.

3. Die Unterthanen beider Souveräne sollen in den Häven, Rheden, Städten oder irgend in Orten, die einem derselben zugehören, keine stärkeren Zölle, Taxen oder Auflagen — der Name derselben sey, welcher er wolle — erlegen, als die, welche die Unterthanen der begünstigsten Nation bezahlen; und die Unterthanen beider hoher Contrahenten sollen in den Besitzungen des Andern dieselben Rechte, Privilegien, Freiheiten, Begünstigungen und Exemtionen genießen, die den Unterthanen der begünstigsten Nation schon ertheilt sind oder in der Folge ertheilt werden könnten.

4. Se. britannische Maj. und Se. K. H. der Prinz-Regent von Portugal kommen dahin überein, daß die Abgaben und Gebühren, welche große und kleine Schiffe der hohen Contrahenten in den verschiedenen Häven, Rheden und Ankerplätzen, die jedem von Ihnen gehören, zu entrichten haben, vollkommen gleich seyn sollen, d.h. große und kleine Schiffe, welche den Unterthanen Sr. britannischen Maj. gehören, bezahlen keine höheren Abgaben oder Ge-

bühren (sie mögen heißen, wie sie wollen) in den Besitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, als die großen oder kleinen Schiffe der Unterthanen Sr. K. H., des Prinz-Regenten, in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. zu entrichten haben. Diese Uebereinkunft und Verpflichtung soll sich vorzüglich und ausdrücklich auf die Bezahlung der, unter den Namen: Haven-, Tonnen- und Ankergeld bekannten beziehen, die in keinem Falle und unter keinem Vorwande jemals höher für englische große und kleine Schiffe in den Besitzungen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, angesetzt werden dürfen, als für die portugiesischen Schiffe in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. und umgekehrt.

5. Auch kommen beide hohe contrahirende Theile dahin überein, daß eine gleiche Taxe von Prämien und Abzug in ihren respectiven Häven über die Ausfuhr von Lebensmitteln und Waaren, diese Lebensmittel und Waaren mögen mit englischen oder portugiesischen, großen oder kleinen Schiffen ausgeführt werden, verfertigt werde, d. h.: daß die englischen Schiffe in dieser Hinsicht in den Besitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal dieselbe Gunst genießen, die den portugiesischen Schiffen in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. zugestanden werden könnte und umgekehrt. Die beiden hohen contrahirenden Theile stimmen gleichfalls dahin überein, daß die Lebensmittel und Waaren, die aus dem Haven des Einen oder des Andern kommen, dieselben Abgaben zu entrichten haben, sie mögen auf

englischen oder portugiesischen Schiffen eingeführt werden, oder mit anderen Worten, daß man auf Lebensmittel und Waaren, welche in die Häven Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal und Sr. britannischen Maj. auf englischen Schiffen eingeführt werden, eine gleichgeltende Erhöhung der Abgaben legen könnte und diese im genauen Verhältnisse mit der, welche man in der Folge auf, in die Häven Sr. britannischen Maj. aus denen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, auf portugiesischen Schiffen eingeführte, Lebensmittel und Waaren legen könnte. Damit dieser Gegenstand auf eine zuträgliche Art regulirt werden könne, und nichts in Hinsicht auf ihn zu wünschen übrig bleibe, ist man übereingekommen, daß jede Regierung eine Tabelle fertigen lasse, welche den Unterschied der, von Lebensmitteln und Waaren, welche in englischen oder portugiesischen Schiffen eingeführt werden, zu entrichtenden Abgaben, angiebt und daß diese Tabelle, (welche für sämmtliche Häven der respectiven Besitzungen jeder der contrahirenden Mächte brauchbar gemacht werden soll,) für einen Theil gegenwärtigen Vertrags erklärt werde.

Um jedem Streit oder Mißverstand in Hinsicht der Verordnungen, welche ein Schiff für ein portugiesisches oder englisches erklären können, vorzubeugen, erklären die hohen Contrahenten, daß jedes, in den Besitzungen Sr. britannischen Maj. erbauete Schiff, welches nach den Gesetzen England's besessen, einregistrirt uud gebraucht ist, als ein englisches Schiff betrachtet wird; so wie

alle, in den Besitzungen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal erbaueten Schiffe, ferner alle Schiffe, welche durch portugiesische, der Regierung gehörende Kriegsschiffe, ingleichen die, welche einem Bewohner der Besitzungen Sr. K. H. des Prinz-Regenten gehören und mit Commissionen zu Repressalien von Seiten der portugiesischen Regierung versehen sind, auch die, von einem Admiralitätshof der portugiesischen Regierung, als gesetzmäßig gemachte Prisen anerkannten Schiffe, ingleichen die, welche den Unterthanen Sr. K. H. des Prinz Regenten von Portugal gehören und endlich die, deren Schiffsmeister und wenigstens drei Viertheile der Matrosen demselben unterworfen sind, sollen als portugiesische Schiffe betrachtet werden.

6. Der wechselseitige Handel und die Schifffahrt der Unterthanen Großbritannien's und Portugal's in den Häven und Meeren Asien's sind ausdrücklich in demselben Grade ferner gestattet, in welchem es vorher von beiden Kronen geschah. Die so gestattete Handlung und Schifffahrt werden fortan und für immer auf den Fuß der Handlung und Schifffahrt der am meisten begünstigten Nationen, welche nach den Häven und Meeren Asien's handeln, gesetzt werden, d. i.: daß weder die Eine, noch die Andere der hohen contrahirenden Mächte keine Gunst und Privilegien in Hinsicht des Handels und der Schifffahrt den Unterthanen irgend eines andern, nach den Häven und Meeren Asien's handelnden Staates ertheilen kann, ohne daß dieselbe Gunst, quam proxime, unter den nämlichen Bedingungen auch den Un-

terthanen der anderen contrahirenden Macht zu Theil werde. Sr. britannische Maj. macht sich für sich und für seine Erben und Nachfolger verbindlich, keine Verfügung zu treffen, welche der Handlung und Schifffahrt der Unterthanen Sr. K. H. des Prinz=Regenten von Portugal in die Häven und Meere Asiens nachtheilig oder schädlich sey, wenn sie sich mit dem begnügen, was der begünstigsten Nation gestattet ist oder in der Folge gestattet werden könnte. Und Se. K. H., der Prinz=Regent von Portugal verpflichtet sich gleichfalls in seinem Namen und in dem seiner Erben und Nachfolger, keine Verordnung zum Nachtheil oder Schaden des Handels und der Schifffahrt der Unterthanen Sr. britannischen Maj. in den Häven, Meeren und Besitzungen, welche seinen Unterthanen durch gegenwärtigen Tractat geöffnet ist, zu ertheilen.

7. Was die Privilegien, welche die Unterthanen der Einen Macht in den Besitzungen der Andern genießen sollen, betrifft, so soll in dieser Hinsicht eine völlige Gleichheit obwalten. Die Unterthanen jeder der hohen contrahirenden Mächte, sollen das freie und unantastbare Recht haben, in den Besitzungen der anderen zu reisen, sich darin aufzuhalten, Häuser und Magazine zu besitzen und über alles persönliche Eigenthum durch Verkauf, Schenkung, Tausch, Vermächtniß und auf jede andere Art frei disponiren zu können, ohne daß ihnen das kleinste Hinderniß in dieser Hinsicht in den Weg gelegt werden könnte. Unter keinem Vorwande dürfen sie gezwungen werden, höhere Abgaben zu entrichten, als die, welche die

natürlichen Unterthanen des Souveräns, in dessen Lande sie wohnen, bezahlen. Sie werden von allem erzwungenen See- und Land-Dienste frei seyn. Ihre Wohnungen, Magazine und sonstiger Besitzstand sollen geachtet werden. Sie sollen keinem Besuch einer drückenden Nachsuchung unterworfen seyn und man soll gleichfalls nicht unter Vorschiebung der höchsten Staatsgewalt willkürlich ihre Bücher, Papiere oder Rechnungen untersuchen. Es versteht sich jedoch, daß im Fall des Hochverraths, des Schleichhandels und anderer Verbrechen, deren Entdekkung das Landesgesetz verordnet, dieses ausgeführt werden muß, wobei aber beide Theile darin übereingekommen sind, daß falsche und boshafte Anklagen nicht zum Vorwande oder zur Entschuldigung fur drückende Visitationen und Nachsuchungen, eben so wenig der Untersuchung der Handelsbücher dienen können und daß solche Visitationen und Untersuchungen nur auf Befehl der competenten Obrigkeit und in Gegenwart des Consuls der Nation, zu der das angeklagte Individuum gehört, oder dessen Bevollmächtigten oder Adjuncten vorgenommen werden dürfen.

8. Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, verpflichtet sich, für sich, seine Erben und Nachfolger, daß in seinen Staaten keine Beschränkung und kein Hinderniß dem Handel englischer Unterthanen in den Weg gelegt werden soll, was auch durch kein Monopol, keinen Contract und kein ausschließendes Privilegium für Kauf und Verkauf geschehen soll; sondern die Unterthanen Großbritannien's sollen volle und ganze Erlaubniß haben, zu

kaufen, von wem sie wollen, und an Jeden zu verkaufen, und dieses auf die Art, die ihnen am zuträglichsten dünkt, im Großen oder im Kleinen, ohne verbunden zu seyn, irgend einen Vorzug oder bedeutenden Vortheil oben besagten Monopolien, Contracten oder ausschließenden Privilegien für Kauf und Verkauf zu geben. Und Se. britannische Maj. verpflichtet sich diesen Grundsatz, so wie er von beiden hohen Contrahenten aufgestellt und anerkannt ist, treulich zu beobachten.

Gegenwärtiger Artikel kann aber durchaus nicht so ausgelegt werden, als wenn er das ausschließende Recht, welches die Krone Portugal für den Verkauf des Elfenbeins, des Brasilienholzes, der Urzela, der Diamanten, des Goldstaubes, des Schießpulvers und des Schnupftabaks in ihren eigenen Ländern besitzt, schwächen sollte. Vorausgesetzt aber, daß einst eben genannte Artikel, zum Theil oder Alle, Gegenstände eines freien Handels in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, würden, so sollen die Unterthanen Sr. britannischen Maj. die Erlaubniß haben, mit diesen Artikeln eben so frei und auf eben die Art, wie die der begünstigsten Nation handeln zu dürfen.

9. Se. britannische Maj. und Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, haben verordnet und beschlossen: daß jede der hohen contrahirenden Mächte das Recht haben soll, General-Consuln, Consuln und Vice-Consuln zu ernennen und solche in alle Häven und Besitzungen des andern contrahirenden Theils, wo

sie für den Vortheil des Handels und des Handelsinteresse der Kaufleute beider Nationen erforderlich seyn können, zu senden. Aber es ist ausdrücklich festgesetzt, daß diese Consuln, von welchem Range sie seyn mögen, weder anerkannt, noch aufgenommen, noch autorisirt werden können, als solche zu handeln, wenn sie nicht das gehörige Zeugniß von ihrem eigenen Souverän haben und von dem andern Souverän, in dessen Staaten sie angestellt werden sollen, gebilligt sind. Die Consuln jedes Ranges in den Staaten jeder der hohen contrahirenden Mächte werden respectiv auf einen Fuß von vollkommen gleichem Verhältnisse gesetzt und da ihre Sendung nur die Erleichterung des Handels und der Schifffahrt beabsichtigt, so genießen sie bloß die mit ihrer Stelle verbundenen Rechte, welche alle Regierungen als nothwendig anerkennen, damit sie die, mit ihrer Stelle verbundenen, Pflichten erfüllen können. In allen Civil- und Criminalfällen, sind sie gänzlich den Gesetzen des Landes, in dem sie sich aufhalten, unterworfen und genießen gleichfalls des vollen und gänzlichen Schutzes dieser Gesetze, so lange sie sich ihnen unterwürfig erzeigen.

10. Da Se. königliche Hoh., der Prinz-Regent von Portugal, den Handel der Unterthanen Großbritanniens, in seinen Staaten, so wie ihre Handelsverbindungen mit seinen Unterthanen, zu beschützen und zu erleichtern wünscht, so will er ihnen das Privilegium ertheilen, eigene Magistratspersonen in den Häven und Städten seiner Staaten, wo Gerichtshöfe oder Tri-

bunale schon errichtet sind, oder in der Folge errichtet werden könnten, zu ernennen und zu haben, die für sie als erhaltende Richter handeln. Diese Richter werden über alle Sachen, welche britannische Unterthanen bei ihnen anbringen, beschließen und urtheilen auf eben die Art, wie vordem schon geschehen und ihr Ansehn soll, so wie ihre Entscheidungen, geachtet werden. Die portugiesischen Gesetze, Verordnungen und Herkommen in Hinsicht des erhaltenden Richters, werden durch gegenwärtigen Vertrag anerkannt und erneuert. Diese Richter werden durch die Mehrheit der Stimmen der brittischen Unterthanen, die an dem Orte oder an dem Haven wohnen, wo die Gerichtsbarkeit des erhaltenden Richters Statt finden soll, oder dahin handeln, erwählt und die Wahl der Gesandten oder residirenden Minister Sr. britannischen Maj. dem portugiesischen Hofe angezeigt, damit dieser sie der Genehmigung Sr. königlichen Hoh. des Prinzen-Regenten von Portugal, unterwerfe. Wird sie verweigert, so müssen die Stimmgeber zu einer neuen Wahl schreiten, bis die königliche Billigung des Prinz-Regenten erfolgt. Die Absetzung des erhaltenden Richters im Falle der Nachlässigkeit oder Pflichtverletzung, kann auch nur durch Zuflucht zu der Macht Sr. königlichen Hoh., des Prinz-Regenten von Portugal, mittelst des brittischen Gesandten oder des am Hofe Sr. königlichen Hoh. residirenden brittischen Ministers Statt finden.

Für diese Bewilligung, zu Gunsten der brittischen Unterthanen verpflichtet sich Se. britannische Maj., die

Gesetze, kraft deren die Personen und das Eigenthum der, in dessen Staaten wohnenden, Portugiesen verbürgt und geschützt sind, auf das strengste und pünktlichste halten zu lassen und deren Vortheile sie, so wie jeder andere Fremde, wegen der anerkannten Billigkeit der brittischen Jurisprudenz und der ausgezeichneten Treflichkeit der brittischen Staatsverfassung angedeihen zu lassen.

Auch wird festgesetzt, daß, im Fall Se. britanische Maj. den Unterthanen irgend eines andern Staats, eine ähnliche Freiheit, wie die Sitzung eines erhaltenden Richters, die durch diesen Artikel den, in den portugiesischen Staaten lebenden, brittischen Unterthanen gewährt wird, ertheilen sollte, so werden schon dadurch die in den brittischen Besitzungen lebenden Portugiesen zu einer gleichen Freiheit berechtigt so, als wenn dieses im gegenwärtigen Vertrage ausdrücklich bestimmt worden sey.

11. Se. britannische Maj. und Se. königliche Hoh., der Prinz Regent von Portugal, kommen im Allgemeinen überein, die nämlichen Gunst- und Ehrenbezeugungen, Vorrechte und Freiheiten von Auflagen und Abgaben beiderseits respectiven Gesandten, Ministern, oder Agenten, die an jederseitigem Hofe beglaubigt sind, zuzugestehen und jede, in dieser Hinsicht von einem beider Souveräne an seinem Hofe erzeugte Gunst, wird der andere an dem Seinigen zu erwiedern verpflichtet.

12. Se. königliche Hoh., der Prinz Regent von Portugal, erkläret und verbindet im eigenen und seiner Erben und Nachfolger Namen, daß die in seinen Staaten

und Besitzungen lebenden Unterthanen Sr. britannischen Maj. nicht wegen ihrer Religion beschränkt, beunruhigt und verfolgt werden, sondern einer vollkommenen Gewissensfreiheit und des Rechts genießen sollen, den Dienst zu Ehren des allmächtigen Gottes sowohl in ihren eigenen Wohnungen, als in ihren besonderen Kirchen und Capellen zu feiern. Se. K. H. gewährt ihnen jetzt und für immer die Erlaubniß, dergleichen in seinen Staaten zu erbauen und zu unterhalten. Nur müssen solche Kirchen und Capellen so gebauet seyn, daß sie Privathäusern gleichen und man darf sich keiner Glocken bedienen, um öffentlich den Beginn des Gottesdienstes anzukündigen. Ferner wird festgesetzt, daß weder die Unterthanen Grosbritanniens, noch irgend ein anderer Fremder, welcher einen von dem, in den portugiesischen Staaten abweichenden Glauben hat, persönlich oder in seinem Eigenthume beunruhigt oder verfolgt werde, so lange sie sich mit Ordnung, Anstand, Moralität und sowohl den Gebräuchen des Landes, als seiner kirchlichen und Staatsverfassung gemäß betragen. Wäre es aber erwiesen, daß sie öffentlich gegen die katholische Religion predigten oder declamirten oder daß sie sich bemüheten, Proselyten oder Bekehrungen zu machen, so sollen die, einer solchen Beleidigung schuldigen Personen, wenn das Vergehen ganz deutlich ist, aus dem Lande, wo sie es begangen haben, verwiesen werden. Wer aber öffentlich die Achtung und das wohlanständige Betragen, welche man den Formalitäten und Ceremonien des hier herrschenden katholischen Glaubens schuldig ist, vergißt, kann vor die Polizei gefor=

dert und entweder zu einer Geldstrafe oder zum Hausarreste verurtheilt werden. Wäre die Beleidigung so groß und so schändlich, daß sie die öffentliche Ruhe störte oder die Sicherheit der Kirchen- und Staatsverfassung — wie solche durch Gesetze bestimmt sind — in Gefahr brächte, so können die Schuldigen, wenn ihre That rechtlich erwiesen ist, aus den Staaten Portugal's verwiesen werden.

Die brittischen Unterthanen werden auch die Freiheit haben an gewissen, hierzu bestimmten Orten, die ihrer Landsleute, welche in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal absterben, zu begraben und weder das Leichenbegängniß, noch die Gräber dürfen auf irgend eine Weise und unter keinem Vorwande beunruhigt werden.

Auf dieselbe Art werden in allen Ländern Sr. britannischen Maj. die Unterthanen Portugal's einer vollkommenen und gänzlichen Gewissensfreiheit in allen Religionssachen, dem dort Statt findenden Toleranzsysteme gemäß, genießen. Sie können die Uebungen ihrer Religion öffentlich, oder in ihren Häusern, oder in hierzu bestimmten Capellen und Kirchen erfüllen, ohne gegenwärtig oder in Zukunft das geringste Hinderniß, die kleinste Störung oder die mindeste Schwierigkeit zu finden.

13. Die hohen, contrahirenden Mächte sind übereingekommen und haben festgesetzt, daß Paketboote, um

zwischen beiden Höfen schnellere Mittheilung zu bewirken und die Handelsverhältnisse ihrer respectiven Unterthanen zu erleichtern, ausgerüstet werden sollen. Zu diesem Endzweck soll eine Uebereinkunft, die jene, welche am 14ten September 1808 zu Rio-Janeiro unterzeichnet ward, zur Grundlage haben wird, geschlossen werden, um die Bedingungen fest zu setzen, unter denen diese Paketboote ausgerüstet werden sollen. Diese Uebereinkunft soll zu gleicher Zeit mit diesem Vertrage ratificirt werden.

14. Man ist übereingekommen und hat festgesetzt: daß Hochverräther, Falsarien und andere Hauptverbrecher in den Staaten der Einen der hohen contrahirenden Mächte, weder Zufluchtsort, noch Schutz in den Staaten der Andern finden sollen; und daß Keine der beiden hohen contrahirenden Mächte Individuen, welche Unterthanen und aus dem Militärdienste zur See oder zu Lande der Einen entwichen sind, wissentlich und freiwillig in ihren Dienst zulassen wird, daß im Gegentheil diejenige der beiden Mächte, welche ihn in ihren Dienst aufgenommen hat, gehalten ist, ihn zu verabschieden, sobald dieses von der Andern verlangt wird; aber man ist übereingekommen und hat erklärt: daß weder die Eine, noch die Andere der hohen contrahirenden Mächte keinem andern Staate eine Begünstigung in Rücksicht der Personen, welche dem Dienste dieses Staates entwichen sind, zugestehen werde, ohne daß dieselbe auch für den andern contrahirenden Theil Statt finde, gleich als ob diese Begünstigung in gegenwärti-

gem Vertrage ausdrücklich bestimmt wäre. Weiter hat man auch die Uebereinkunft getroffen, daß wenn Schiffsjungen oder Matrosen von Schiffen, welche den Unterthanen einer der hohen contrahirenden Mächte gehören, während diese in einem, der andern Macht zuständigen, Haven liegen, fortlaufen, die Obrigkeiten gehalten sind, wenn sie geziemend vom General-Consul, Consul, oder seinem Adjunct, oder seinem Stellvertreter dazu aufgefordert werden, Gerichtsdiener zu ihrer Verhaftung abzuschicken und keine bürgerliche und geistliche Innung Macht haben soll, solche Deserteurs zu beschützen.

15. Alle Lebensmittel, Waaren und Erzeugnisse der Manufacturen oder Industrie und der Erfindungsgabe der Staaten und der Unterthanen Sr. britannischen Maj. werden in alle und jede Haven und Besitzungen S. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, in Europa und America, in Afrika und in Asien zugelassen. Sie mögen an englische oder portugiesische Unterthanen gerichtet seyn, so bezahlen sie ein für allemal und im Ganzen 15 Procent vom Werthe der Schätzung, welche nach einer Taxe (im portugiesischen: Panta genannt) gemacht wird, deren hauptsächliche Grundlage der Einkaufspreis genannter Gegenstände, der in der Factura (Waarenrechnung) angegeben seyn muß und beschworen werden kann, ist, indem man auch — in so fern dies gerecht oder thunlich ist — die currenten Preise in dem Lande, in welches diese Artikel eingeführt werden, in Betrachtung zieht. Diese Taxe wird durch eine gleiche Zahl englischer und portugiesischer

Handelsleute von anerkannter Rechtlichkeit und Bravheit, wobei den englischen der General-Consul oder Consul Sr. britannischen Maj. und den portugiesischen der Oberzollbeamte oder ihre respectiven Adjuncten beistehen, regulirt und festgesetzt. Eine solche Taxe wird in allen Haven, welche Sr. K. H. dem Prinzregenten von Portugal gehören und in welchen eine Zolleinnahme Statt findet, verfertigt und bekannt gemacht. Sie soll, sobald als möglich, nach Auswechselung dieses Vertrags vollendet werden und in Wirkung kommen, spätestens drei Monate nach dem Tage der Auswechselung. Ist es nöthig, so wird sie von Zeit zu Zeit jedesmal, wenn Unterthanen Sr. britannischen Maj., die in den Staaten Sr. K. H. des Prinz-Regenten sich aufhalten, mittelst des General-Consuls oder Consuls Sr. britannischen Maj., ingleichen, wenn die portugiesischen Handelsleute und Unterthanen von ihrer Seite darum Ansuchung thun, revidirt und berichtigt.

16. Wenn in der, zwischen der Auswechselung der Ratificationen gegenwärtigen Vertrags und der Bekanntmachung erwähnter Taxe verlaufenden, Zeit Lebensmittel oder Waaren aus dem Ertrage oder den Manufacturen der Staaten Sr. britannischen Maj. in den Häven Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, anlangten, so ist festgesetzt, daß sie zur Consumtion zugelassen werden sollen, so bald von ihnen die oben bemerkte Abgabe von 15 Procent nach der gegenwärtig Statt findenden Taxe entrichtet ist, wenn nämlich diese Lebensmittel oder Waaren in dem Taxverzeichnisse ent-

halten sind. Wären sie darin nicht aufgeführt, so soll doch ihre Einfuhr gegen Erlegung von 15 Procent ihres, auf den Facturen der Lebensmittel oder Waaren angegebenen Werthes, der eidlich von denen, welche diese Gegenstände einführen, erhärtet werden muß, gestattet werden. Dies soll gleichfalls für englische Handelsartikel Statt finden, die künftig in portugiesische Häven eingeführt werden, aber nicht namentlich in der neuen Taxe oder Panta, welche im Gefolge dieses Vertrags gemacht werden soll, aufgeführt oder angeschlagen sind. Im Falle sich ein Verdacht von Betrug oder ungesetzmäßigem Verfahren erhöbe, sollen die Facturen untersucht und der wahre Werth der Waaren durch Entscheidung einer gleichen Zahl englischer und portugiesischer Handelsleute von anerkannter Redlichkeit bestimmt werden, auf die man sich verlassen wird. Im Falle sich die Stimmen für und wider gleich theilen sollten, ernennen sie einen andern Handelsmann, den gleichfalls Redlichkeit und Wahrheitsliebe empfiehlt, und dessen Ausspruch in dieser Hinsicht für definitiv und ohne Einwendung für wahr anerkannt werden muß. Im Fall nun besagte Factur für rechtmäßig und betruglos erklärt wird, werden die in ihr verzeichneten Lebensmittel und Waaren gegen Entrichtung von 15 Procent ihres Werthes eingelassen und wenn dieses schiedsrichterliche Urtheil einige Kosten verursacht hat, so muß sie die Parthei ersetzen, welche Zweifel über die Richtigkeit und Gesetzmäßigkeit der Factur erhoben hat. Findet sich aber, daß die angegebene Factur falsch und ungesetzmäßig ist, so werden sich die Beamten der Zölle

dieser Lebensmittel und Waaren für Rechnung der portugiesischen Regierung zu dem, in der Factur angegebenen, Preise bemächtigen, indem sie 10 Procent der, so von den Zollbeamten bezahlten, Summe hinzufügen und die portugiesische Regierung sich zu der Zahlung besagter, von den Zollbeamten geschätzter und gekaufter Waaren binnen 14 Tagen verpflichten, die durch dieses Verfahren veranlaßten Kosten aber von der Parthei getragen werden, welche die Factur für gesetzmäßig und gültig erklärt hat.

17. Man ist übereingekommen, daß wenn die portugiesische Regierung in die Häven Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Portugal, eingeführte Schiffs- und Militär-Munitions-Artikel selbst zum eigenen Bedarf ankaufen will, diese ohne Verzug zu dem, von den Eigenthümern bestimmten Preise bezahlt werden sollen, ohne daß man diese zwingen könne, sie um einen geringern Preis zu überlassen.

Auch ist festgesetzt worden, daß, wenn die Regierung sich irgend einer Schiffsladung oder eines Theils derselben in der Absicht sie zu kaufen, oder sonst bemächtigte, die portugiesische Regierung für jeden Schaden und Verlust stehen müsse, den die Ladung, während sie im Gewahrsam portugiesischer Officiere ist, erleiden könnte.

18. S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, will den Unterthanen Grosbritannien's das Vorrecht zugestehen, die Einnehmer der Abgaben, die sie den Zoll-

einnehmern seiner Staaten zu zahlen haben, unter den nämlichen Bedingungen und gleicher Sicherheitsleistung, wie die portugiesischen Unterthanen, zu werden. Gleiches Recht sollen die Unterthanen der portugiesischen Krone, in so fern es die Gesetze gestatten, bei den Zolleinnahmen Sr. britannischen Maj. genießen.

19. S. britannische Maj. versprechen und verbinden sich hinwieder in ihrem sowohl, als in dem Namen ihrer Erben und Nachfolger, daß alle Lebensmittel, Waaren und Erzeugnisse der Manufacturen, der Industrie oder der Erfindung in den Staaten und von den Unterthanen Sr. K. H. des Prinz-Regenten von Brasilien, in jeden und allen Haven der Staaten Sr. Grosbritannischen Maj. aufgenommen und zugelassen werden sollen, indem sie durchaus und einzig dieselben Abgaben für dieselben Artikel bezahlen, als die Unterthanen der am meisten begünstigten Nation.

Es wird ausdrücklich erklärt, daß wenn eine ausschließliche Verminderung der Abgaben für englische Lebensmittel und Waaren, welche in die Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, eingeführt werden, erfolgen sollte, eine gleiche Verminderung für die portugiesischen, in die Staaten Sr. britannischen Maj. eingeführten Lebensmittel und Waaren und umgekehrt Statt finden soll. Die Artikel, auf welche sich diese gleiche Verminderung der Abgaben ausdehnen soll, sollen durch einen vorläufigen Vertrag zwischen beiden contrahirenden Theilen bestimmt werden.

Eine Verminderung dieser Art, die ein contrahirender Theil dem andern verwilligt, kann in der Folge — ausgenommen auf gleiche Bedingungen und gleiche Entschädigung — nicht zum Vortheil irgend eines andern Staats oder Volks ausgedehnt werden. Diese Erklärung muß, als wechselseitig von beiden hohen, contrahirenden Mächten gethan, angesehen werden.

20. Da aber gewisse brasilianische Erzeugnisse von den Märkten und der inneren Consumtion der Staaten Sr. britannischen Maj. ausgeschlossen sind, wie Zucker, Caffee und die denen, welche die brittischen Colonien erzeugen, ähnliche Producte, wollen Se. britannische Maj., um so viel, als möglich, den Handel der Unterthanen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, zu begünstigen und zu beschützen, einwilligen und erlauben, daß besagte Artikel, so wie alle andere Erzeugnisse Brasiliens und jedes andern Theiles der portugiesischen Staaten, in gewissen, zu dieser Absicht gesetzlich bestimmten englischen Häven aufgenommen und niedergelegt werden können, um nach einer billigen Uebereinkunft wieder ausgeführt zu werden, da sie so von den beträchtlichen Abgaben befreiet sind, die sie zu zahlen hätten, wenn sie zur Consumtion im Innern der brittischen Staaten bestimmt wären, so aber nur die Gebühren für Niederlage und Wiederausfuhr zu entrichten haben.

21. Auf gleiche Art behält sich S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, troß des durch den 15ten

Artikel gegenwärtigem Vertrags bewilligten Privilegiums zu Gunsten aller Producte und Waaren der britannischen Staaten, sich selbst das Recht bevor, alle Artikel, die unter dem Namen ost- und westindische Producte bekannt sind, wie Caffee und Zucker, einer starken Abgabe zu unterwerfen oder ihre Einfuhr ganz zu verbieten, da sie nicht zur Consumtion in den portugiesischen Staaten aus demselben Grundsatze der Colonial-Politik zugelassen werden können, welcher denselben in Brasilien erzeugten Artikeln die Einfuhr in die brittischen Staaten verbietet.

Aber S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, bewilligt, daß alle Häven seiner Staaten, wo sich Zollämter befinden, als Freihäven für Aufnahme und Zulassung aller und jeder brittischen Natur- oder Manufactur-Producte, die nicht für die Consumtion des Orts, wo sie aufgenommen werden, sondern für die Wiederausfuhr von da, sey es nach andern portugiesischen oder irgend einem andern Haven bestimmt sind, angesehen werden sollen. Die so zugelassenen und aufgenommenen Handelsartikel werden — billiger Uebereinkunft gemäß — von allen Abgaben befreiet, denen sie unterworfen gewesen wären, wenn sie für die Consumtion des Orts, wo sie bloß niedergelegt sind, bestimmt waren und sie bezahlen bloß die Gebühren, welche auf Artikel von derselben Art, die aus Brasilien kommen und in den Häven der Staaten Sr. britannischen Maj. aufgenommen und zur Wiederausführung niedergelegt werden, daselbst erhoben werden.

22. Um den gesetzmäßigen Handel nicht nur der Unterthanen Grosbritanniens, sondern auch den Portugal's mit andern ihm benachbarten Staaten zu erleichtern und aufzumuntern und in der Absicht, diesen Theil der eigenen Einkünfte, der von der Abgabe von der Niederlage gewisser Waaren herrührt, zu erhalten und zu vermehren, erklärt S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, den Haven von Santa-Catharina unter den, im vorhergehenden Artikel angegebenen, Bedingungen zu einem Freihaven.

23. Da S. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, der Grundlage des Handelssystems, welches durch gegenwärtigen Vertrag beabsichtigt wird, die möglichste Ausdehnung zu geben wünscht, so ergreift er die ihm dargebotene Gelegenheit, seinen schon früher gefaßten Entschluß zu erkennen zu geben, Goa zum Freihaven zu erklären und daselbst allen religiösen Secten völlige Glaubensfreiheit zu verstatten.

24. Aller Handel mit den, an der Ostküste Afrika's liegenden, portugiesischen Besitzungen (in Artikeln, welche nicht in den ausschließenden Privilegien der Krone Portugal begriffen sind), der ehmals den Unterthanen Großbritanniens hat frei gegeben werden können, wird jetzt bestätigt und für immer eben so versichert, als die Handelsfreiheit der Portugiesen in die Häven und Meere Asiens ihnen, Kraft des 6ten Artikels des gegenwärtigen Vertrags, bestätigt und verbürgt ist.

25. Um dem Systeme eines vollkommen gleichen Verhältnisses, welches beide hohe contrahirende Mächte als die Grundlage ihrer wechselseitigen Verbindung, festsetzen wollen, mehr Wirksamkeit zu geben, willigt S. britannische Maj. ein, dem Rechte Factoreien oder Corporationen englischer Kaufleute, — der Name sey wie er wolle — in den Staaten Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, zu errichten, zu entsagen, jedoch mit der Bedingung, daß diese, den Wünschen Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, entsprechende Bewilligung, die Unterthanen Sr. britannischen Maj., welche in den portugiesischen Staaten wohnen, nicht des völligen Genusses irgend eines der Rechte und Privilegien, welches sie als Mitglieder von Handelsgesellschaften besitzen, beraube und daß gleichfalls der Handel, den britische Unterthanen dort treiben, keinesweges durch irgend eine, in den portugiesischen Ländern begünstigte und mit ausschließenden Privilegien versehene Handelscompagnie beeinträchtigt werde; Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, verpflichtet sich gleichfalls, niemals zu gestatten, daß ein anderer Staat oder ein anderes Volk Factoreien oder Corporationen von Kaufleuten in seinen Staaten errichte, so lange in denselben keine englischen Factoreien Statt finden dürfen.

26. Beide hohe contrahirende Mächte stimmen ein, daß sie sich unmittelbar mit der Durchsicht aller frühern, zwischen beiden Kronen geschlossenen Verträge beschäftigen wollen, um die darin enthaltenen Verbindlichkeiten

zu bestimmen und zu entscheiden, welche bei der jetzigen Lage der Dinge beizubehalten oder zu erneuern sind.

Man ist übereingekommen und hat beschlossen, daß die Uebereinkunft in den frühern Verträgen, die Zulassung portugiesischer Weine von der einen Seite und der englischen Wollenwaaren von der Andern, keine Aenderung leiden soll. Gleichfalls ist man darüber einstimmig, daß die Gunstbezeugungen, Privilegien und Immunitäten, welche von den hohen contrahirenden Mächten den wechselseitigen Unterthanen, sey es durch Vertrag, Decret oder Alvara ertheilt worden sind, in ihrer Kraft bleiben sollen, ausgenommen die Vollmacht, welche durch frühere Verträge ertheilt ward, am Borde der Schiffe von jedem beider Länder Lebensmittel und Waaren zu transportiren, welche den Feinden des andern Landes gehörten, welche Vollmacht gegenwärtig wiederrufen und öffentlich und wechselseitig für nichtig erklärt wird.

27. Die durch gegenwärtigen Vertrag festgesetzte wechselseitige Handels- und Schifffahrtsfreiheit, soll sich auf jede Art Lebensmittel und Waaren erstrecken, ausgenommen die Gegenstände, welche den Feinden einer der beiden Mächte gehören und die Kriegs-Contrebande.

28. Unter letzterem Namen und den verbotenen Artikeln sind nicht nur die Waffen, als Kanonen, Flinten, Mörser, Petarden, Bomben, Grenaden, Pulverwürste, Carcassen, Kanonen-Lafetten, Flintenschlösser,

Patrontaschenriemen, Pulver, Lunten, Salpeter, Kugeln, Spieße, Degen, Helme, Cuirasse, Pistolenholfter, Degengehänge, Pferde und ihr Geschirr begriffen, sondern auch alle andere Artikel, welche als Gegenstände der Contrebande in allen vorherigen, zwischen Grosbritannien oder Portugal und andern Mächten geschlossenen Verträgen bezeichnet sind: Alle Artikel aber, die nicht die Form von Kriegsinstrumenten haben oder dazu nicht dienlich sind, können nicht zur Contrebande gerechnet werden, noch weniger die, welche für andere Absichten verfertigt sind und gleichfalls nicht zur Contrebande gehören, auch von den Unterthanen beider Souveräns selbst in feindliche Plätze verführt werden können, ausgenommen, wenn dieselben zu Land und Wasser belagert werden.

29. Im Falle Kriegs = oder Kauffahrtei = Schiffe Schiffbruch an den Küsten der Länder der einen oder der andern hohen contrahirenden Mächte leiden, werden alle Theile gedachter Schiffe oder Fahrzeuge, ihres Tauwerks, ihres Proviants, ihrer Waaren u. s. f. die man retten konnte, oder das daraus gelösete Geld, treulich denen ausgeantwortet, welche als Eigenthümer oder durch Bevollmächtigte darnach fragen, indem sie bloß gehalten sind, die zur Rettung genannter Sachen aufgewendeten Kosten nach der, von beiden Seiten festgesetzten, Rettungstaxe (tarif de sauvetage) zu bezahlen, wobei jedoch die Rechte und Gewohnheiten jedes Volks bleiben, (welche nichts destoweniger abgeschafft oder modificirt werden können, wenn sie den, in diesem Artikel ein-

gegangenen Verbindlichkeiten entgegen sind,) und beide hohe contrahirende Mächte werden ihr Ansehn verwenden, damit die von ihren Unterthanen, welche Vortheil von Unglücksfällen dieser Art zu ziehen suchen, auf das strengste bestraft werden.

30. Um die Sicherheit und Freiheit des Handels und der Schifffahrt noch mehr zu befestigen, haben Se. britannische Maj. und Se. K. H., der Prinz-Regent von Portugal, die Uebereinkunft getroffen, daß sie nicht nur jedem Seeräuber das Einlaufen in ihre Häven und Rheden, versagen und keinem ihrer Unterthanen, sey er Bürger oder Einwohner von Städten und Orten gestatten, ihnen Zuflucht oder Schutz in ihren Häven zu gewähren, sie in ihren Wohnungen aufzunehmen und ihnen auf irgend eine Art Beistand zu leisten; sondern vielmehr ernstlich und um Andern als Beispiel zu dienen, sowohl diese Seeräuber, als die Personen, welche sie aufgenommen, unterstützt oder beschützt haben, zu strafen. Alle ihre Schiffe, so wie Lebensmittel und Waaren, die sie genommen und in einen der Häven der hohen contrahirenden Mächte geführt haben, sollen, so wie sie entdeckt sind, in Beschlag genommen und ihren Eigenthümern oder deren Bevollmächtigten — wenn der Beweis des Eigenthums vollständig geführt ist — wieder gegeben werden, selbst wenn diese Effecten durch Verkauf in andern Händen sich befinden sollten, wenn es bewiesen ist, daß die Käufer wußten oder wissen konnten, daß sie sie von Seeräubern hätten.

31. Für die künftige Sicherheit des Handels und der Freundschaft zwischen den Unterthanen Sr. britannischen Maj. und Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, und damit die zwischen beiden bestehende gute Harmonie auf keine Art gestört werden möge, ist man übereingekommen und hat beschlossen: daß wenn jemals ein Zwist, eine Mißhelligkeit oder ein Bruch zwischen den Kronen der hohen contrahirenden Mächte, was Gott verhüte, entstehen sollte — (solcher Bruch wird erst durch Zurückberufung oder Zurückschickung der respectiven Gesandten erklärt werden) — die Unterthanen beider Mächte, welche in den Staaten der andern wohnen, das Recht haben dort zu bleiben und ihren Handel ohne Unterbrechung fortzusetzen, so lange sie sich ruhig aufführen und keine Beleidigung gegen die dortigen Gesetze und Verordnungen ausüben. Im Fall ihr Betragen sie verdächtig machte und die respectiven Regierungen sich genöthigt sähen, sie zurückzurufen, wird ihnen hierzu eine Frist von 12 Monaten gestattet, um sich mit ihrem Eigenthum und Vermögen, welches sich in den Händen einiger Privatpersonen oder der Regierung befinden könnte, zurückziehen zu können.

Wohlverstanden kann sich diese Gunst nicht auf Personen erstrecken, welche die Gesetze auf irgend eine Art übertreten.

32. Die hohen contrahirenden Mächte sind übereingekommen und haben sich verpflichtet: daß gegenwärtiger Vertrag in Hinsicht auf seine Dauer unbegränzt

sey, daß die in ihm enthaltenen Verpflichtungen und Bedingungen und die Folgen derselben unveränderlich und von immerwährender Dauer bleiben und auf keine Weise verändert werden sollen, im Falle Se. K. H. der Prinz-Regent von Portugal, seine Erben oder Nachfolger den Thron der portugiesischen Monarchie in den europäischen Staaten dieser Krone wieder herstellen sollten.

33. Aber beide hohe contrahirende Mächte behalten sich das Recht vor, gemeinschaftlich die verschiedenen Artikel dieses Vertrages nach Ablauf von 15 Jahren, vom Tage der Auswechslung der Ratificationen angerechnet, zu prüfen und zu untersuchen und dann solche Veränderungen, Modificationen und Zusätze vorzuschlagen und anzunehmen, welche das wahre Interesse der beiderseitigen Unterthanen verlangen könnte. Nichts destoweniger wird jeder Artikel, der zur Zeit der Revision von einer oder der andern der hohen contrahirenden Mächte bestritten wird, als in seinen Functionen suspendirt angesehen, bis die, diesen Artikel betreffende, Streitigkeit vorläufig schuldigermaßen dem anderen Theile gemeldet ist, um den Nachtheilen vorzubeugen, welche sich für Beide ergeben möchten.

34. Die verschiedenen Verpflichtungen und Bedingungen des gegenwärtigen Vertrags treten mit dem Tage der Ratification Sr. britannischen Maj. in Wirklichkeit und der wechselseitige Tausch der Ratificationen wird in der Stadt London binnen 4 Monaten oder eher,

wo möglich, vom Tage der Unterzeichnung gegenwärtigen Vertrags angerechnet, geschehen.

Diesem zur Urkunde haben wir unterzeichnete Bevollmächtigte Sr. britannischen Maj. und Sr. K. H., des Prinz-Regenten von Portugal, Kraft unserer respectiven Vollmachten, gegenwärtigen Vertrag eigenhändig unterzeichnet und das Siegel unserer Wappen beidrucken lassen.

Gegeben in der Stadt Rio-Janeïro, am 19. Februar des Jahrs Christi 1810.

Strangford.

Conde de Linhares.

Aegyptiaca

oder

Beschreibung des Zustandes

des

alten und neuen Aegypten,

nach eigenen, in den Jahren 1801 und 1802 angestellten Beobachtungen,

von

W. Hamilton.

Aus dem Englischen.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1814.

Aegyptiaca

oder

Beschreibung des Zustandes

des

alten und neuen Aegypten,

nach eigenen, in den Jahren 1801 und 1802 angestellten Beobachtungen,

von

W. Hamilton.

Vorbericht.

Der englische Verfasser spricht in der Vorrede mit Bescheidenheit von seinem Werke. Er gesteht, daß es ihm auf seiner Reise an verschiedenen Hülfsmitteln fehlte, um genauere Notizen einzuziehen. Lange Zeit wartete er auf die öffentliche Erscheinung der reichen Sammlung von Thatsachen und Denkmälern, die vom französischen Gouvernement angekündigt war, und wahrscheinlich seine eigenen Beobachtungen überflüssig gemacht hätte. Meine Bemerkungen über Aegypten, sagt der Verfasser ausdrücklich, sollen die von Pococke, Norden, Volney, Sonnini, Denon und Wilson ergänzen helfen, aber keinesweges sie ersetzen.

Wir bescheiden uns hier nur anzuführen, daß Herr W. Hamilton mehr leistet, als er verspricht.

Dies wird aus folgendem Auszuge erhellen, der sich hauptsächlich mit den Alterthümern, besonders von Theben, befasset. Herr Hamilton hatte zu Reisegefährten den Capitän Leake, und den Lieutenant Hayes, welche beide vom Generallieutenant Hutchinson beauftragt waren, Ober-Aegypten so genau kennen zu lernen, als die Umstände es erlaubten. Herr Hamilton giebt erst eine kurze Uebersicht über diese wissenschaftliche Reise, und beschreibt dann genauer die interessantesten Gegenstände.

W. Hamiltons Aegyptiaca.

Wir verließen Alexandria im Anfange des Octobers 1801, und nach einem kurzen Aufenthalte zu Cairo, reisten wir am 25sten desselben Monats wieder von da ab.

Von Cairo giengen wir zu Wasser bis an die Mündung eines Canals etwas unter Abu-Gherge. Von da folgten wir bald dem Laufe des Canals, bald fuhren wir über überschwemmte Ebenen bis nach Bahhr Jusuf, das die Gränze der Sandwüsten gegen Abend macht.

Der Zweck dieser Reise war, den Bahhr Jusuf, den wichtigsten der Aegyptischen Canäle, zu untersuchen, und die Anhäufung von Wasser kennen zu lernen, welche d'Anville Bathen nennt, und für den ehemaligen See Möris hält.

Wir überzeugten uns davon, daß kein künstliches Wasserbecken vorhanden ist, und es ist nicht wahrscheinlich, daß in diesem Theile des Landes je eins gewesen, außer etwa ein Zwischencanal, wie ihn eine so

weite Fläche fruchtbarer Ländereien erforderte, als das alte Heptanomis war.

Man hat alle Ursache zu glauben, daß der Bahhr Jusuf derselbe berühmte Canal sey, durch welchen nach Herodot, die Gewässer des Flusses in den See Möris geleitet wurden, der heut zu Tage Birket-el-Carun heißt, und der dazu diente, die Ueberschwemmung im richtigen Gleichgewichte zu erhalten. Der gegenwärtige Name dieses Canals ist ihm bei Gelegenheit der Ausbesserungen gegeben worden, welche Sultan Saleh-ed-din daran vornehmen ließ, der in Aegypten unter dem Namen Jusuf bekannt ist.

Das alte Heptanomis ist gegenwärtig beinahe ganz unangebaut und verlassen, mit Ausnahme der Ufer des Nils und des Bahhr Jusuf.

Auf derselben Fahrt besuchten wir auch die Ruinen von Behennése und Ashmunein, welches erstere die Griechen Oxyrinchus, und das letztere Hermopolis magna nannten.

Zu Melaoui schifften wir uns wieder auf unserm großen Cangia ein, und begaben uns ohne Aufschub nach Es-Suan, wo wir in der Mitte des Novembers ankamen, und daselbst beinahe drei Wochen zubrachten.

Diese Zeit wendeten wir an, die alten Denkmäler von Syene, so wie die der Inseln Elephantis und Philae zu besuchen, die Steinbrüche zu untersuchen, woraus der größte Theil der schönen Granite gezogen

worden ist, die man in den alten Tempeln Aegyptens, Griechenlands und Italiens wiederfindet; ferner, die Wasserfälle zu sehen, und Streifzüge in die Gebirge und bis an die Gränzen von Nubien zu machen, wo Elfi = Bey 25 Lieues über Es = Suan mit hundert Mamelucken am östlichen Ufer des Nils ein kleines Lager bezogen hatte. — — — —

Wir verließen Es = Suan am 8ten December, und nachdem wir einige Tage angewendet hatten, die dazwischen gelegenen Orte zu besuchen, kamen wir am 20sten in Theben an, und blieben daselbst bis zum 8ten Januar 1802.

Nachdem wir Dendera eine Woche gewiedmet hatten, fuhren wir weiter den Fluß hinab, und fanden in Farshiut das Lager des Elfi = Bey wieder.

Am 12ten Februar langten wir in Cairo an, von wo ich nach Alexandria zurückkehrte, nachdem ich den Arm des Nils, der den Namen Damiette führt, den See Menzaleh, den Canal von Moez oder den Tanitischen Arm, und den Theil vom Delta untersucht hatte, der zwischen dem Arme von Damiette und der Mündung von Canopis liegt.

(Das folgende Capitel handelt von dem Zustande des Landes oberhalb der Wasserfälle. Man findet darin wichtige Details, die über den ehemaligen Zustand des Landes, womit wir uns vorzüglich beschäftigen wollen, viel Licht verbreiten.)

Zwei Tage nach unserer Ankunft in Es = Suan machten wir dem Elfi = Bey unsern Besuch, der oberhalb der Wasserfälle sein Lager hatte, und seinen Haznadar oder Schatzmeister zu uns sendete, um zu hören, wer wir seyen, und wie stark an Anzahl, und uns, wenn wir von seinen Freunden wären, in sein Lager nach Schiment Elwa einladen zu lassen. Den Weg dahin legten wir zu Pferd in vier Stunden zurück. Wir fanden diesen Bey an demselben Platze gelagert, wohin die vordersten Corps der Franzosen gleich im ersten Jahre ihres Einfalls vorgedrungen waren. Während der ersten vier Meilen *), nahm der Weg, der von den ältesten Zeiten an schien besucht worden zu seyn, im Durchschnitt eine südwestliche Richtung mitten durch Granitfelsen ein weites Thal entlang, und wurde der Länge nach von einer dichten, starken Mauer von Ziegelsteinen durchschnitten, die an mehreren Orten sehr wohl erhalten war. Dies ist die Mauer, welche Plinius Castra latere Arabiae nennt. Wir folgten dieser Mauer, die sich da, wo die Gebirge höher werden, und einen größeren Anblick gewähren, plötzlich nach Osten wendet. Bei'm Eingang einer Ebene, die von Norden nach Süden geht, wendet sich die Mauer südlich gegen den Fluß und gegen die Insel Philae, deren Tempel einen Horizont begränzen, der ringsum von hohen Gebirgen umgeben ist. Wir durchzogen diese Ebene in

*) So oft in dieser Reisebeschreibung Meilen erwähnt werden, so hat man unter einer Meile, ¼ geographische Meile, oder eine halbe Stunde zu verstehen.

östlicher Richtung, und gelangten dann in eine Kette von rauhen, steilen Granitgebirgen. Die Winterregen reichen daselbst kaum zu, einzelnes, dürftiges Gesträuch zu erhalten, die einzige Vegetation, die wir sahen, bis wir an einen rauhen, jähen Abhang kamen, der uns an den Fluß führte, ganz nahe am Lager des Bey. Diese Gebirge zeigten uns rothe, grüne und graue Granite, aber hauptsächlich von der erstern und letztern Gattung, und oft beide in demselben Block vereinigt, obgleich die grauen Granite von härterem Korn und mehr geeignet schienen, den Anfällen der Luft und der Feuchtigkeit zu widerstehen.

In den Unterredungen, die wir mit Elfi-Bey hatten, machte er uns mit allen Umständen seiner mißlichen Lage bekannt. — — —

In seinem Lager wurden, nach seiner Angabe, acht verschiedene Sprachen gesprochen, nämlich, außer der Türkischen und Arabischen, die Georgische, (er selbst und mehrere seiner Sclaven waren nahe am Kaukasus geboren,) die Ababdische, (der Name eines Stammes von Arabern in der Wüste,) die Bicharische, (ein anderer Arabischer Stamm,) die Nubische und Cumusische, (dieser letztere Name gehört einem kleinen Striche Landes an, der sich bis 140 Meilen über die Wasserfälle erstreckt, und wo Aegyptier und Berberis unter einander leben,) und die Berberische Sprache, die in der nördlichen Gegend der Stadt Ibrim zu Hause ist. Elfi-Bey hatte Diener aus allen diesen Ländern in seinem

Lager, und außerdem noch welche, die aus dem Innern von Afrika gekommen waren.

Die Bicharen ordnen ihre Haare auf eine ganz eigene Art. Auf dem Scheitel des Kopfes tragen sie dieselben ganz dünn, an den Seiten dagegen sehr dicht und stark *). Sie verwenden viel Fett zu dieser Art von Kopfputz, und gehen immer mit bloßem Kopfe. Sie nähren sich hauptsächlich von Fleisch, Milch und Datteln. Sie essen das Fleisch meistens roh, zuweilen lassen sie es aber an der Sonne braten und rösten. Ihre Waffen bestehen aus einer sieben Fuß langen Lanze, die an beiden Enden mit einer eisernen Spitze versehen ist, und aus einem runden, aus der Haut des Nilpferdes verfertigten Schilde mit einem kegelförmigen Knopfe in der Mitte; dieser Schild ist fest gegen Säbelhiebe und Flintenkugeln. Die Vornehmsten unter ihnen reiten auf Dromedaren, und tragen einen langen, geraden Säbel, der an der Spitze breiter ist, als am Stichblatte. Diese Völkerschaften sind die einzigen, die in den Gebirgen zu Wegweisern dienen. Ihre genaue Kenntniß der Orte ist ihr einziges Vertheidigungsmittel und reicht hin, die Mameluken, die in ihre Nähe kommen, von ihnen abhängig zu machen. Auch sind sie eben so eitel, als eifersüchtig auf diesen Vortheil. Es sind muntere Leute von kleinem Wuchse und angenehmer

*) Man wird in der Folge sehen, daß der Verfasser etwas, diesem Kopfputz Aehnliches unter den Denkmälern des Alterthums wiederfindet.

Gesichtsbildung. Einige unter ihnen haben etwas Negerartiges, Andere hingegen ein sehr schönes Profil. Sie sind beinahe schwarz. Ihre Weiber sollen sehr schön seyn. Wir fragten sie, ob sie noch lebendiges Fleisch zu essen pflegten. Sie verneinten dies, sprachen aber mit Entzücken von dem Vergnügen, die Adern eines Dromedars oder Hammels zu öffnen, und das Blut ganz warm daraus zu trinken *). Sie haben weit mehr Urtheilskraft, Schlauheit und Fassungsgabe, als die Fellahs in Aegypten. Selbst auf dieser niedern Stufe der Civilisirung erweitert sich der Geist des Menschen durch den häufigen Wechsel der Naturscenen, und der wilde Gebirgsbewohner ist dem wilden Bewohner der Ebene sowohl an Nachdenken, als an Thätigkeit überlegen.

In einem engen Passe, den wir auf unserm Wege nach Schiment Elva durchzogen, bemerkten wir einen großen Granitblock, auf welchem ein pyramidenförmiger Haufe von kleinen Steinen lag. Jeder von unsern Begleitern warf einen Stein darauf, und man lud uns ein, dasselbe auch zu thun. Die Meisten unter ihnen konnten uns von diesem Gebrauche gar keine Ursache angeben, Einige jedoch behaupteten, er habe seinen Ursprung in einem Morde, der vor mehreren Jahren an diesem Orte verübt worden sey. Dies erinnerte uns an den Befehl, den Josua den Israeliten gab, zum Gedächt-

*) Vielleicht bezieht sich auf einen solchen Gebrauch das Verbot im 5ten Buch Moses Kap. 12 V. 23. „Allein merke, daß Du das Blut nicht essest, denn das Blut ist die Seele, darum sollt Du die Seele nicht mit dem Fleisch essen."

nisse des Ueberganges über den Jordan. Dieser Gebrauch ist in mehreren Ländern des Orients üblich.

Die einzigen Nachrichten, die wir zu Es = Suan über das Innere von Afrika einziehen konnten, erhielten wir von zwei Mohren, die mit mehreren ihrer Landsleute durch diese Stadt reiseten, um sich nach Mecca zu begeben. Da sie sich unserm Steuermanne, der Cumusisch und Berberisch sprach, verständlich machen konnten, so vernahmen wir, daß sie zu einer ansehnlichen Nation gehörten, die unter dem Namen Seiroua bekannt ist; daß sie ein Land bewohnten, was Demourki heißt, und fünf Monate Weges von Aegypten und zwei Monate von Sennaar und vom Nil gelegen ist; daß sie als Pilgrime nach Mecca giengen und von der Wohlthätigkeit Anderer lebten, und, je nachdem ihnen das Glück günstig wäre, sich von Kenné nach Cosseir und von da zu Wasser nach Jidda begeben, oder wenn sie die Ueberfahrt nicht bezahlen könnten, zu Fuß über Cairo und die Wüste gehen würden. Diese Wallfahrt nebst der Rückkehr erfordert gewöhnlich vier bis fünf Jahre. Wenn sie in Mecca ankommen, so erhalten sie von einem ihrer Landsleute, (einem Afrikanischen Mohren,) der dort ein angesehenes Amt bekleidet, einen großen Caouk oder hohen Turban, der mit seinem Siegel bezeichnet ist, und den sie dann stets auf dem Kopfe oder um die Schultern tragen, um dadurch ihren Landsleuten zu verkünden, daß sie ein Recht auf die Ehrfurcht und Achtung haben, die man in allen mahomedanischen Ländern den Pilgrimen widerfahren läßt.

Unter denen, die diese gefährliche Reise unternahmen, waren welche, die nur das Heil ihrer Seele vor Augen hatten, Andere aber waren nur die Sachwalter ihrer Freunde oder Herren, denen sie für eine kleine zeitliche Belohnung eine schriftliche Versicherung des Wohlergehens in jener Welt mitbringen sollten. Sie berichteten uns ferner, daß sie einen König oder Sultan hätten; daß sein Name Abderrachman sey, und daß seine Residenz, die Yendeldé heißt, so groß wäre, daß man sechs Tage brauche, sie zu Fuß zu umgehen. Sie bildeten auf dem Sande eine Art von Charte ihres Landes ab, das sie als eine, ringsum von Gebirgen umgebene, Ebene vorstellten. Westlich von der Hauptstadt lagen, nach ihrem Abriß, die Städte: Maasy, Souron und Teger, südlich, Kioné und Towala, gegen Osten Zamiel und Koodi, und gegen Norden, Kinkoma, Aboukouman und Kobra. Die Hauptkarawane, die durch ihr Land zieht, kommt von Kub-Kubbé und geht bis nach Kobbi. Ihre Sclaven ziehen sie aus Darfour und überhaupt aus den westlichen Gegenden. Die Hauptproducte ihres Bodens sind der Doura und Doehl, besonders findet sich der letztere in großem Ueberflusse. Sie nennen die Sonne Doulé und den Mond Doual. Ihre Waffen bestehen aus einer langen, mit Eisen beschlagenen Lanze, aus Bogen und Pfeilen, und aus einem eisernen Haken. Sie tragen einen eisernen Panzer, und ihre Streitrosse sind durchaus, sogar bis über die Füße hinab, mit einem groben wollenen Zeuche bedeckt, der sie gegen die feindlichen Pfeile schützt, und verhindert, bei Nacht das Ge-

räusch ihrer Tritte zu hören. Sie haben Dattelbäume, aber in geringer Anzahl. Sie gebrauchen eine Pflanze, die sie Delib nennen, statt des Tabaks zum Rauchen. Das Fleisch des Büffelochsen ist ihre gewöhnliche Nahrung. Sie lassen es kochen, indem sie es auf einen Stein legen, und Feuer darüber anmachen. Ihre Farbe ist sehr schwarz, doch nicht von der dunkelsten Art, und ihre Gesichtszüge sind denen der Neger von Guinea sehr ähnlich. Ihre Haare sind kurz und kraus, aber nicht wollig.

Als wir dem Elfi-Bey unsern zweiten Besuch machten, fanden wir ihn eine Lieue weit von seinem ersten Lager bei Schirment Elwa in einem Districte, Namens Debodé. Diesen Namen giebt man dem schmalen Saume von urbarem Lande, der zu beiden Seiten die Wüste einfaßt, und dessen Breite zwischen 50 und 500 Mètres abwechselt.

Wir fanden jetzt den Doura reif, und sechs Tage vorher war die Gerste gesäet worden, zu welchem Ende man den Boden in kleine Vierecke abgetheilt hatte, um das Wässern durch die daran stoßenden Canäle zu erleichtern. Wir fanden, daß der Fluß in dieser Entfernung oberhalb der Wasserfälle um sechs und dreißig Fuß gefallen war, obgleich der Wasserfall zu Assouan noch nicht ganz funfzehn Fuß betrug. Das Bette des Flusses war ungefähr eine Viertelmeile breit, sein Lauf war sanft und majestätisch, aber rasch und zeugte von seiner Tiefe, er war nicht durch Klippen gebrochen,

und bildete einen seltsamen Contrast mit dem Geräusch der Wasserfälle. In den wenigen Dörfern, durch welche wir Gelegenheit hatten zu kommen, zeigten sich die Einwohner höflich gegen uns, boten uns Youurt *) an, und begrüßten uns herzlich mit ihrem Salam aleikoum. (Möge Gesundheit mit Dir seyn). Da die Männer auf dem Felde waren, so verließen die Weiber eilig ihre Hütten von Ziegel- oder andern Steinen, um uns zu betrachten, sie hatten keine Schleier, trugen aber Mützen, die sie nach Willkür ins Gesicht hereinrücken konnten. Das linke Nasenloch hatten sie durchbohrt, und trugen darin einen Ring von Messing, sie waren beladen mit Hals- und Armbändern von Glaskügelchen, Muscheln oder von kleinen Knochen. Ihre Haare auf der Stirn und an den Seiten bildeten kleine Locken, und waren mit Butter oder einem andern Fette bestrichen.

Wir fanden den Bey am Eingang seines Zeltes auf der Erde sitzen, und drei oder vier Arabischen Bicharen, die ihm zu Kundschaftern dienten, Befehle austheilen. Er schien sie mit vieler Rücksicht zu behandeln, und man sah leicht, daß er wegen seines Unterhalts und seiner Sicherheit sich für abhängig von ihnen hielt. Sie trugen einen langen, geraden Degen, den sie mit beiden Händen hinter dem Rücken hielten. Einige von ihnen hatten statt der Schuhe ein dickes Leder unter der Fußsohle befestigt. Die Meisten giengen aber barfuß, und ihre ganze Kleidung bestand aus einem groben Hemd von Leinewand,

*) Eine in der Levante gebräuchliche Zubereitung von Milch, welche alle Türken und Araber sehr lieben.

das bis auf die Knie herabreichte. Da sie selbst so leicht umhüllt zum ersten Mal Europäer in ihrer Tracht sahen, so kann man sich nicht verwundern, daß ihnen zuerst das Ueberflüssige in unserer Kleidung in die Augen fiel, unsere goldenen Knöpfe, unsere Hüte, und Alles was ihnen sonst seltsam schien. Wir hingegen sahen nicht ohne Verwunderung, daß die Art, wie sie ihre Haare trugen, das Urbild war, nach welchem die Arten von Anhängsel, die zu beiden Seiten am Kopfe des großen Sphinx bei den Pyramiden von Ghizé hervorstehen, abgebildet worden sind. Dieser Kopfputz ist mehr oder weniger bei den Eingebornen der, von den Wasserfällen unmittelbar südlich gelegenen Orte, in Gebrauch, und besteht darin, daß die vordern Haare sehr dicht und kraus getragen werden, indem man sie mit Fett bestreicht, das sie steif erhält. Sie sind, so wie alle andern Araber, sehr begierig nach Geld.

Dies ist das Ziel aller Thätigkeit, Scharfsicht, Schlauheit und Sparsamkeit, wodurch sie sich auszeichnen. Während wir mit ihnen sprachen, hatten sie die Stellung von Leuten, die eben einen Wettlauf beginnen wollen, als wenn hier ein Preis zu gewinnen gewesen wäre. So wie sie ihr kleines Geschenk erhalten hatten, so verschwanden sie und zogen bis drei oder vier Tagereisen in das Innere der Wüste hinein, um dem Bey Nachrichten von der Ankunft der Sommerkarawane zu bringen. Denn die Hoffnung, von dieser Karawane für den freien Durchgang eine starke Contribution zu erheben, ist der Haupttrost des Bey, da er gezwungen ist, so weit nach Süden vorzudringen, und den Schätzen Aegyptens zu entsagen. — — —

Er unterhielt sich mit uns über einen Gegenstand, von dem er sehr gern sprach, nämlich, über Magie und Astrologie. Er zeigte uns ein Buch, woraus er seine Weisheit schöpfte, mit schönen Arabischen Buchstaben geschrieben, und vielen illuminirten Zeichnungen versehen, welche Ungeheuer oder ungeheuere Zusammensetzungen von Vögeln, Pflanzen und menschlichen Figuren vorstellten; außerdem waren unverständliche Schriftzüge mit eingemischt, die verborgene Eigenschaften hatten, und viele andere dunkle geheimnißvolle Zeichen. Er las dieses Buch mit Leichtigkeit und gab vor es zu verstehen, ohne es jedoch erklären zu wollen. Er machte ein sorgfältiges Studium daraus, nahm in schwierigen Fällen seine Zuflucht dazu, und richtete seine Marschroute nach den Anzeigen ein, die dieses Buch ihm gab. Eben dieser Anzeigen wegen verschob er seine Abreise von Débodé bis auf den Neumond, wobei man jedoch bemerken muß, daß die Morgenländer in der Regel es für ein böses Zeichen halten, im letzten Viertel des Mondes eine Reise zu unternehmen. Bei Nacht beobachtete er den Polarstern und den Aldébaran im Zeichen des Stiers. Was die übrigen Gestirne anlangt, deren Namen er kennen wollte, so betrog er sich darin beinahe immer, aber statt dessen erklärte er uns sehr deutlich den geheimen Sinn eines jeden. Da wir einige Zweifel über die Gewißheit seiner Voraussagungen fallen ließen, indem wir ihn versicherten, daß die Europäer mit allen ihren Kenntnissen sich doch nicht schmeichelten, in der Zukunft lesen zu können, so antwortete er uns: „es ist wahr, Ihr Franken wißt viel, aber Ihr versteht nicht von dem, was Ihr wißt, Gebrauch zu machen."

Er fügte noch viele Albernheiten aus alten Arabischen Autoren hinzu, über das System der Erde, über Länder- und Völkerkunde, besonders über die Braminen, von denen er glaubte, sie könnten durch strenges Fasten sich in Luft verwandeln, und so ohne Mühe gen Himmel aufsteigen; ferner über gewisse indianische Früchte, die, indem sie wachsen, die menschliche Form annehmen; über Hermus, König von Aegypten, der die Pyramiden von Ghizé erbauet, und die Sündflut vorhergesagt hatte, der zugleich König, Arzt und Prophet war, und, als die gewaltigen Regengüsse anfiengen, sich mit seiner Gemahlin und Familie in diese Pyramide einschloß, was sie jedoch nicht rettete, da das Wasser durch die Mauer hindurchdrang, und sie Alle ertränkte; endlich über die Bestimmung des großen Tempels von Philaé, der zum Aufenthalt der Tochter eines andern Aegyptischen Königs dienen sollte. Man muß übrigens eingestehen, daß einige dieser Arabischen Fabeln, die sich auf den frühesten Zustand Aegyptens beziehen, wenigstens eben so wahrscheinlich und zusammenhängend sind, als diejenigen, welche die Griechen und Römer uns hinterlassen haben, und daß es eben so natürlich ist zu glauben, die Pyramiden seyen gebauet, um sich darin vor der Sündflut zu schützen, als sie für bloße Kornkammern anzusehen.

Da es zu unsern Hauptzwecken gehörte, so weit als möglich oberhalb der Wasserfälle vorzudringen, so glaubten wir versuchen zu müssen, ob wir mit unserm kleinsten Fahrzeuge sie passiren könnten. Wir reis'ten in dieser Absicht am 22sten November mit einem starken

Nordwinde ab, und bald waren wir jenseits der Gränzen dieser alten Stadt. Ehe wir aber eine Viertelmeile den Fluß aufwärts gefahren waren, so befanden wir uns zwischen lauter Felsen, die kleine Inseln bildeten, an denen wir große Gefahr liefen zu scheitern. Die Wasserfälle waren reißend und in entgegengesetzten Richtungen, die Fahrwasser waren nur sehr schmal, und die entgegengesetzten Strömungen bildeten in demselben Sandbänke und Strudel, die ein kleineres Fahrzeug, als das unsere war, untergetaucht hätten, und uns oft in eine sehr bedenkliche Lage versetzten. Mit Hülfe unserer Ruder und aller aufgespannten Segel setzten wir doch unsern Weg fort, und passirten mehrere Strömungen hindurch, aber endlich wurde der Strom so stark, daß wir mit sechs Ruderern und einem frischen Winde kaum etwas Land zurücklegen konnten. In dieser Lage, da wir verzweifelten unser Vorhaben durchzusetzen, und in Gefahr waren umzukommen, hielten wir es der Klugheit gemäß, unsere Rückfahrt anzutreten. Dies war kein leichtes Unternehmen, zum Glück war unser Schiffsvolk nebst seinem Anführer gut gewählt, und ihrer Geschicklichkeit und Thätigkeit verdankten wir es, daß wir eine Sandspitze am östlichen Ufer erreichten, von wo aus wir zu Fuß einen trockenen, mit Felsen bedeckten Canal durchwanderten, wo der Nil zur Zeit der Ueberschwemmung fließt, und alsdann Barken den Fluß aufwärts fahren. Zu dieser Zeit stehen die kleinen Granit-Inseln tief unter Wasser, und der Nordwind bläßt heftiger und anhaltender. Von dem äußersten Ende dieses Canals sahen wir die berühmten Wasserfälle von

Syéne; sie werden von einer großen Anzahl von Granitfelsen gebildet, die in einer Breite von beinahe anderthalb Meilen das Bett des Flusses einnehmen. Wenn das Wasser sehr hoch ist, so sind diese Felsen nicht mehr sichtbar, und man sieht keine Wasserfälle, sondern nur eine sehr reißende Strömung. Ist das Wasser niedrig, so verbielfältigen sich diese Wasserfälle; es giebt ihrer dann so viele, als Fahrwasser zwischen den Felsen sind, und dies verursacht ein solches Brausen und Getöse, daß man es in der Entfernung von mehr als einer Stunde hört. Cicero führt an, daß Alle die in der Nähe leben, davon taub werden, und mehrere Personen haben uns dies bestätigt. Wirklich bemerkten wir an den angränzenden Einwohnern ein sehr hartes Gehör. Als wir unsere Barke wieder bestiegen hatten, traten wir unsere Rückfahrt in einem östlichen Striche an, wodurch wir die Inseln vermieden, welcher aber den Fluß aufwärts nicht zu befahren ist, weil in einigen schwierigen Fahrwassern die nördlichen und westlichen hohen Gebirge oft gefährliche Windstillen erzeugen.

Als wir in unserer Barke vor der Insel Elephantine westlich vorbeifuhren, landeten wir am westlichen Ufer des Flusses, und machten eine Meile zu Fuß auf dem Sande, bis wir an ein altes Cophtisches Kloster kamen, das Deir el Garbié hieß, und ehemals sehr bevölkert und reich begabt gewesen zu seyn schien. Es ist von außen durch eine Mauer von Quadersteinen beschützt, aber schon seit langer Zeit steht es verlassen. Unter

seinen Ruinen fanden wir ein Fragment von einer Griechischen Inschrift mit dem Namen des Diocletians. —

Ueber die Topographie des Landes Ibrim *) in Philaé, erhielten wir nur verwirrte und widersprechende Nachrichten. Doch stimmten alle darin überein, daß man zu Calaptschi, sechszig Meilen jenseits Débodé, einen sehr großen Tempel findet, und dreißig Meilen weiter noch eine andere Stadt, die Aboughor genannt wird. Auch sagten Alle, die wir fragten, daß alle Alterthümer, die man innerhalb dieser Stadt findet, von dem Orte wo wir waren, gerechnet, sich auf dem westlichen Ufer des Flusses befinden, was sich sehr gut mit der Reisebeschreibung des Antonin verträgt, obgleich heut zu Tage die bewohnten Dörfer fast alle auf dem östlichen Ufer gelegen sind, wegen des fortdauernden Umsichgreifens des Sandes der westlichen Wüste, der in kurzer Zeit dieses ganze Nilufer einzunehmen droht. Mehrere Palmbäume sind schon bis über die Hälfte in Sand vergraben. Die östlichen Gebirge sind weit höher und dem Flusse näher, als die westlichen, ob sie gleich weniger hoch und steil sind und auch entfernter als die südlichen.

*) Man weiß nichts über die Beschaffenheit des Landes zwischen Ibrim und Gous, als was Poncet davon meldet, da er auf seiner Reise durch das Königreich Dongola seinen Weg dem Nil entlang von Moscho nach Gorti nahm. Aus den kurzen Nachrichten dieses Reisenden ergiebt sich nur so viel, daß er durch einen angebaueten, wohlhabenden und bevölkerten Theil oder Ebene hindurch kam, der ungefähr eine Lieue breit war.

Da wir von Schiment Elva nach Débodé dem Ufer entlang fuhren, hatten wir ansehnliche Ueberreste eines Tempels am östlichen Ufer des Flusses bemerkt. Wir hatten uns überzeugt, daß diese Ruinen genau sechszehn Meilen von Es-Souan entfernt sind, was nach der Reisebeschreibung Antonins der Lage von Parembolé entspricht, und wir vernahmen, daß eine gegenüber liegende Insel Barembré heißt. Izijzi sollte zwei Meilen höher auf derselben Seite liegen, und wirklich entdeckten wir auch, indem wir am Ende des Lagers vom Elfi Bei spazieren giengen, westlich die Ruinen einer großen Festung oder Stadt, die auf der Seite eines kegelförmigen, steil herab ausgehauenen Berges gebauet ist.

Die bewaffneten Mameluken, die uns zur Bedekkung dienten, hatten Befehl, uns nicht über den Fluß setzen zu lassen, weil der Bei außerhalb den Gränzen seines Lagers nicht für unsere Sicherheit stehen konnte. Es war uns also nicht möglich, diese Ruinen in der Nähe zu betrachten. Die Pfeiler und Bögen, die wir unterscheiden konnten, zeigten ihrer Bauart nach an, daß sie Sarazenischen Ursprungs waren. Wahrscheinlich waren es die Ueberreste einer Stadt, welche diese Nation auf den Trümmern des alten Izijzi erbaut hatte, und der Name Klitzi, den dieser Ort heut zu Tage führt, hat einige Aehnlichkeit mit seinem ehemaligen. Es läßt sich mit einigem Grunde vermuthen daß, hätten wir auch südlich bis Ibrim vordringen können, die Ufer des Nils auf diesem Wege uns wenige interessante

Gegenstände dargeboten hätten. Dieselbe Lage der Dinge, die schon zur Zeit Strabo's die Wichtigkeit von diesem Theile Aethiopiens verminderte, wirkt gegenwärtig noch schädlicher. Die Armuth Aegyptens hat zugenommen, und folglich verlangt es weniger Arbeiter von seinen noch ärmeren Nachbarn zu miethen, als sonst. Von dem schmalen Rande von urbarem Lande, das an das westliche Ufer des Flusses gränzt, wird alle Jahre ein Theil von dem Sande der Wüste verschlungen. Folglich waren die Troglodyten, die Blemmyes, die Nubier und Megabarier (die nach dem Griechischen Geographen lauter Aethiopier über Syene sind) von jeher wenig zahlreich, dem herumziehenden Leben nomadischer Völker ergeben, und wenig kriegerisch, indem sie nur gegen diejenigen Feindseligkeiten ausüben, die nicht auf ihrer Hut sind, um plündern zu können. Strabo legt denselben Charakter den mehr mittäglichen Aethiopiern der Gegend von Meroë bei, die hier und am Ufer des Nils in geringer Anzahl zerstreut lebten, und keine Art von Nationalverein unter einander anerkannten.

Die ersten Anpflanzer, Eroberer oder Unterweiser von Aegypten waren von Méroé ausgegangen. Das ganze Land zwischen dieser Hauptstadt und den Wasserfällen verdiente nicht ihre Aufmerksamkeit, und würde ihren Bemühungen wenig entsprochen haben. Es scheint nicht, als wenn die Berberis jemals die Wohlthaten eines civilisirten Zustandes, eines religiösen Unterrichts und einer regelmäßigen Regierung genossen haben, außer etwa unter den Ptolemäern und unter den Römischen Kaisern.

(Der Verfasser geht nun zu der ausführlichen Beschreibung der Insel Philaé und der darauf befindlichen merkwürdigen Denkmäler über.)

Die Insel Philaé ist an den benachbarten Orten eben so bekannt unter dem Namen von Anaselwagiud, als unter dem von Giziret el Birbé el Gassir; (die Insel des zertrümmerten Tempels.) Die größte Länge dieser Insel beträgt ungefähr tausend Fuß, und die größte Breite vierhundert.

Die neuesten Französischen Reisenden haben mit Recht bemerkt, daß die Aegyptier, wie es scheint, zu Philaé das Schönste ihrer Baukunst haben versammeln wollen. Hier haben sie vereint mit den Aethiopiern ihre Schätze verschwendet, um den Dienst ihrer gemeinschaftlichen Götter zu verschönern. Hier war auch der Hauptmarktplatz des Handels zwischen Memphis und Méroé. Da man bei den Wasserfällen die Strömungen nicht passiren konnte, so schiffte man zu Philaé und Syene die Waaren ein und aus. So scheint im Aegeischen Meere die Insel Delphos ein merkantilischer und religiöser Vereinigungspunkt zwischen den Griechen und den barbarischen Völkern von Asien gewesen zu seyn. Dieselben Beweggründe veranlassen noch heut zu Tage alle Jahre Pilgrimme und Kaufleute aus Indien und Marokko nach Mekka zu ziehen, das der Mittelpunkt der Mahomedanischen Welt geworden ist. Die Reichthümer und die Heiligkeit von Philaé, Delos und Mekka haben zu verschiedenen Zeiten die Vortheile ihrer Lage und den Eifer der Frommen an den Tag gelegt.

(Der Autor beschreibt hierauf kürzlich einen kleinen Tempel, der zu der sehr geringen Anzahl Aegyptischer Denkmäler gehört, die sich durch Zierlichkeit und Leichtigkeit auszeichnen.)

Der große Tempel von Philaé, von dem alle Reisende mit Bewunderung gesprochen haben, ist seines Rufes nicht unwürdig. Er hat zwei pyramidalförmige Propyläen von colossaler Größe, den einen zwischen dem Dromos und Pronaos und den andern zwischen dem Pronaos und dem Porticus; es ist auch noch ein Propyläus von geringerem Umfange da, der zum Sekos (adytum) oder zum Heiligthum führt.

Diese Propyläen stehen nicht auf Parallellinien; alle, wie auch der Dromos, wenden sich abwärts vom Hauptgebäude des Tempels, und haben eine östliche Richtung ungefähr nach demselben Punkte. Diese Unregelmäßigkeit, die das ganze Gebäude verwickelt macht, rührt wahrscheinlich von der Gestalt der Insel, oder von den Ungleichheiten des Felsens her, der ihr zur Grundlage dient.

Unter allen Denkmälern des alten Aegyptens bietet keines mehr Pracht dar, als der Porticus dieses Tempels. Er besteht aus zwölf Säulen, vier Säulen neben einander und drei tief. Die Capitäler stellen verschiedene Gestalten und Zusammensetzungen von Palmzweigen und Blättern von Dommos und Lotus vor. Diese Verzierungen, so wie die an den Säulen überhaupt, der Plafond und die Mauern sind mit den lebhaftesten Farben gemalt, und haben beinahe noch ihren

ehemaligen Glanz. Man hat alle Ursache zu glauben, daß alle Bildhauerarbeit im Innern eben so gemalt war, aber die salpeterartigen und feuchten Ausdünstungen einer verschlossenen Luft haben davon die Farben ausgelöscht. Man kann sich nichts Prächtigeres denken, als diese Vereinigung der Bildhauerkunst mit der Malerei in Zusammenwirkung mit der herrlichsten Baukunst. An diesen prächtigen Tempeln verschwendeten die Priester des alten Aegyptens ihre unermeßlichen Schätze. Hier lernten die Juden die Dinge im Himmel, auf Erden und in den Wassern unter einander vergleichen, Götter von Gold und Silber anbeten, und sich in der Wüste nach ihnen zurücksehnen. Das Andenken an diesen Gottesdienst, der so geeignet ist, die Sinne zu blenden, war es, was sie bewog, ihre Weiber und Töchter ihres Schmuckes zu berauben, um ein goldenes Kalb daraus zu machen. Ein Aufenthalt von 400 Jahren unter den Aegyptiern hatte auf die Israeliten einen Eindruck gemacht, der unauslöschlich schien.

Die merkwürdigsten Bildhauereien am Plafond dieses Porticus sind folgende: eine menschliche Figur mit einer Mitra auf dem Haupte und einer Schlange in der Hand, stehend vor einer andern Figur, die den Körper eines Vogels, die Füße eines Löwen, und den Kopf eines Hundes hat. Diese ganze Gruppe ist von vielen Sternen umgeben. Hierauf kommen drei verlängerte weibliche Figuren, deren Arme und Füße rechte Winkel mit dem Körper bilden, und in einander gefügt sind; diese Figuren sind ebenfalls mit Gestirnen umgeben. Nachher sieht man zwei Kähne

mit Rudern, und zwei geflügelte Kugeln, einen fliegenden Käfer, der Hände hat, einen grünen Kahn, in welchem ein rother Globus ist, welcher die Gestalt des Osiris vorstellt, in der einen Hand den Scepter, in der andern einen Schild haltend. Zwei fliegende Vögel halten in ihren Klauen Palmzweige, und die Schönheit ihres Gefieders erinnert an die Idee eines Phönix. An vier verschiedenen Orten des Tempels ist ein Mensch abgebildet, der einen andern mit seiner Lanze durchbohrt und ihn entweder mit Füßen tritt oder ihn schlägt, während dieser, die Hände auf den Rücken gebunden, in Gegenwart der Isis und des Osiris, auf den Knieen liegt. Ueberall ist das Opfer von kleinerem Wuchse als der Opfernde, ein Umstand, der sich bei einer Gruppe von Dendera, von der ich noch sprechen werde, nicht wiederfindet. Es wäre daher möglich, daß diese Abbildungen im Tempel zu Philaé keine menschlichen Opfer darstellten, sondern vielmehr etwa die Strafen, welche den Gottlosen in einem andern Leben zugedacht sind.

Der Untergang des Briareus ist hier an mehreren Orten, so wie in andern Tempeln, abgebildet. Zwei menschliche Figuren liegen unter dem vielköpfigen Ungeheuer theils ausgestreckt, theils Arme und Beine im Todeskampf gegen ihn erhebend. Ein Sperber fliegt über dem Ungeheuer, und faßt mit der einen Hand die Haare der Köpfe des Briareus, und hält in der andern eine Sichel, womit er sie abhauen will. Man findet auch hier die Ceremonie dargestellt, wo zwei schwarze Figuren

Kreuze und Scepter des Osiris über eine weiße oder röthliche Figur ausschütten, die zwischen ihnen steht.

Man hat viel Arbeit und Kunst verwendet, die Bildhauereien dieses Tempels zu entstellen. Diese Verwüstungen sind dem Eifer der ersten Christen und großentheils der Politik der Bilderstürmer zuzuschreiben, die, indem sie die Heiden verfolgten, und zugleich ihre Bilder und die der christlichen Secten zerstörten, den erlassenen Befehlen Constantins Folge leisteten, und sich die Gunst seines Hofs erwarben. Dessen ungeachtet haben doch die größten Bildhauerwerke, ob sie gleich mit dem Meißel verstümmelt worden sind, bisweilen ihre erste Gestalt und ihren ursprünglichen Charakter erhalten. Andere sind sorgfältig mit einer dicken Lage von Gyps überzogen worden. Aber alle Versuche, uns diese kostbaren Denkmäler zu entziehen, sind umsonst gewesen. Diejenigen, die noch ganz und unbeschädigt da sind, lassen kaum das, was zerstört worden ist, bedauern, und jeden Tag läßt der herabfallende Gyps neue Schönheiten sehen, sowohl an vollkommen erhaltenen Formen als Farben.

Es ist bekannt, daß Philaé in großer Ehrfurcht stand, weil man glaubte, diese Insel enthalte das Grab des Osiris. Wir hielten uns daher für verbunden, nachzusuchen, ob diese Bildhauereien nicht irgend eine historische oder mythologische Anspielung auf diese Begebenheit darböten. Vielleicht haben die drei folgenden Werke hierauf einigen Bezug.

1) In der innersten Kammer des Heiligthums (Sekos) ist ein kleines, einzeln stehendes Denkmal aus

rothen Granit, ungefähr sechs Fuß hoch und viertehalb breit, mit einem abwärts gehenden Dache, und in dem östlich daran stoßenden Gemache sieht man ein anderes von beinahe ganz gleichen Formen und Verhältnissen. Pococke hielt dafür, das erstere habe zum Käfich für den geheiligten Sperber dienen können, ein Bild, unter welchem Osiris in diesem Tempel verehrt wird. Wirklich sieht man auf der anstoßenden Mauer eine Abbildung dieses Vogels im Großen.

2) An mehreren Orten des Tempels sieht man eine Barke, und bisweilen einen Schlitten oder eine Sänfte abgebildet, die ein Denkmal tragen, das mit Hieroglyphen überdeckt und demjenigen sehr ähnlich ist, wovon ich eben gesprochen habe Da, wo eine Sänfte abgebildet ist, wird sie von vier Männern getragen, wo hingegen eine Barke ist, wird sie durch ein Ruder und ein Seil gelenkt. Gewöhnlich hat die Barke, wie diejenigen, die man auf Bildhauerarbeiten in Elephantine sieht, den Kopf eines Widders am Vorder- und am Hintertheile; bisweilen aber an dem einen den Kopf eines Widders, und an dem andern einen Krokodilkopf. In der Barke selbst sind Figuren, die Schmerz oder Ehrfurcht ausdrücken.

3) In einem der obern Gemächer des Sekos enthält die Mauer sechs Abtheilungen. In der ersten ist eine Figur, im Todeskampfe, die zwei Frauen mit ausgestreckten Armen neben sich hat, die eine zu den Füßen, und die andere zum Haupte. In der zweiten umwickeln zwei Frauen dieselbe Figur des nun Verstorbenen mit Binden, um eine Mumie daraus zu machen. Hierauf tragen vier Männer den Leichnam auf einer Trage fort. In der

vierten Abtheilung streckt ein Priester den Leichnam aus. In der fünften liegt er in einem Sarge. In der sechsten ist er noch liegend abgebildet mit einem Hundskopf und einer Mitra; zum Kopfe und zu den Füßen sind zwei Figuren, auch mit Hundsköpfen, in der Stellung der Anbetung. An der entgegengesetzten Mauer desselben Gemaches ist die Mumie in einem Denkmal aufgestellt, das dem in dem untern Gemache ähnlich ist, und man trägt es in eine Barke. Es läßt sich nun die Frage aufwerfen, ob diese Bildhauereien nicht den geheimnißvollen Tod des Osiris vorstellen, die Ceremonie seinen Körper einzubalsamiren, ihn an das, der Insel Philaé gegenüber liegende Ufer zu tragen, ihn von dort zu Wasser in die Insel selbst zu bringen, um da begraben zu werden, daselbst endlich seine Mumie im Heiligthume (Adytum) zu verwahren, und sie in dem dortigen Monumente von Granit zu verschließen. Es ist merkwürdig, daß in diesem Tempel die Bildhauereien häufig zwei Personen vorstellen, die beide durch gleiche Kennzeichen und Sinnbilder des Osiris bezeichnet sind, und zwei andere, welche die der Isis an sich tragen. Aber in beiden Fällen ist immer eine dieser Personen älter als die andere, und scheint die höhere Gottheit zu seyn. Soll dies einen Sohn bezeichnen, der seinem Vater in der Herrschaft nachgefolgt ist, oder daß Aegypten seine religiösen Mysterien von Aethiopien aus erhalten hat, und daß der ägyptische Osiris dem Aethiopischen untergeordnet ist? Dies ist unmöglich zu entscheiden. Aber es ist erlaubt zu bemerken, daß man auf dieser Insel die Vermischung zweier Rassen bemerkt,

und sie sehr leicht von einander unterscheiden kann. Nicht selten findet man in gewissen Dörfern Familien, deren Farbe von der aller Andern durchaus verschieden ist; einige haben die Schwärze des Erdpechs, andere sind nur von der Sonne gebräunt, so daß beide Rassen sehr verschiedene Kennzeichen an sich tragen. Dasselbe bemerkt man an den Hieroglyphen, wo sich ein auffallender Unterschied zwischen den schwarzen und weißen findet, und wo die ersteren sehr oft den anderen die Symbole der Göttlichkeit und der Herrschaft übertragen.

An verschiedenen Orten dieses Tempels sieht man Griechische Inschriften eingegraben, so wie auch einige Lateinische, und mehrere in Syrischer, Armenischer und Cophtischer Sprache. (Der Verfasser führt diejenigen Griechischen an, die am wenigsten beschädigt sind.)

Es giebt auch mehrere Inschriften in Buchstaben von späterem Datum, über denen ein Griechisches Kreuz steht, und in allen diesen findet man auf Griechisch angemerkt: unter dem Bischof Theodor. Die Mauern bieten verschiedene andere Beweise dar, daß, zu den Zeiten der ersten Niederlassung des Christenthums, dieser Tempel würdig zu seyn schien, dem Dienste des wahren Gottes geweiht zu werden, und daß die Bilder der heidnischen Gottheiten oft mit elenden Krusten von Gyps überzogen wurden, die bestimmt waren, die Jungfrau Maria und verschiedene Heilige des Römischen Kalenders darzustellen.

Auf unserer Rückreise nach Es-Souan verweilten wir einige Zeit, um eine sonderbare Abbildung zu untersuchen, die sich auf einem einzeln stehenden Granitblocke befand. Es stellte einen Mann vor, der den Arm aufgehoben hat, um einen Andern, der zu seinen Füßen liegt und um Gnade fleht, mit einer Keule oder einem Säbel zu erschlagen. Beide Gestalten sind charakteristisch von einer Meisterhand dargestellt, ob es gleich nur eine leichte Skizze auf dem Felsen gehauen ist. Man findet darin das Lebendige und die Kraft, die man in den schönsten Werken des Alterthums bewundert. Dieses Werk ist ganz in dem Styl der kühnsten Umrisse, die wir auf Etruschen Vasen zuweilen finden. In einiger Entfernung ist eine weibliche Figur auf den Knieen mit ausgestreckten Armen, und fleht den mit aufgehobenem Arme an, sein Opfer zu verschonen; in allen ihren Zügen ist Angst und Verzweiflung ausgedrückt. Diese Gruppe ist überaus schön, und stellt vielleicht einen bekannten Zug aus der alten Geschichte Aegyptens dar.

Diese Abbildung und andere ähnliche, die man in großer Anzahl in der Gegend von Syéne findet, reichen hin, um die Aegyptischen Künstler von dem Vorwurfe frei zu sprechen, als wenn ihre Manier zu arbeiten schwerfällig sey, und es ihnen an Genie fehle. So oft es ihnen erlaubt war, den Zwang abzuschütteln, den die Priester ihnen auferlegten, und von den Formen und Verhältnissen abzuweichen, die ihre Mythologie ihnen vorschrieb, so verstanden sie sehr wohl die Anmuth der Behandlung, kannten die Kennzeichen des wahren Schönen,

und konnten sich bis zu den erhabensten Ideen erheben.

Der Insel Philaé gegen über, am östlichen Ufer finden sich viele Gräber von Mumien in einer Reihe, viele davon waren nicht eingesargt, sondern lagen bloß auf dem Rücken. Die Gräber waren von verschiedener Tiefe, einige nur von zwei Fuß, und gerade nur so groß, um den Mann oder das Kind, das darin lag, fassen zu können. In den größern und tiefern Gräbern lagen die Körper in horizontalen Schichten von zwei, drei, vier oder fünf Mumien. In einem dieser Gräber sahen wir die Mumie eines Kindes in den Armen der Mumie einer Frau. Die Ungeschicklichkeit der Araber, die diese Gräber für uns aufgruben, war Schuld, daß wir keine einzige Mumie ganz erhalten konnten; auch zerbrechen sie sie mit Fleiß, in der Hoffnung einige Stükken Geld darin zu finden. Das baumwollene Zeuch, womit die Mumien umwickelt sind, und das manche davon nach unserer eigenen Zählung sechsundvierzigfach über einander trugen, glich vollkommen dem Zeuche, das die gegenwärtigen Einwohner des Landes noch tragen, und das in Nubien verfertigt wird, wo man es unter dem Namen Zabouk kennt. In Es Souan nennt man es Gibbé. An einigen dieser Mumien sind die Haare, das Fleisch und die Nägel vollkommen erhalten, obgleich man nur sehr wenig Bergharz, oder Erdpech dazu verwendet hat. Die Schädel, die wir in diesen Gräbern fanden, sind sehr schmal, wie die der Nubier, die dieses Land bewohnen.

Nach der sinnreichen Hypothese des Professor Blumenbach ist dies der entscheidende Charakter der Nubischen und Aegyptischen Gesichtsbildung. Vielleicht war der Ort, wo wir diese Mumien fanden, der Begräbnißort der Einwohner von Philae, so wie Rheneá es von der Insel Delos ist. In beiden Inseln hat wahrscheinlich ein Gebrauch, der von dem engen Umfang des Bodens herkam, nach und nach einen religiösen Charakter angenommen.

Die Einwohner der um Philae herumliegenden Orte, fahren von einer Insel zur andern auf dem Stamme eines Palmbaums oder Dommos, auf welchem sie reitlings, oder mit über einander geschlagenen Beinen sitzen. So sitzend, und ihre Kleider über den Kopf geschlagen, fahren sie sehr schnell, indem sie die Hände als Ruder gebrauchen. Um Gepäck überzusetzen, bedienen sie sich der Flößen, die von demselben Holze gemacht sind.

(Indem der Verfasser von den, zwischen Es Souan und Theben gefundenen Alterthümern Rechenschaft giebt, führt er eine Griechische Inschrift an, die man auf der Cornische über der Thüre, die zu einem der heiligen Gemächer eines Tempels von Ombos führt, lies't. Diese Inschrift ist mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, und hat nur eine kleine Lücke, die sich leicht ergänzen läßt. Wir geben hier die Uebersetzung davon, und führen dann die Bemerkungen an, die unsere gelehrte Reisende darüber anstellen.

„Unter der Regierung des Königs Ptolemäus und der Königin Cleopatra beide Philometors, und

ihrer Kinder, hat die Infanterie und die Reuterei und anderes Militär des nomos ombitos zum Zeichen der Dankbarkeit, diesen Sekos dem Apollo Aroéré, großen Gott, und andern Göttern des Tempels. — —"

Diese interessante Inschrift, die ihr erhaltener Zustand an sich denkwürdig und zur Erleichterung des Verständnisses mehrerer andern Inschriften nützlich macht, ist eine von denen, die zuerst unter uns den Gedanken erweckten, es möchten wohl mehrere Aegyptische Tempel von den Ptolemäern erbaut worden seyn. Diese Könige begünstigten die Künste durch ihre Freigebigkeit, sie hatten über ein reiches und mächtiges Reich zu gebieten, und einer von ihnen machte es sich zur Pflicht am Ende eines glänzenden Feldzugs eine Menge von Statüen von Göttern und Göttinnen, welche die siegreichen Perser aus den Aegyptischen Tempeln geraubt hatten, aus Syrien nach Aegypten zurück zu bringen. Auch ist es bekannt, daß diese Fürsten sich lange Zeit der Religion ihrer Unterthanen sehr zugethan zeigten. Zwar läßt sich nicht zweifeln, daß mehrere dieser Denkmäler von einer weit früheren Zeit herrühren, als die Eroberungen Alexanders. Der Himmel selbst bezeugt ihr Alterthum, und der Sonnenlauf, der in ihnen aufgezeichnet ist, beweis't, daß ihre Erbauer wissenschaftliche Einsichten mit Kunstfertigkeit verbanden. Aber auf der andern Seite hieß es gegen alle Wahrscheinlichkeit und gegen das bestimmte Zeugniß der Geschichte verstoßen, wenn man annehmen wollte, die Baukunst, die edelste der Künste, sey gänzlich vernachlässigt worden zu

einer Zeit, wo Aegypten eine Menge von Griechen gastfrei aufnahm, die in ihrem Lande an den Anblick der größten Meisterwerke gewöhnt waren, und wo die Zunahme an Wohlstand, Bevölkerung und Landeigenthum alle Unternehmungen erleichterten.

Gegen den nordwestlichen Winkel der Mauer, neben einem Abhange, der nach dem Flusse zugeht, steht ein kleiner Tempel der Isis. Die Kapitäler in diesem Gebäude sind von viereckter Form, und auf jeder der vier Seiten ist das Gesicht der Göttin von vorn abgebildet. Die Bildhauerarbeit ist sehr reichlich an den Mauern angebracht, und hat noch immer, nach mehr als 2000 Jahren, allen Glanz ihrer ersten Farbe.

Die Göttin, der dieser Tempel gewidmet ist, findet man an der scheinbarsten Stelle der innern Mauer auf einem Throne abgebildet, der auf einem Lotosblatte ruht. Priester, auch mit Lotos gekrönt, reichen ihr verschiedene Gaben dar. Die Cornische des großen Tempels hatte, als sie ganz war, eine Höhe von 49 Fuß über dem Boden, die Säulen waren dreißig Fuß hoch, und hatten nach unten zu zwanzig Fuß im Umfange. Dies sind die gewöhnlichen Verhältnisse an Aegyptischen Gebäuden, in welchen die Höhe der Säulen in der Regel acht bis neun halbe Durchmesser hält. Die Fassade des Porticus, ist 83 Fuß lang, und die Tiefe des ganzen Gebäudes hält 120 Fuß. Einige Hieroglyphen dieses interessanten Denkmals dienen zur Erklärung der Gottheiten, welche man in diesen Mauern verehrte, nämlich, das Crocodil und die Sonne, oder

genauer zu sprechen, die Sonne unter dem geheimnißvollen Sinnbild des Crocodils und des Käfers. Dieser letztere mit einer Kugel oder einem Zirkel, den er zwischen seinen Füßen hält, findet sich an den scheinbarsten Orten des Gebäudes oft abgebildet. Das Crocodil ist gewöhnlich auf einem Altar oder einer Tafel liegend, abgebildet, und von Anbetenden umringt, die ihm Gelübde und Gaben darbringen. Osiris hat übrigens oft einen Crocodilskopf.

Indeß sahen wir nie dies Thier mit Zierathen behängt, mit goldenen Halsbändern oder künstlich gearbeiteten Steinen, noch mit Armbändern an den Vorderfüßen, wie Herodot es beschreibt. Es ist bekannt, daß die alten Ombiten sich vor den andern Aegyptiern durch die Ehrfurcht auszeichneten, die sie für das Crocodil hegten. Es ist vielleicht unnütz, nach der Ursache einer Verehrung zu forschen, die so weit entfernt ist von der Empfindung, die dieses häßliche Thier gewöhnlich erzeugt; da aber Aegypten so lange Zeit ein Tummelplatz für Hypothesen und Vermuthungen aller Art gewesen ist, so mag auch hier eine stehen, die auf einigen Localumständen beruht, und diese Thatsache begreiflicher machen kann. Das Land um Ombos herum, von beiden Seiten des Nils, ist niedrig und sumpfig; der Fluß theilt sich daselbst in zwei weit entlegene Arme, welche die Insel Monsonrié einschließen, und wovon Jeder außerdem eine Anzahl niedriger Inseln hat, die zum Theil angebauet sind, zum Theil nur nackten Sand enthalten. Dies ist gerade, was die Crocodile lieben, sie bleiben

nicht gern lange im Wasser, sondern liegen gern an der Sonne ausgestreckt auf dem Sande, und sind übrigens furchtsamer Art. Die Felsen von Hadjar Silcily, die unterhalb, und die Wasserfälle, die oberhalb sind, tragen auch dazu bei, sie an diesen Ort hinzuziehen. Die Ombiten, die diese Thiere sich sehr schnell vermehren sahen, und es für unmöglich hielten, sie auszurotten, konnten es daher für rathsam halten, sie durch Sanftmuth zu gewinnen, und von der Verfolgung der Menschen dadurch abzubringen, daß sie ihnen beständig auf den wüsten Inseln und in den benachbarten Morästen Nahrung hinlegten. Man sagt übrigens, daß sie Niemand angriffen, wenn der Hunger sie nicht plage, und sie nicht gereizt würden. Um sie nun vor den Angriffen des Volks sicher zu stellen, kamen die Priester vermuthlich auf den Einfall, sie für Wesen höherer Art auszugeben, die würdig wären, verehrt zu werden, oder gegen die man wenigstens sich dafür dankbar erweisen müsse, daß sie ihre gewaltige Stärke nicht mißbrauchten.

Es könnte auch seyn, daß die Aegyptier das Crocodil als ein Sinnbild des Urhebers alles Uebels angesehen hätten. Wie dem auch sey, so ist es wahr, daß sie ihm, nachdem sie es bei seinem Leben angebetet, noch die letzte Ehre dadurch erwiesen, daß sie ihre Körper einbalsamirten, und diese Mumien in besonders dazu bestimmten Katakomben verwahrten. Eine dieser Katakomben sieht man ungefähr eine Meile von Ombos. Der Eingang dazu ist sehr niedrig, und befindet sich an der Seite einer erhöhten Sandbank, die das Ufer

des Flusses einschließt. Die Eingebornen, welche uns auf diese Katakombe aufmerksam machten, sagten, daß sie weit unter der Erde fortgienge, und brachten uns daraus Schädel, Kinnbacken, Wirbelbeine, und Schwänze von Crocodilen, woran man noch das Erdharz sah, das sie erhalten sollte, und die baumwollenen Zeuche, womit man sie eingewickelt hatte.

Unmittelbar unter dem kleinen Tempel der Isis, und nahe an der Oberfläche des Wassers, bemerkten wir, auf der Seite des Hügels, zwei unterirdische, lange und schmale Galerien, ungefähr viertehalb Fuß breit, und zehn Fuß hoch, die im gemeinen Styl und stark gemauert waren. Es schien, als wenn sie bis zum großen Tempel sich erstreckten. Vielleicht dienten sie den Priestern zu verborgenen Gängen bei ihren geheimnißvollen Ceremonien; vielleicht (und dies ist wahrscheinlicher) waren diese Galerien dazu bestimmt, die Crocodile bis in das Heiligthum (Adytum) des Tempels zu transportiren. Herodot scheint von unterirdischen Gängen solcher Art bei Gelegenheit derer des Labyrinths zu sprechen, und führt an, sie dienten zu Grabmälern für Crocodile und für die königlichen Stifter dieses Gebäudes.

Das Merkwürdigste, was man in Hadjar Silsili sehen kann, ist der Platz, woher man die Materialien zu den meisten ägyptischen Tempeln genommen hat. Es sind ungeheuere Aushöhlungen. Die erste, die wir besuchten, liegt am linken Ufer des Flusses. Sie ist

250 Fuß lang, dreißig tief, und eben so viel Fuß hoch. Neben diesem Steinbruche erblickt man einen kleinen, im Felsen ausgehöhlten Tempel, vermuthlich zum Gebrauche der Arbeiter. Wir setzten hierauf über den Fluß, um uns auf das östliche Ufer zu begeben, wo wir merkwürdigere Dinge sahen. Man gelangt zum ersten Steinbruche, den wir von dieser Seite des Flusses bestiegen, durch einen, in den Felsen gehauenen Weg, der 134 Fuß lang und 13 breit ist, und eine verticale Höhe von 81 Fuß hat. Er ist von allen Seiten bis in die Höhe von achtzig bis hundert Fuß unzugangbar, außer von Süden, wo ein unmerklich sich erhebender Aufgang bis zum Gipfel des Hügels führt. An den Winkeln des Wegs und an der entgegengesetzten Mauer sind Löcher, die offenbar angebracht sind für die Seile, die bestimmt waren, die Steinblöcke über den, sich abwärts senkenden, Weg hinab bis an den Fluß gleiten zu lassen. Hierauf besuchten wir einen andern Steinbruch, der von dem eben beschriebenen nordwärts liegt.

Der Weg, der dahin führt, geht mehr in einer Krümmung hinauf, und ist 20 Fuß breit, und 320 lang. Der Umfang dieses Steinbruchs bildet ein unregelmäßiges, langes Viereck, das 550 Fuß lang und 260 breit, und eben so hoch als die erste Aushöhlung ist. Ein dritter Steinbruch hat keinen regelmäßigen Eingang, wie die beiden ersten; er führte uns zu einem vierten, aus welchem wir herauskamen, indem wir eine der Mauern erkletterten, und wir fanden daselbst in den Felsen gehauen den Entwurf eines sehr großen

Sphynx in Sandstein, der in Ansehung der Form und der Verzierungen dem Sphynx ähnlich war, den man bei den Pyramiden sieht, und der siebzehn Fuß lang, sieben hoch und fünf breit ist. Am Eingange eines fünften Steinbruchs sieht man Entwürfe von zwei Sphynxen von colossalischer Größe, gleich denen, die am Eingange des Tempels von Theben stehen. Ganz nahe bei einem dieser Entwürfe, sahen wir mit Erstaunen einen ungeheuern Steinblock, an Umfang gleich einem Würfel von achtzehn Fuß jede Seite, gestützt auf eine kleine Säule von drei Fuß im Durchmesser, von einer weißen und weichen Erde. Es scheint, als wenn die Aegyptier ihre Eitelkeit darein gesetzt hätten, so ungeheuere Massen in einer seltsamen Lage aufzustellen, um die Bewunderung der Nachwelt zu erregen, wenn sie beinahe auf jedem Schritte und unter allen Formen Denkmäler von einer kühnen Ausführung erblickt, die den Gebrauch sehr großer mechanischer Kräfte voraussetzen. Noch jetzt sieht man hier mehrere ausgehauene Blöcke, die halb geendigte Reihen von Hieroglyphen enthalten, oder unvollendete Verzierungen der Architektur, und bestimmt waren zu Gesimsen, Cornischen, kleinen Propyläen u. s. w. Was man hier von unausgeführten, einzelnen Arbeiten sieht, erregt große Zweifel gegen die allgemein angenommene Behauptung, daß die Aegyptier zuerst ihre Gebäude in großen, unbearbeiteten Massen aufführten, und dann erst an dem Gemäuer selbst die verschiedenen Verzierungen der Sculptur ausarbeiteten, womit das Gebäude verschönert werden sollte.

In einiger Entfernung von den Steinbrüchen fanden wir eine ungeheuere Höhle, deren Dunkelheit und weiter Umfang mehr Eindruk auf uns machten, als Alles was wir eben gesehen hatten. Die Fassade der Höhle ist unregelmäßig, und das Dach, das sie deckt, ist eine ziemliche Strecke hindurch schwebend ohne Halt aufgestellt, dann aber ruht es auf viereckten Pilastern von zwölf Fuß im Durchmesser und zwanzig Fuß Höhe. Die erste Kammer dieser Höhle ist 300 Fuß lang und 100 breit, sie stößt an eine andere Kammer ungefähr von gleichem Umfang, und ein wenig weiter nach Nordost sind noch drei andere Kammern. An dieser Stelle hört der Berg plötzlich auf und verliert sich in eine weite, offene Ebene, die durch den Fluß, und östlich durch eine Kette von Hügeln begränzt ist. Da wir uns wieder an das Ufer des Flusses zurück begaben, kamen wir an mehreren Gräbern von Mumien vorbei, die mit Sand verschlossen waren, auch bemerkten wir Grundmauern eines Aegyptischen Tempels, was auf eine ehemalige Stadt hindeutet, deren Name aber nicht leicht anzugeben wäre. Plinius ist der einzige alte Autor, der eines Nomos zwischen denen von Ambos und Apollinopolis gedenkt. Er nennt diesen Nomos Phatnites, und es wäre möglich, daß die Stadt, von der wir Spuren bemerkten, der Hauptort davon gewesen ist.

Außer der Größe dieser eben beschriebenen Steinbrüche sind sie noch merkwürdig durch die an den Mauern angebrachte Abbildung der verschiedenen Instrumente, womit man die Steine herausbrach, und durch

die mit Griechischen sowohl, als Aegyptischen Buchstaben geschriebenen Inschriften. Genaue Zeichnungen dieser Instrumente, mit historischen Bemerkungen begleitet, würden vielleicht einiges Licht auf die Mittel werfen, welche die Aegyptier anwendeten, um die Steinblöcke vom Felsen zu sondern, und sie bis an den Fluß zu schaffen, sie künstlich zu bearbeiten, Figuren hinein zu graben, und sie endlich an dem Platze zu befestigen, den sie in einem Tempel oder einer Pyramide einnehmen sollten. Die Inschriften haben insoweit Interesse, daß sie uns den Antheil beweisen, den Griechische Arbeiter an diesen Werken genommen haben, weil wir daraus die Menge und Wichtigkeit der Denkmäler abnehmen können, welche wir den Nachfolgern Alexanders zu danken haben. Die meisten dieser Inschriften enthalten nur die Namen einzelner Individuen und einen Ausdruck des Gehorsams und der Ehrfurcht für ihren Monarchen. *) Der Felsen, in dem diese Steinbrüche ausgehöhlt worden sind, ist sehr gleichförmig, compact, von einem gekörnten Sandsteine, der einige Reste von versteinertem Holze enthält. Er ist außerordentlich hart, da er einem trocknen Klima und einer heißen Sonne ausgesetzt ist, aber der Regen erweicht ihn sehr schnell, und im Zustand der Feuchtigkeit ist er leicht zu beschädigen, wenn er etwas hart angefaßt wird. Das Aeussere der von diesem Steine erbaueten Tempel behält eine sehr helle und frische Sandfarbe, aber die Mauern der innern Gemächer sind schwärzlich von den Dünsten der eingeschlossenen Luft und durch die Einwirkung des

*) Proskunema Ptolomaiou.

Salpeters, mit dem diese Luft geschwängert ist. *) In diesen Gemächern löſ't sich die Oberfläche des Steins leicht in dünnen Blättern oder kleinen Brocken ab.

Elcithias.

Wir näherten uns den Ruinen dieser Stadt mit dem Interesse, das die Erzählung der seltsamsten Erscheinungen erregt. Die kurze Beschreibung der Alterthümer von Eleithias, die in der Décade Aegyptienne herausgekommen ist, versprach uns ein weites Feld zu Untersuchungen, und einen reichen Wechsel der Gegenstände, von den erhabenen Tempeln an bis zu den häuslichen Beschäftigungen der Urheber aller dieser Wunderwerke.

Die Mauern der ehemaligen Stadt fangen einige Metren vom rechten Ufer des Flusses an, und schließen ungefähr in der Form eines rectangulum einen Raum ein von etwa 1800 Fuß Länge und 1600 Fuß Breite. In dem Verhältnisse, wie die Bevölkerung abgenommen hat, zog sie sich in einen engern Umkreis zurück, und der übrige Platz wurde zum Anbau verwendet, mit Ausnahme der Plätze, wo Tempel und andere Gebäude oder öffentliche Denkmäler standen, deren Ruinen nicht beträchtlich sind.

*) Dieses Anschießen des Salpeters nennt Herodot almé epanthéousa, und sagt, daß zu seiner Zeit die Pyramiden sichtbare Spuren davon trügen. Er führt diese Erscheinung nebst andern als einen Beweis an, daß ganz Aegypten einst vom Meer bedeckt war. Herodot. Lib. II. 12.

Ungefähr zwölfhundert Fuß süd-südwestlich von der Stadt sind die Gräber der ehemaligen Einwohner. Sie sind in einem abgesonderten und sehr steilen Hügel ausgehöhlt worden, und von demselben Sandsteine, wie die übrigen. Die größten dieser Grabmäler, haben nebenan Grotten, gleichsam als Vorzimmer, deren Wände mit Malereien bedeckt sind, die keinen andern Schaden erlitten haben, als der ihnen von übelgesinnten, muthwilligen Menschen aus der Nachbarschaft zugefügt worden ist. Diese Gemäide sind bisweilen auf der Fläche der bloßen Wand abgebildet, andere aber (und dieß sind die schätzbbarsten) sind dazu bestimmt, die verschiedenen Bildhauerarbeiten, die in Bas-Relief gearbeitet sind, zu heben. In der ersten und größten dieser Grotten, die wir besuchten, sahen wir mit besonderem Vergnügen die vorzüglichsten häuslichen Beschäftigungen der alten Aegyptier, auf diese Weise an dem Gemäuer abgebildet. An dem einen Ende, dem Eingange gegenüber, waren drei sitzende Figuren, ein Mann zwischen zwei Weibern, wovon jede einen Arm um seinen Hals geschlungen hatte. Dies mochte wohl die Abbildung eines begüterten Mannes seyen, dessen Erben sein Andenken durch dies Gemälde seines Wohlstandes und bequemen Lebens zu ehren glaubten. Da aber die Aegyptier das letzte Ziel dieses irdischen Lebens nie aus den Augen verloren, so ist auch hier die letzte Scene ein Leichenbegängniß.

Eine der Wände enthält die Abbildung eines Festes, wobei der Herr und die Frau vom Hause den

Vorsitz haben, und beide auf demselben reich verzierten Sitze ruhen. Ihr Lieblingsaffe ist zu ihren Füßen, und schmauset an einem Korbe voll Weintrauben. *) Ein Diener, der eine Leopardenhaut als Livrée trägt, scheint beschäftigt zu seyn, die Gäste hereinzuführen, die nach dem Geschlechte abgesondert von einander sitzen, und Alle Lotos in der Hand haben. Einigen dieser Gäste reichen die Diener Gefäße und Schüsseln, nach der noch jetzt in mehreren Ländern des Orients üblichen Sitte. Man weiß übrigens aus dem Athenäus, daß die Aegyptier diesen Gebrauch bei gewissen Gelegenheiten hatten. Der Lotos soll vielleicht anzeigen, daß sie versammelt sind, eine Mahlzeit zu halten, (da der Lotos bei den Aegyptiern ein gewöhnliches Nahrungsmittel war) wahrscheinlicher aber wird hier die alte, noch jetzt bei den Morgenländern übliche, Sitte vorgestellt, jedem Gaste vor der Mahlzeit einen Blumenstrauß zu überreichen. In Aegypten mußte der Lotos allgemein beliebt seyn, denn auf dem Gemälde, wovon wir reden, hat jede Frau ihren Kopf mit einem Lotosstängel umkränzt. Die alten Griechen gaben bei solchen Gelegenheiten ihren Gästen einen Myrtenzweig. Ihre Nachkommen haben diesen Gebrauch beibehalten, setzten aber im Sommer an die Stelle der Myrte jede andere Blume ohne Unterschied. Auf unserm Gemälde sieht man hinter den Gästen gedeckte Tische mit allen Sorten von Fleisch; einige Diener zerlegen ganze Schöpse, andere tragen Schüsseln. Das Gastmal wird durch

*) Die Aegyptier gaben, nach Herodot, gern Thieren Zutritt zu ihren Mahlzeiten.

Musik und Tanz erheitert; ein Weib spielt die Harfe, eine andere die Doppelflöte, drei andere führen einen Tanz auf, nach Art der Tänzerinnen von Cairo, die unter dem Namen Almés bekannt sind; eine kleine Figur tanzt allein, und hält in jeder Hand einen Degen. Im Hintergrunde des Gemäldes sind sechs andere weibliche Figuren, die sich den Gästen nähern, und wovon jede ein Sistrum (eine Art von Klapper) in der rechten Hand hält. Es ist schwer zu sagen, ob dies Sterbliche seyn sollen, die kommen, um die Freude des Festes zu vermehren, oder Wesen der Einbildung, die den Beschauer des Gemäldes errinnern sollen, diese Fröhlichkeit sey nicht der Zweck des menschlichen Lebens. Man kann selbst aus dem Gebrauche dieses Instrumentes, das der Göttin der Rache gewöhnlich zugegeben war, muthmaßen, daß hier ein Nemesisches Fest gehalten wird, das die Alten zu Ehren der Nemesis feierten, von der man glaubte, sie beschütze den Leichnam und das Andenken des Verstorbenen, vor jeder Schmach.

Auf einem andern Gemälde sieht man den Herrn begleitet von seinen Dienern, von denen Einige seinen Sessel, seinen Wasserkrug und seine Fußdecke tragen, wie er zu Fuß ausgeht, um nach seinen Arbeitern zu sehen. Hier hat der Künstler in einer Reihe von Abbildungen die Art gezeigt, wie man mit der Hacke und mit dem Pfluge arbeitete, wie man säete, das Getraide ärndtete, und die übrigen ländlichen Arbeiten verrichtete. Andere Abtheilungen stellen den Meierhof vor, mit allen Arten von Vieh. Hierauf kommt die Weinlese, und die Art den Wein zu machen,

dann wird gezeigt, wie man Fische und Wasservögel fängt und einsalzt. Dem Herrn und seinen Freunden werden Früchte überreicht. Alles endigt sich mit Gaben, die den Göttern dargebracht werden. Costaz hat dieses merkwürdige Gemälde schon beschrieben in dem dritten Band der Décade Egyptienne, ich berühre also nur diejenigen Gegenstände, die er übergangen hat, oder worüber er im Irrthum war.

In Aegypten fehlte es keineswegs an Händen, um die Feldarbeit zu besorgen, auch erblicken wir in diesen Gemälden die Menschen auf alle erdenkliche Weise beschäftigt, die Erde zu bearbeiten. Einige sieht man an einem Pflug angespannt, Andere gehen vor ihnen mit der Hacke her. Dieses Instrument, so plump und schwierig es zu handhaben war, erhält für uns ein besonderes Interesse durch seine vollkommene Aehnlichkeit mit der Figur, die nach Kircher, den guten Genius vorstellte. Dies ist ein Symbol, das in der hieroglypischen Schrift häufig vorkommt. Die am Pflug angespannten und dem Joch unterworfenen Männer ziehen ihn mit den Händen, die sie über die Schulter zurückwerfen. Die Ochsen ziehen mit den Hörnern, an welche ein Querholz befestigt ist. Von diesem hängt ein Strick herab, der mit dem vordern Theil des Pfluges verbunden ist. Da sogleich nach der Arbeit des Pfluges und der Hacke die Frucht gesäet, und dann die Erde mit der Walze geebnet wird, so hat man Ursache zu glauben, daß man damals die Felder nur einmal bestellte, wie dies noch heut zu Tage in mehreren Theilen Aegyptens

geschieht. Herodot sagt zwar, es sey in diesem Lande gar nicht nothwendig, die Felder zu bearbeiten, ehe man sie besäet; aber dieser Geschichtschreiber scheint hierbei das Land zwischen dem See Möris und der Küste besonders vor Augen gehabt zu haben. Costaz hat bemerkt, es sey auf diesem Gemälde eine Feldarbeit ausgelassen worden, nämlich das Wässern der Ländereien; eine Arbeit, die gegenwärtig einen beträchtlichen Theil des Aegyptischen Feldbaues ausmacht. Er nimmt daher an, daß es daselbst einen Zeitpunkt gegeben haben müsse, wo, durch eine geschickte Einrichtung der Canäle und Vertheilung des Wassers, der Bearbeiter des Feldes dieser mühsamen Arbeit überhoben war. Aber in Unterägypten, wo der Boden so flach ist, und wo daher die Ueberschwemmungen häufiger sind, scheint die Gewohnheit des Wässerns schon zur Zeit des Moses etwas Altes gewesen zu seyn; denn dieser sagt zu den Israeliten: „Denn das Land, da Du hinkommst, es einzunehmen, ist nicht wie Aegyptenland, davon Ihr ausgezogen seyd, da Du Deinen Samen säen, und selbst ..änken mußtest, wie einen Kohlgarten."

Dieser Ausdruck bezieht sich ebensowohl auf die Arbeit, mit welcher man das Rad, wodurch das Wasser gehoben wird, mit Händen und Füßen dreht, als auf die Arbeit, wodurch man das Wasser in die Felder vertheilt, vermittelst kleiner Canäle, die sie durchschneiden und in regelmäßige Vierecke theilen; denn die Röhren, welche diese Canäle bilden, werden, wenn die Jahreszeit es erfordert, mit dem Fuße hin und her geleitet.

In der Abbildung der Aerndte suchte ich vergebens nach der des Doura, der die gewöhnliche Nahrung des heutigen Aegypten ist, und der sich so außerordentlich vervielfältigt, daß er allein hinreicht, die seltsamsten Erzählungen von der Fruchtbarkeit Aegyptens zu erklären. Ich habe oft dreihundert bis tausend Körner in einer einzigen Doura-Aehre gezählt, und jeder Halm trägt gewöhnlich vier oder fünf Aehren voll Körner, die zur Nahrung dienen. Ich habe in diesen Gemälden nur den Waizen und die Gerste entdecken können, aber diese beiden waren verschieden genug, um mich zu überzeugen, daß Costaz geirrt hatte, als er nur Gerste darauf sah, und daher folgert er mit Unrecht, daß der Waizen zu der Zeit, wo dies Gemälde verfertigt worden, in Aegypten nicht bekannt gewesen sey. Die Männer schneiden die Halme, die jungen Knaben und Mädchen lesen sie auf und thun sie in kleine Körbe, die von den Frauen nach Hause getragen werden. In einem Winkel des Feldes wacht ein Arbeiter über die Wasserkrüge, die den Durst seiner Kameraden löschen sollen. Um das Wasser kühl zu erhalten, fächert er es mit einem großen Dommosblatte. Das Ausstampfen der Frucht geschieht von fünf Ochsen, denen das Maul nicht verbunden ist, ein barmherziger Gebrauch, worauf Moses anspielt, da er die Wohlthätigkeit empfiehlt, der aber unter der Herrschaft des Koran und des Evangeliums mehr vernachlässigt wird, als er es unter den geheimnißvollen Einrichtungen des Hermes war. Das Korn wird hierauf gesichtet, indem es durch hohle Kürbisflaschen auf den Boden fällt. Ein Beamter schreibt den Ertrag der

Aerndte auf, so wie sie in die Kornkammer getragen wird, und ehe man die Kornsäcke oder das schon gebackne Brod auf Nilkähne ladet, sieht man, daß sie erst regelmäßig gewogen werden. Das Gewicht, das in die entgegengesetzte Schaale der Waage gelegt wird, hat die Gestalt eines Hammels *). Dies brachte Costaz auf die irrige Idee, man verkaufe lebendige Thiere nach dem Gewicht, und die in die eine Schaale gelegten Brode wären ringförmige Gewichte.

Auf einer andern Abtheilung des Gemäldes sieht man eine Flachsärndte. Das ganze Verfahren, wie man den Flachs bei der Wurzel ausreißt, ihn in kleinen Bündeln wegträgt, und ihn dann kämmt, ist mit Sachkenntniß dargestellt. Es ist nicht unnütz, zu bemerken, daß die Farbe der Männer immer roth, und die der Weiber gelb ist. Weder die Einen noch die Andern haben in der Physiognomie etwas Aehnliches mit den Negern. Die Arbeiter tragen eine Art von kleiner Mütze, und kurze, knappe Unterhosen. Sie haben wenig oder keine Haare. Diejenigen hingegen, welche die Aufsicht über sie zu haben scheinen, haben starke Seitenhaare, wie die Nubier und Berberis, die über den Wasserfällen wohnen. Alle diese Figuren sind in der Regel vierzehn Zoll hoch **).

*) Es ist eben so natürlich, den Gewichten ursprünglich die Gestalt eines Hammels zu geben, als dessen Figur auf Münzen zu schneiden.

**) Etwas mehr als dreizehn Französische Zoll, oder genauer 355 Millimeter.

In Ansehung der Haus = und andern Thiere, haben wir nur in Betreff einer Heerde Schweine zu bemerken, daß man sie nach einer gewissen Regel von ihrem Führer geordnet sieht. Wahrscheinlich hat der Maler hier den Gebrauch darstellen wollen, von dem Herodot spricht *), nämlich die Schweine zum Eintreten des Bodens zu gebrauchen, um den Saamen tiefer in die Erde zu bringen, oder auch um den Boden nach einer Ueberschwemmung zu brechen, und ihn von den Wasserpflanzen zu befreien. Costaz läßt diese Auslegung nicht zu, und nimmt bloß an, daß diese Art, die Schweine zu führen, in der Gegend von Memphis vermuthlich üblich gewesen sey. Da aber das Schwein bekanntlich den Aegyptiern zum Abscheu war, und man sie nur tödtete zu wenigen Opfern, z. B. bei den Festen des Bacchus und der Luna, so ist nicht wohl zu begreifen, warum der Maler eine Heerde dieser verhaßten Thiere hier angebracht habe, wenn er nicht den Gebrauch, den man von ihnen bei der Feldarbeit machte, hat anzeigen wollen.

Die Zeichnenkunst war in dem alten Aegypten nicht so vervollkommnet, um das verwickelte Detail der Schifffahrt uud des Verfahrens damit genau und verständlich

*) Herodot Lib. II. 14. Der Autor führt die Stelle an, und macht darüber unter andern folgende Bemerkung: „Die Behauptung des Herodot, die Aegyptier hätten den Gebrauch der Pflugschaar nicht gekannt, wird durch die zu Eleithias und an andern Orten gefundenen Abbildungen hinlänglich widerlegt.“

darstellen zu können. Was man hier unvollkommen abgebildet sieht, zeigt uns hinlänglich, daß die Aegyptier große Fahrzeuge hatten, die mit Segel und Ruder fuhren. Eins dieser Fahrzeuge, in Relief gearbeitet und mit am besten erhalten, hat sechszehn Ruder in Thätigkeit. Außerdem hatten sie bequeme und geräumige Kammern oder Cajüten. Um das Manöver ihres einzigen, aber großen Segels zu erleichtern, bedienten sie sich eines über der Cajüte aufgestellten Rades; endlich hatte das Steuerruder die Form eines langen und breiten Ruders. Für kleine Reisen hatten sie kleinere Barken, die mit verschiedenen Farben gemalt waren, wahrscheinlich sind dies die gemalten Kähne, (picti phaseli,) deren Virgil erwähnt, und in welchen, wie er sagt, der Aegyptische Landmann um seinen Meierhof herumfährt. Ueber eine Menge von Streitfragen, in Betreff der Schifffahrt der alten Aegyptier, erhielten wir keine Aufklärung. Doch erkannten wir die Wahrheit der Behauptung Herodots, daß die Ringe und Pflöcke zu dem Manövriren inwendig befestigt sind, und nicht von außen, wie es bei den andern Nationen üblich ist.

Nahe an dieser Abtheilung ist die Weinlese mit vielem Ausdruck der Gestalten und Lebhaftigkeit der Farben abgebildet. Der Weinstock ist mit einigen leichten Pfählen gestützt. Die gesammelten Trauben werden in einer Kelter von vier Männern ausgetreten, die sich bei dieser Arbeit an einem, am Dachbalken befestigten Strick, festhalten. So wie der Saft herausgeht, gießt

man ihn in Krüge, die man auf dazu bestimmte Schränke stellt.

Neben diesem Gemälde ist eine Vögeljagd mitten unter Lotospflanzungen. Der Künstler hat gerade den Augenblick gewählt, wo einer der Männer, der die Vögel beobachten soll, seinen Gefährten das Zeichen giebt, die Netze seyen voll, worauf diese sie schnell zuziehen. Hierauf werden mit diesen wilden Gänsen, denn dies scheinen die abgebildeten Vögel zu seyn, verschiedene Operationen nach einander vorgenommen. Man öffnet sie, reinigt sie, salzt sie ein, und verschließt sie in Töpfe, worin man sie alle nach einer Seite zu aufschichtet. Ebenso verfährt man mit den Fischen, die man in einer andern Abtheilung in einem großen Netze fangen sieht. Im Hintergrunde ist ein Fischer beschäftigt, ein neues Netz zu machen, dessen Ende er an seiner großen Zehe befestigt hat, denn selbst die heutigen Aegyptier gebrauchen diese Zehe bei vielen Arbeiten anstatt eines Instrumentes. Ein Anderer, etwas mehr auf der Seite, spinnt an einem auf der Erde ruhenden Spinnrocken.

Dies sind die verschiedenen ländlichen Beschäftigungen der Diener eines großen Gutsbesitzers, dem dieser Ort zum Grabe diente. Diese Diener waren ohne Zweifel dem Gute zugehörig, (glebae adscripti.) Ich werde bald nachher den Zug des Leichenbegängnisses beschreiben, der diese ganze Scene des Lebens endigt, aber vorher noch einiger Gemälde und Bildhauerarbeiten anderer Art erwähnen, die sich in den andern Grotten befinden.

In einer davon sieht man einen runden Wagen mit zwei Männern, wovon der eine den Führer macht. Das Pferd wird durch einen Peitschenschlag in den schnellsten Galopp gesetzt. Die ganze Gruppe ist mit Geist und Feuer ausgeführt. Ein anderer Wagen, worin eine Person sitzt, sieht aus wie eine Barke, die auf vier Räder gelegt ist. Vielleicht war dies eine übliche Form, die wegen der Leichtigkeit ihrer Bauart es möglich machte, daß man sich ihrer im Nothfall auf dem Wasser und über dem Sande, so wie auf dem festen Lande bedienen konnte. Vor diesem Wagen gehen mehrere Personen her, die Vasen, Fackeln, Bogen und Pfeile tragen. Vielleicht ist es eine Abtheilung des Leichenbegängnisses von demjenigen, der in demselben Grabe als Sterbender abgebildet wird, umgeben von Weibern, die ihn beweinen, und sich die Haare ausreißen. Hinter dieser Scene sieht man den todten Körper auf einer Art von Kasten liegen, wie eine Mumie eingewickelt und gegen die Mauer gerichtet, während ein vorn stehender Mann beschäftigt ist, das Hirn des Todten durch die Nase herauszunehmen, um den Körper zur Einbalsamirung geschickt zu machen.

Der so abgebildete Todte muß ein großer Jäger gewesen seyn, denn auf einem andern Theile der Grotte sieht man ihn vorgestellt mit Bogen und Pfeilen, wie er auf einen Strauß zielt, der mit zwei andern über die Gebirge flieht. Ein von ihm erlegter Bär liegt zu seinen Füßen, ein anderer Bär kämpft noch in einiger Entfernung gegen zwei sehr große Hunde. Weiber

spielen auch hier, wie der Gebrauch es verlangt, auf der Harfe und tanzen zum Feste, das in dieser Grotte, so wie in allen übrigen abgebildet ist.

Von dem Leichenbegängnisse, das in der größten dieser Begräbnißkammern dargestellt ist, sind folgende Hauptzüge zu bemerken. Der erste Zug der Begleitung ist bereits im Tempel angelangt, während der letzte sich erst in Bewegung setzt. Ich spreche zuerst von der letzten Gruppe, die auf der obern Linie des Bildes steht. Vier Männer und zwei Ochsen ziehen eine Art von Schlitten in Form einer Barke, auf welchem ein Sarkophag in einer Art von Kasten oder Tragbahre befindlich ist, der Zug geht gegen ein Thor entweder eines Hauses oder der Stadt. Der einbalsamirte Körper ruht in seinem Kasten. Hinter ihm sind drei Männer, runde Rollen in der Hand haltend, die wahrscheinlich das Testament des Verstorbenen, oder vielleicht das letzte Urtheil über ihn vorstellen, von dem man annimmt, daß es in den Rollen von Papyrus enthalten sey, die man bei Aegyptischen Mumien gefunden hat *). Der Sarg ist umgeben von Weibern, welche die Hände vor Schmerz winden, von Männern, die Fackeln tragen, und von andern, die ihre Arme gegen den Himmel ausstrecken. In der zweiten Linie sieht man eine andere Barke oder einen andern Schlitten, von zwei Männern gezogen, auf welchem zwei Mumien aufrecht

*) Der Verfasser hat vierzehn solche Rollen aus Thebais mitgebracht, wovon nur vier in England angelangt sind.

gestellt sind, nach dem Gebrauch der Aegyptier, bei ihren Ceremonien die einbalsamirten Körper ihrer Vorfahren zu zeigen. Außerhalb der Pforte sind Männer und Knaben, die tanzen; es wird ein Kästchen getragen, das vielleicht Gewürze und Gummi enthält, was im Augenblick des Eingrabens auf den Leichnam geworfen werden soll, oder auch die Bilder der niedern Gottheiten, die neben ihm hingestellt werden sollten. Eine andere Barke, die durch am Hintertheil befestigte Ruder bewegt wird, faßt drei Figuren, wovon eine weibliche die Hände windet. Es ist hierbei zu bemerken, daß, in den frühesten Zeiten, das zwischen Eleithias und der Kette von Felsen, die zu Gräbern dienen, gelegene Land periodischen Ueberschwemmungen scheint ausgesetzt gewesen zu seyn, und daß es ganz von Canälen durchschnitten war. In einer andern Barke liegt ein Mann auf den Knieen, der einen Krug Wasser und ein Becken einem Fuchs darreicht; dieselbe Barke enthält in kleines Gebäude, wo Pechfackeln angezündet sind, und eine Frau auf den Knieen ein Kind in den Armen hält. Hierauf ziehen zwei bis drei Männer einen Schlitten, auf dem eine Art von Packet liegt, zwei andere gehen vor ihnen her, und tragen jeder einen Lotos in der Hand.

Im Anfang der vierten Linie des Gemäldes scheint der Körper, der nun über dem Wasser ist, im Sarkophag zu liegen, und nicht mehr darauf. Man trägt ihn mit dem Gewürz und den Hausgöttern (Penaten) auf einem Schlitten, in Form einer Barke, bis an das

Thor eines heiligen Gebäudes, wo ein Priester, mit einem Palmzweig in der Hand, ihn empfängt. Hinter diesem Gebäude sind mehrere Bäume, um die heiligen Haine vorzustellen, womit die Aegyptischen Tempel umgeben sind. Diese heidnische Sitte war eine von denen, die der Gesetzgeber der Israeliten ihnen streng untersagte, da sie geeignet wäre, sie vom wahren Gott abwendig zu machen. Im Innern des Tempels wird man zehn Nischen gewahr, von denen drei offen sind, und in jeder davon steht das Bild einer Gottheit, mit einem menschlichen Leibe, und dem Kopfe, eines Thieres. In der folgenden Linie reichen Männer und Weiber der obersten Gottheit dieses Ortes Gaben dar. Diese Gaben bestehen hauptsächlich in Blumen und in Früchten, worunter sich vorzüglich Lotos unterscheidet. Das Ganze schließt sich mit einer großen Figur des Osiris, mit einem Haken und einer Peitsche bewaffnet.

Rings um diese Bildnereien zu oberst und unterst der Mauer sind regelmäßige Reihen von hieroglyphischer Schrift, die ihnen zur Einfassung und zum Karnieß dienen, und zugleich bestimmt waren, die in dieser Einfassung enthaltenen Abbildungen zu erklären. Unter diesen Zeichen haben wir oft im Kleinen gewisse Gegenstände copirt gesehen, die sonst im Großen abgebildet waren, z. B. Korngarben, das Segel eines Schiffs, Lotosblüten u. s. w., was anzuzeigen scheint, daß die hieroglyphischen Charakter unmittelbare Zeichen von Gegenständen und Gedanken waren, so gut als Worte und Buchstaben. Sie sind meistens sehr wohl abgebildet und alle gemalt.

In Ansehung des Talentes und der Geschicklichkeit der Künstler, die an der Erbauung dieser Grotten gearbeitet, so wie besonders derjenigen, welche die Bildhauereien und Malereien verfertigt haben, habe ich nur wenig zu sagen. Im Ganzen genommen haben die Figuren bei weitem den Ausdruck und das Feuer derer nicht, womit die Tempel verziert sind, und wirklich ließ dies schon das Sujet nicht zu. Um den Werth dieser Werke richtig zu schätzen, müßte man die Fortschritte kennen, welche die nachahmenden Künste in Aegypten gemacht hatten. Die Künstler daselbst scheinen die Regeln der Perspective und das Verfahren damit nicht gekannt zu haben. Sie hatten, wie es scheint, keine Idee von der Wirkung, die ein richtiger Gebrauch des Helldunkels hervorbringt. Die Unwissenheit in diesen beiden Theilen der Kunst beschränkte sie darauf, bloße Umrisse zu machen. Im Malen machten sie keinen Gebrauch von den Mitteltinten; roth, gelb, blau, grün, schwarz und weiß wurden jedes für sich aufgetragen, indem der Künstler immer mit seinem Pinsel die Natur, die er vor sich hatte, nachzuahmen suchte. So oft er daher ein Unterscheidungszeichen zu erfinden genöthigt war, wozu ihm der Anblick des Gegenstandes kein Muster geben konnte, und was er nicht auszudrücken wußte, so nahm er zu einem bequemen Ausweg seine Zuflucht, und machte durchaus die Carnation oder Fleischfarbe der Männer dunkelroth, und die der Weiber gelb. Was aber die Zeichnung betrifft, so gaben diese Künstler beinahe immer ein treffendes Bild von dem, was sie ausdrücken wollten, und oft bemerkt man viel Einsicht in

der Art, wie sie ihre Figuren und Drapperien, so wie die Pflanzen, Blumen und Früchte ordnen. In der Darstellung der Thiere ist es ihnen sehr gelungen den Charakter jeder Gattung anzugeben, und überall, wo eine solche Abbildung nicht beschädigt ist, ist es sehr leicht sie zu unterscheiden.

Beschreibung von Theben.

Der Tempel von Luxor bezeichnet nahezu die mittägliche Gränze der Mauern von Theben nach dem östlichen Ufer des Flusses zu. Dieses herrliche Gebäude hat man bald einen Pallast, bald einen Tempel, und bald ein Mausoleum genannt. Pococke hielt es für das Grab des Osymandias, das Diodor beschreibt, ob er gleich mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit eine Menge von Widersprüchen zugiebt, die er selbst zwischen der Erzählung des Historikers und der Lage des Orts, der Eintheilung des Ganzen, und dem Anblick der einzelnen Theile gewahr wird. Ich muß hier gleich beim Eingange bemerken, was ich noch öfters zu wiederholen Anlaß finden werde, daß ich bei Beobachtung der Ruinen dieser alten Stadt, deren Zerstörung, nach dem eigenen Ausdruck Diodors, weit früher ist, als die Erbauung der meisten andern Städte, mich nicht habe enthalten können, dem Zeugniß des erwähnten Sicilianischen Antiquars zu widersprechen, und ihm wenigstens

Mangel an Genauigkeit Schuld zu geben. Ich kann nicht bezweifeln, daß derselbe in seiner Beschreibung des Grabes von Osymandias, allen lügenhaften Erzählungen der Griechischen Reisenden, deren er gedenkt, entweder blinden Glauben beimißt, oder selbst mit Absicht alle Wunder, die er von der Hauptstadt Aegyptens gelesen oder gehört hat, auf diesen einzigen Ort zusammenhäuft. Wirklich schließt Theben kein Monument ein, auf welches man die Beschreibung des Diodor ganz anwenden kann, und auf der andern Seite ist nichts in dieser Beschreibung, was sich nicht irgendwo in den Tempeln von Luxor, Carmack, Gournou, Medinet, Abou, oder in den Gräbern der Könige auf den Gebirgen wiederfindet,

Da der Tempel von Luxor, oder El Ohussr (die Ruinen), wie man ihn zuweilen nennt, am Ufer des Flusses liegt, wo er einen Winkel bildet, so hat man den Boden daselbst mit einer sehr festen Mauer gestützt, von welcher ein starker, wohl verkitteter Damm ausgeht von funfzig Metern in die Länge und sieben in die Breite. Dieser Damm bildete zugleich einen Haven für die Barken, die auf dem Flusse fuhren.

Wenn man sich diesem Tempel von der nördlichen Seite nähert, so ist der erste Gegenstand, der ins Gesicht fällt, ein prächtiger Thurm oder Propyläus von 200 Fuß lang, dessen Gipfel 57 Fuß über den Boden erhaben ist. Vor diesem Thurme stehen die beiden voll-

kommensten Obelisken, die in der Welt sind, jeder von einen aus einem einzigen rothen Granitblocke aus den Steinbrüchen von Elephantine gemacht; sie haben sieben bis acht Fuß im Durchmesser, und sind über achtzig Fuß hoch. Mehrere von den hieroglyphischen Figuren, mit denen sie bedeckt sind, haben eine Tiefe von 1¾ Zoll, und sind mit seltener Genauigkeit und Zartheit eingehauen. Zwischen diesen Obelisken und dem Propyläus stehen zwei colossale Statuen, gleichfalls von rothem Granit. Der Unterschied in der Bekleidung dieser Statuen läßt annehmen, daß die eine einen Mann, und die andere ein Weib vorstellt. Beide sind ungefähr von derselben Größe. Obgleich beide bis an die Brust in Schutt vergraben sind, so beträgt die Höhe von da bis an die Spitze ihrer Mitren doch noch ein oder zwei und zwanzig Fuß.

Aber bald wird die Aufmerksamkeit des Reisenden von diesen ungeheuern Massen auf die Bildhauereien hingezogen, mit denen der östliche Flügel der nördlichen Seite des Propyläus bedeckt ist. Man sieht hier ein belebtes Gemälde, was irgend ein merkwürdiges Ereigniß aus den Feldzügen eines Osymandias oder Sesostris darstellt. Die Anordnung der Figuren und die Ausführung der einzelnen Theile, sind gleich bewundernswürdig, und übertreffen bei weitem die Vorstellung, die man sich von dem Zustande der Künste in Aegypten zu der Zeit macht, in welche man dieß Meisterwerk zurücksetzen muß. Der Künstler hat zur Darstellung des Gefechts den Augenblick gewählt, wo die feindlichen Truppen bis in ihre Festung

zurückgetrieben worden sind, und die Aegyptier, ihren Sieg verfolgend, im Begriffe sind, sich der Citadelle zu bemächtigen.

Der Sieger, vor dem die königliche Fahne hergetragen wird*), ist von colossalem Wuchse, das heißt, von weit höherem, als die übrigen Krieger sind. Er befindet sich auf einem mit zwei Pferden bespannten Wagen. Sein Helm ist mit einer Weltkugel verziert, und hat auf jeder Seite eine Schlange. Er wird vorgestellt, wie er eben einen Pfeil abschießt, der Bogen ist gespannt, seine Köcher liegen um ihn her; zu seinen Füßen liegt ein brüllender Löwe. In der Gestalt, so wie in der Stellung der Pferde, ist viel Feuer und Leben. Sie sind im vollen Galopp, Schwungfedern flattern um ihre Köpfe, die Leitseile sind um den Leib des siegreichen Königs gewunden. Unter den Rädern des Wagens, unter den Füßen und dem Leibern der Pferde, sind viele Todte und Sterbende, die Einen liegen ausgestreckt auf dem Boden, die Andern sind in dem Augenblicke des Niederstürzens dargestellt.

Auf der feindlichen Seite sieht man im vollen Laufe flüchtige Pferde mit leeren Wägen, andere Pferde gehorchen dem Zügel nicht mehr, alle stürzen das steile Ufer eines breiten und tiefen Flusses hinab, der die Mauern der Stadt badet. Der Ausdruck des Ganzen ist vortrefflich. Besonders sind zwei Gruppen, in denen der Künstler sein ganzes Talent entwickelt hat. In der einen stürzen

*) Diese Fahne hat die Form eines Dommosblattes oder Palma Thebaica.

Pferde am Abhange des Abgrundes, der Führer hält sich mit der einen Hand am Wagen, die andere Hand läßt die Peitsche und die Zügel fallen, sein ganzer Körper zittert, und schon folgt er den hinabstürzenden Pferden. Die andere Gruppe stellt Pferde dar, die am Abhange des Hügels noch genug festen Boden finden, um sie aufzuhalten, sie stürzen dahin, und ziehen unaufhaltsam ihre Führer in unvermeidliches Verderben, diese werfen sich hoffnungslos gegen den Wagen zurück. Einige noch unverwundete Männer werfen sich nieder, und flehen um Gnade, andere kehren sich im Fliehen um, ihre Hände und ihre ganze Stellung drücken ihre Angst aus. Die sterbenden Pferde, sowohl die ohne Kraft niederstürzenden, als die in der Todesangst sich noch aufraffenden sind bewundernswürdig abgebildet. Noch vor dem siegenden Könige sieht man Wägen in vollem Laufe, die fliehend die Mauern der Stadt zu erreichen suchen, aber die Führer und die Soldaten darauf sind nicht geschützt vor den Pfeilen des furchtbaren Bogenschützen, gegen den sie noch im Fallen ihre letzten Blicke kehren. Weiter hinten setzen einige entkommene Flüchtlinge durch den Fluß. Hier sieht man Wägen und Pferde, Waffen und Menschen unter einander schwimmend, oder vom Wasser verschlungen, Alles mit der größten Treue abgebildet. Einige haben schon das jenseitige Ufer erreicht, wo sie von ihren Freunden aufgenommen werden, die in Schlachtordnung aufgestellt sind, aber nicht vorzurücken wagen. Andere haben einen Umweg genommen, und dringen in die Stadt, unter dem Geschreie und Wehklagen der Einwohner.

Die Thürme, Wälle und Zinnen der Mauern sind mit Weibern und graubärtigen Greisen angefüllt. Ein Trupp von Greisen wagt einen Ausfall, einen jungen Mann an der Spitze, dessen besondere Tracht und hoher Turban seinen hohen Rang bezeichnen. Von zwei Seiten der Stadt ziehen große Corps von Fußvolk und eine Schaar von Wägen aus den Thoren heraus, und scheinen auf verschiedenen Wegen die Belagerer angreifen zu wollen.

Der ungestüme Lauf seiner Rosse hat indeß den Helden zu weit vorwärts von dem Corps, das er anführt, getrieben, er ist allein, umringt von Todten und Sterbenden, den Opfern seiner Tapferkeit. Hinter dieser Scene sieht man die beiden feindlichen Heerhaufen, die sich ihm zu widersetzen suchen; beide vereinigen sich, und greifen nun die Sieger an, die in Schlachtordnung den Feind erwarten. — Unter andern Denkwürdigkeiten, die uns dieses Kunstwerk darbot, bemerkten wir eine auffallende Verschiedenheit zwischen der kurzen Tracht der Aegyptier und der langen Kleidung ihrer Feinde, die offenbar Morgenländer, Indier, Perser oder Bactrier waren. Die Aegyptier haben den Kopf frei, die Andern bedeckt, die Wägen der beiden Völker sind nicht von derselben Form, die Aegyptischen halten nur zwei, die feindlichen Wägen drei Männer. Auch ihre Waffen sind sehr verschieden, der Schild der Aegyptier ist an einem Ende viereckig, am andern rund, und sie fechten mit Bogen und Pfeilen; *) ihre Feinde hingegen tra-

*) Diese Waffe ist im heutigen Aegypten nicht mehr gebräuchlich, aber sie ist noch gewöhnlich in Nubien. Auch sind

gen einen Schild, der dem Thebanischen gleich kommt und das Fußvolk ist mit Lanzen bewaffnet, diejenigen aber, die auf den Wägen fechten, haben kurze Wurfspieße. *)

An einem Ende des westlichen Flügels dieses Propyläus scheint der Anfang dieser eben beschriebenen Schlacht abgebildet zu seyn. Derselbe König ist daselbst an der Spitze seiner Truppen, und marschirt gegen die doppelte Linie der Feinde, deren Reihen er zu durchbrechen beginnt. Am andern Ende desselben Flügels, sitzt der Sieger auf seinem Throne, er hält einen Scepter in der linken Hand, und weidet sich an dem Anblicke von 11 feindlichen Generalen, die sämtlich durch einen Strick, den sie am Halse tragen, an einander gebunden sind. Der Vorderste von ihnen streckt die Arme aus, um die Gnade des Königs anzuflehen, und um Verschonung zu bitten vor dem Loose, das schon einige seiner Unglücksgefährten getroffen hat. Dicht bei ihm liegt ein zwölfter Gefangener auf den Knieen, um den Todesstreich von der Hand zweier Nachrichter zu empfangen. Ueber ihnen ist der gefangene König, die Hände auf den Rücken gebunden, und an einen mit zwei Pferden bespannten Wagen befestigt; ein Diener

noch jetzt daselbst die Krieger und ihre Pferde mit eisernen Panzern bedeckt.

*) Die Zahl der menschlichen Figuren auf dieser kriegerischen Scene, beläuft sich auf nicht weniger als 1500, wovon 50 zu Fuß und 1000 auf den Wägen sind.

hält die Pferde bis auf den Augenblick, wo der Sieger den Wagen besteigen, und seinen bezwungenen Feind nach sich ziehen wird. Hinter dem Throne werden mehrere Gefangene auf verschiedene Weise hingerichtet. Die Einen sind unter den Händen eines Henkers, der sie wie Briareus bei den Haaren faßt, andere werden von Wägen auf dem Boden nachgeschleift, Andere mit Pfeilen durchbohrt, wieder Andere mit dem Säbel niedergehauen. Ferner sieht man das Lager des Siegers mit Schätzen angefüllt, und die Zubereitung zu einem Siegesfest durch seine Diener.

Bei der Betrachtung dieser, in seinem Detail so interessanten Abbildung, konnte ich mich nicht enthalten, darin das Muster zu sehen, nach welchem Homer seine Schlachten, Herodot seine Erzählungen und Diodor seine Beschreibungen entworfen hat. Um den Reiz dieser Erinnerungen noch zu erhöhen, sagten wir uns, wenn der Urheber dieser schönen Bildnereien die Regeln und Ausübung der Perspective gekannt hätte, so würde sein Werk des Genies von Michel Angelo oder Julio Romano würdig gewesen seyn. Der Mauer gegenüber stand, um die Wirkung noch zu verstärken, eine Reihe colossaler Statuen von Granit, deren Trümmern noch einen Charakter von Größe an sich trugen, und wo der vom Künstler gebrauchte Stein vollkommen geglättet war.

Dieser Propyläus stieß auf einen, in Trümmern liegenden Porticus von großem Umfange. Von da führte eine doppelte Reihe von Säulen in einen Hof.

Der Säulen sind sieben, ihre Kapitäler haben die Form von Lotosblättern, und auf einer jeden steht eine kolossale Figur des Gottes von Lampsacus mit einer Peitsche bewaffnet. Der Hof ist 160 Fuß lang, und 140 breit, und von beiden Seiten durch eine Reihe von Säulen begränzt, jenseits dieser, ist ein anderer Porticus von 32 Säulen, und dann kommt man in das Heiligthum, (Adytum) oder in die innern Gemächer des Gebäudes. Ein Theil davon ist in eine Griechische Kirche umgewandelt worden, wie man aus dem Gyps und den christlichen Gemälden sehen kann, womit die Mauern bedeckt sind, so wie aus den zirkelförmigen Nischen und aus den Gängen, die man angebracht hat. Es läßt sich aus mehreren Gründen annehmen, daß die Bildhauerwerke dieses Tempels, Grabes, oder Palastes, Bezug haben auf die Geburt, die Regierung und den Tod irgend eines berühmten Monarchen des alten Aegypten. In einem der Gemächer sieht man die Abbildung von zwei Kindern, die der Isis und dem Osiris dargebracht werden, und nahe bei dieser Gruppe sieht man 12 Weiber, die einer gleichen Anzahl Kinder die Brust geben. Dieser Umstand kann sich auf das beziehen, was Herodot von der Erziehung der Kinder sagt, die mit dem Sesostris an einem Tage geboren wurden. In einer andern Abtheilung kniet der junge Monarch, den Helm auf dem Haupte und eine Art von Schäferstab in der Hand haltend, vor Isis und Osiris; er empfängt den geheiligten Torus und den Scepter, als Symbole, daß die königliche Macht von den Göttern herrühre. Dieselbe

Figur kommt häufig wieder vor, wie sie dem Gotte der Gärten Gaben von Früchten, Blumen, Wasser, Vögeln, Fischen und verschiedenen Gliedern von Thieren u. s. w. darreicht. In demselben Gemache, wo die an der Brust liegenden Kinder sind, sieht man Leichen-Ceremonien, die den zu Eleithias abgebildeten sehr ähnlich sind. An einem Orte unter andern ist das Bild der Gottheit in allen seinen verschiedenen Gestalten und mit allen Attributen wiederholt, es ist im innersten Theil des heiligen Gebäudes sitzend abgebildet, wohin der todte Körper vermuthlich gebracht wird.

Im Ganzen genommen scheint die Beschreibung des Diodor am meisten auf diesen Tempel zu passen, wenn man die Verschönerungen der Einbildungskraft davon abzieht.

Der gegenwärtige Zustand der Stadt Theben entspricht ziemlich genau demjenigen, den Strabo fand und beschrieben hat. Die Bevölkerung ist heutzutage wie damals in einzelne Ortschaften vertheilt, doch nahm Diospolis, was damals der beträchtlichste Ort war, nicht den Platz ein, wo jetzt Luxor ist, gegenwärtig das bevölkertste von den Dörfern, welche die Stelle des alten Theben einnehmen. Diospolis war da, wo jetzt Carnack liegt, ein und eine Viertelmeile unter Luxor. Indem wir von diesem Orte nach Carnack giengen, kamen wir über eine Strecke Landes, die offenbar höher war als der übrige Boden, sowohl von der Flußseite, als von der Seite des Gebirges. Diese Strecke war an mehreren Orten mit einem starken, mit

Schilf untermischten Gras bewachsen, und augenscheinlich nicht so fruchtbar als der angränzende Boden, obgleich mehrere Canäle sie in verschiedenen Richtungen durchschnitten. Wahrscheinlich ist dies die Spur eines Weges, der sonst zwischen den beiden Hauptquartieren errichtet war; eine gemachte Straße führte ohne Zweifel von einem Quartier zum andern, zwischen den Häusern, Höfen, Gassen und Gärten hindurch, die von beiden Seiten die Wohnungen umschlossen. Gegen die Mitte dieses erhöhten Bodens fängt rechts eine Reihe von weiten Schutthaufen an, die sich ununterbrochen bis an die Mauern von Carnack erstreckt. Rings um den Ort und den Tempel dieses Namens, verlieren sich diese Trümmern in andere Haufen von Gemäuer, und nehmen einen großen Umfang ein, doch keinen größern, als ungefähr ein Zirkel einnehmen würde, der den großen Tempel zum Mittelpunkte, und die Entfernung von diesem Punkte bis zum entlegensten der dazu gehörig scheinenden Gebäude zum halben Durchmesser hätte. Es läßt sich daraus schließen, daß zur Zeit der ersten Zerstörung dieser Stadt durch den Persischen Eroberer, die sich geretteten Einwohner, sich in einen Kreis um den heiligsten ihrer Tempel zurückzogen. *) Uebrigens hat dieser Raum nicht weniger als anderthalb Meilen im Durchmesser.

*) Unter Ptolemäus Philadelphus empörte sich Theben und hielt eine dreijährige Belagerung aus. Als es sich endlich ergab, wurd es ausgeplündert und so verwüstet, daß es seitdem beinahe aufgehört hat, unter die Städte Aegyptens gezählt zu werden.

Der Plan dieses Tempels und seiner Umgebungen, so wie die Eintheilung der Eingänge und der innern Theile, sind von Pococke und Denon mit ziemlicher Genauigkeit angegeben worden, wer aber nicht mit eigenen Augen dieses wirklich staunenswürdige Gebäude gesehen hat, kann sich keine richtige Vorstellung von seinem ungeheuern Umfange und von den gewaltigen Massen machen, aus denen es zusammengesetzt ist. Dieser Vorzug, nebst der verschwenderischen Pracht in allen Theilen des Gebäudes, machen es zu einem in der Welt einzigen Denkmale. Vielleicht bieten die Alterthümer Indiens Denkmäler dar, die an Umfang oder an Mannichfaltigkeit und Zusammenwirkung der Verzierungen es noch übertreffen, aber, soweit ich aus Zeichnungen davon urtheilen kann, fehlt es diesen Denkmälern an Einfachheit, Einheit und Regelmäßigkeit. Die sonderbaren Zusammensetzungen sind dort weit wunderlicher und ausschweifender, als die der Aegyptischen Mythologie. Solche wunderbare Combinationen in der Baukunst oder Sculptur verderben oft die Symmetrie des Ganzen, indem sie die Aufmerksamkeit auf einzelne Gegenstände ziehen, und schaden so dem Vergnügen, was das Auge findet, auf einer einförmigen Masse zu ruhen, oder sanft von einer Linie oder einer Oberfläche zur andern zu gleiten, und ohne Anstrengung ein regelmäßiges Ganze zu umfassen. Die Aegyptier hingegen beschränkten die Bildhauerei auf die Verzierung der Oberfläche, und ließen die großen Massen ungestört ihre ganze Wirkung hervorbringen,

und nur wenn man sich diesen Zierathen näherte, entdeckte man die Geheimnisse der Religion.

Vielleicht bin ich auch für Gegenstände etwas eingenommen, deren Anblick mir einen so schönen Genuß verschafft hat. Vielleicht hat diese Erinnerung einigen Einfluß auf den Vorzug, den ich sowohl im Styl des Ganzen, als in den einzelnen Theilen der Aegyptischen Baukunst zu geben geneigt bin.

In der Form der Cornichen und Capitäler sieht man eine Einfachheit und Zierlichkeit, die den Indischen Tempeln ganz fremd sind, so wie das Costüme und die Verzierungen der Figuren in einem einfacheren strengeren Style gearbeitet sind, der freilich etwas Steifes hat. Uebrigens müßte man beide Bauarten mit eignen Augen gesehen und untersucht haben, um zu wissen, was jede Eigenthümliches hat, was beiden gemeinschaftlich ist, und welche den Vorzug verdient.

Schon der Name Diospolis berechtigt uns, das große Gebäude von Carnack für einen Tempel Jupiters zu halten. Und weil wir darin die Figur des Osiris mit Ammonshörnern häufig abgebildet finden, so können wir noch den Beinamen hinzufügen, unter welchem das berühmte Orakel der Lybischen Wüste bekannt ist, dessen eigentlicher Platz in den Oasis *) der

*) Unter Oasis wird angebautes Land verstanden, das mit Wüsteneien umgeben ist, auch wird es beim Strabo und Diodor als Benennung gewisser Districte gebraucht.

Gegenstand so vieler Untersuchungen war. Dieser Tempel hat zwölf Haupteingänge, deren jeder aus mehreren Propyläen und Thürmen von colossaler Größe besteht, ohne die andern damit verbundenen Gebäude, die von weiterem Umfange sind, als die meisten andern Tempel. Die Seiten einiger dieser Thürme sind den Basen der meisten Pyramiden von Heptanomos gleich, und auch von demselben gemeineren Styl, indem jede Lage von Steinen vor der, die gerade darüber ist, etwas hervorsteht. Ein Propiläus ist ganz von Granit und mit Hieroglpphen von der herrlichsten Arbeit verziert. Zu beiden Seiten tragen mehrere Propyläen colossale Statuen von Basalt, Marmor oder Granit, theils sitzend, theils stehend, von einer Höhe von 20 bis 30 Fuß. Die Einfassung des Sphynx und Erio-Sphynx die sich bis an die Propyläen erstrecken, entsprechen der Pracht des ganzen Gebäudes. Eine davon geht durch die ganze Fläche bis an den Tempel von Luxor. Vor dem Hauptgebäude ist ein großer Hof, zu beiden Seiten mit Säulengängen verziert, von dreißig Säulen in der Länge, und in der Mitte von zwei Reihen von funfzig Säulen durchschnitten. Das Hauptgebäude des Tempels besteht erstlich aus einem Saale oder Porticus mit einem Dache, das auf 134 Säulen ruht, wovon einige 36 Fuß, andere aber nur 34 Fuß im Umkreise haben. Hierauf kommen vier schöne Obelisken, die den Eingang des Heiligthums (Adytum) bezeichnen, bei welchem der Monarch abgebildet ist, wie Isis ihn umarmt. Das Heiligthum besteht aus drei Gemächern

ganz von Granit. Das Hauptgemach, im Zentrum befindlich, ist 20 Fuß lang, 16 breit und 13 hoch. Drei Blöcke von Granit machen das Dach aus, auf welchem man auf einem blauen Grunde verschiedene Gruppen goldner Sterne sieht. Die Wände sind mit gemalten Bildhauereien bedeckt, deren Gegenstände auf den geheimnißvollen Gebrauch deuten, zu welchem, nach Herodots Bericht, Jungfrauen in den Tempel Jupiters geführt wurden.*) Von da kommt man in andere Galerien oder Porticus, die bis zu einem andern Propyläus führen, der 2000 Fuß von demjenigen entfernt ist, der am westlichen Ende des Tempels steht.

Ohne Zweifel ist dies das Gebäude, was Diodor als den staunenswürdigsten und ältesten der vier größten und schönsten Tempel von Theben zu beschreiben unternommen hat. Er sagt, er habe 13 Stadien im Umfang, sey gegen 80 Fuß hoch, und die Dicke der Mauern betrage 24 Fuß. Er versichert, daß die Verzierungen, welche daran verschwendet wären, sowohl an Reichthum, als an Kunst, der Größe des Gebäudes entsprächen. **) So groß auch diese Dimensionen scheinen mögen, so sind sie doch an mehreren Orten noch unter der Wahrheit. Ein solcher Tempel war wohl dazu gemacht, die unermeßlichen Schätze zu bewahren, die zur Erbauung von Suza und Persepolis hinreichten.

*) Herodot L. I. 182.

**) Diodor L. I. p. 30.

Es wäre unnütz, alle die Gemächer, Säulen, colossale Statuen, Propyläen und Obelisken dieses wunderbaren Gebäudes im Detail beschreiben zu wollen. Pococke und Denon haben genaue Abrisse davon gegeben, und der letztere endigt seine Beschreibung sehr passend mit diesen Worten: „Man ermüdet zu schreiben, man ermüdet zu lesen, man erschrickt vor dem Gedanken eines solchen Riesenwerkes, selbst nachdem man es gesehen hat, kann man kaum an die wirkliche Existenz so vieler an demselben Orte vereinigten Gebäude glauben, an ihren Umfang, an die unsägliche Arbeit, welche die Hervorbringung derselben kostete, und endlich an den unermeßlichen Aufwand, den soviel Pracht und Größe erfordert hat.“

Die interessantesten Bildhauereien sind die an der nördlichen Mauer des Tempels. In drei verschiedenen Abtheilungen, sind drei Schlachten oder Belagerungen abgebildet, wovon jede charakteristische Eigenheiten hat. In der einen ist ein Aegyptischer Eroberer auf seinem Wagen, der Aegyptische oder Aethiopische Sperber fliegt über seinem Haupte, seine Fahne mit dem Sinnbild des heiligen Torus, oder des gehenkelten Kreuzes, (crux ansata) weht über Haufen von Todten und Sterbenden. Die vor ihm Fliehenden fallen in Abgründe oder flehen um Gnade, oder suchen in der Angst Rettung in den Wäldern und Gebirgen. Einige, die schon bis auf den Gipfel der befestigten Höhe, die ihnen zum Zufluchtsort dient, gelangt sind, reichen ihren Kammeraden hülfreiche Hand, und empfangen während dieses

Dienstes eine tödtliche Wunde, Andere biethen alle Kräfte auf, die Anhöhe zu erklimmen, aber zu schwach und ermüdet werden sie von Pfeilen erreicht, und stürzen herab. Die Art, wie der Künstler Wälder und Festungen dargestellt hat, zeugt mehr von Kühnheit, als von Talent, aber es ist nicht möglich, sich im Gegenstande und in der Absicht des Künstlers zu irren. Die Feinde tragen eine Art von Panzer. Sie sind alle zu Fuß und mit kleinen Wurfspießen, Lanzen und Streitärxten bewaffnet. Nahe bei diesem Gemälde ist ein anderes, das Gefangene vorstellt in eben so langen Kleidern, als wie sie im Treffen tragen, aber mit langen Haaren und Bärten zum Zeichen der Knechtschaft, sie werden gebraucht Bäume in den Wäldern umzuhauen. Der Sieger, den Bogen in der Hand, stößt auf einer Jagd auf sie, und beschenkt sie edelmüthig. Derjenige, dem er das Geld giebt, trägt Sandalen, wie die Pilgrimme von Nubien sie haben.

In der nebenan abgebildeten Schlacht, ist das feindliche, aus Reuterei und Streitwägen bestehende Heer, wie gewöhnlich, gänzlich besiegt und in die Flucht geschlagen, um die unwiderstehliche Gewalt der Pfeile und Wurfspieße des nämlichen Helden zu zeigen. Die Verschiedenheit der Wunden, und der Situationen in diesen Schlachten, die Anordnung und Zusammensetzung des Ganzen, so wie der Ausdruck in den einzelnen Theilen sind so vollkommen, daß ich nicht umhin konnte zu glauben, ich hätte dieselben Gemälde vor mir, die das Genie Homers begeisterten, und dieser Dichter, wenn

er wirklich auf seinen Wanderungen durch Aegypten, bis nach Theben vorgedrungen ist, habe in diesen Meisterstücken der Bildhauerkunst mehrere Gedanken und Zustände für seine Iliade geschöpft, und an diesen Werken die Fortschritte der Kunstfertigkeit, so wie der künstlerischen Behandlung verfolgen können. Wirklich finden wir hier seinen Diomedes, seinen Mars und seinen Achilles wieder, und die Poesie hat ihm nicht mannichfaltigere Gestalten des Todes an den Flüssen des Simois und Skamander eingegeben, als wir in diesen Abbildungen vor uns sehen.

Die Flüchtigen haben viereckige Schilde und ziehen sich in ihre Mauern und in das Gehölz zurück. So bewunderungswürdig die Figuren ausgeführt sind, so haben doch die Nachahmungen der leblosen Natur nicht denselben Werth, und man kan nicht genug erstaunen, wie untergeordnet sie sind. Nichts ist lächerlicher, als Figuren von Menschen zu sehen, die sich hinter Bäume verbergen, die kaum so dick als ihr Kopf sind.

Auf den folgenden Wand-Abtheilungen ist der Sieger mit einem Haufen von Gefangenen abgebildet, die er an einem Strick, der um den Hals derselben befestigt ist, nach sich zieht. Er ergreift vier davon, mit jeder Hand zwei, und zerschmettert sie an seinem eigenen Körper. Die Anstrengung, die diese gewaltige Kraftäußerung erfordert, und die Spannung der Muskeln, die sie voraussetzt, sind mit vieler Wahrheit ausgedrückt.

Die Gefangenen haben Ketten an den Füßen, und die Hände auf den Rücken gebunden.

An der angränzenden Wand bringt derselbe Krieger die noch lebenden Gefangenen einer Gottheit dar, die mit den Attributen des Gottes von Lampsacus abgebildet ist, und bisweilen mit dem Namen Mendes bezeichnet wird; sie hat einen Bocksbart, und hinter ihr ist Isis mit einem Löwenkopf, hinter der Isis ist ein Hermes mit einem zunehmenden Monde und einer dunkeln Mondsscheibe gekrönt, und die Abzeichen der Göttlichkeit tragend, nämlich, die Scepter von Osiris und Isis, den heiligen torus, den Schäferstab und die Peitsche. Diese drei Gottheiten, und der Osiris Ammon sind diejenigen, die am häufigsten in den in Stein gearbeiteten Hieroglyphen von Diospolis vorkommen. Zum Schluß dieser religösen Scene sieht man den König die Schlachtopfer mit einer Keule erschlagen, in Gegenwart des Mendes, der ihm einen Säbel darreicht.

In einer, nicht weit davon dargestellten, Schlacht ist der Sieger in einem Wagen, gezogen von überaus feurigen und schönen Pferden. Die Feinde sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Man sieht eine Heerde Ochsen, die einen Höcker zwischen den Schultern haben, und den Indischen durchaus ähnlich sind. Ein Landmann treibt sie fort vom Schlachtfeld. Dieselben Ereignisse sieht man, mit geringen Veränderungen, in mehreren andern Theilen des Tempels abgebildet. Biswei-

len ficht der Sieger zu Fuß gegen feindliche Anführer. Die Köpfe derer, die er getödtet hat, sind an seinem Wagen befestigt. Er bringt den Göttern Blumen und Früchte dar. Ein Feuer scheint auf den Spitzen der Thürme einer belagerten Stadt aufzusteigen, zum Zeichen, daß die Einwohner sich unterwerfen. Derselbe Heerführer tritt seine Gefangenen mit Füßen, oder bindet sie bei den Ellenbogen an. Die Stricke, die er dazu gebraucht, haben an dem einen Ende die Figur des heiligen torus.

Es ist natürlich zu vermuthen, daß dieser Tempel großentheils durch den König von Aegypten ist gegründet und gebauet worden, dessen Figur man so oft daselbst abgebildet sieht, und wo er bald als ein Krieger, bald als ein herrlicher, aber grausamer Eroberer, und endlich als ein frommer, gegen die Götter dankbarer Fürst erscheint. Es scheint, als wenn er sich entweder selbst für den Günstling des Himmels angesehen hätte, oder von seinen Unterthanen, oder Nachfolgern dafür wäre gehalten worden. Er wird oft auf den Knieen vorgestellt, wie er von Isis und Osiris nicht allein Segnungen, sondern die Zeichen der königlichen Würde und sogar der Göttlichkeit empfängt. Der Sperber fliegt überall über seinem Haupte. Zwei Priester verrichten die geheimnißvolle Ceremonie, Kreuze mit Ringen oder Handhaben (cruces ansatas) über ihn auszuschütten, bei welcher Gelegenheit er zugemachte Kleider und Mütze trägt. Hermes und Osiris zeigen ihm ein abgetheiltes Maaß, was vielleicht auf die periodischen Ueber-

schwemmungen des Nils anspielt, oder auf die, für die Könige, die aus der Zahl der Krieger genommen werden, erfoderliche Verwaltungskunst. Diese letztere Vermuthung stimmt mit der Rolle überein, welche der Prinz in den meisten, zum Andenken seiner Thaten bestimmten Darstellungen spielt.

Dieselbe Ungewißheit, die über der Bestimmung dieses Gebäudes herrschte, tritt auch in Ansehung des Königs ein, der hier abgebildet ist. Außer den dunkeln und fabelhaften Erzählungen von den Feldzügen des Osiris, *) nennt die Geschichte nur zwei durch Eroberungen berühmte Aegyptische Könige, Osymandias und Sesostris. Der erstere weit frühern Ursprungs als der Andere, stillte, sagt man, die Empörung der Bactrier, was nothwendig voraussetzt, daß diese Völker schon früher unterworfen gewesen sind; es ist also wahrscheinlich, daß die Vorgänger des Osymandias mit ihren Heeren bis an das äußerste Ende Asiens vorgedrungen sind. Es läßt sich nicht zweifeln, daß sie ihre Eroberungen weit ausgedehnt haben, die Kunstwerke, von denen ich gesprochen habe, sind schon ein hinreichender Beweis davon. Diese Werke können nur einer sehr frühen Zeit zugeschrieben werden, und es scheint natürlich, anzunehmen, daß sie wirkliche Bege-

*) Vielleicht haben diese Abbildungen Beziehung auf die Eroberungen im Orient, die dieser Halbgott machte, der der Aegyptische Bachus ist. Vielleicht stellen sie die Mittel vor, die er anwendete, um Asien einer einzigen Religion und einem einzigen Herrn zu unterwerfen.

benheiten vorstellen, die vielleicht übertrieben, aber doch nicht ganz erdichtet sind.

Im Ganzen genommen ist in den Zügen und in der Kleidung des Königs, wie er auf der einen und der andern Seite des Flusses abgebildet wird, viel Aehnlichkeit. Die Unterschiede, die man bemerkt, bestehen nur in der verschiedenen Lage und Stellung der Figur. Auch findet sich eine Verschiedenheit im Costum und in den Waffen der Feinde, die er in die Flucht schlägt. Er selbst hat bald einen Helm auf, bald den Kopf bloß, alsdann sind seine Haare in Locken und zu beiden Seiten zerstreut, wie die des Sphynx und der Arabischen Bicharen.

Sesostris ist der einzige König von Aegypten, von dem Herodot erwähnt, er habe die Eroberungen seiner Vorgänger, und den Ruhm der beiden Hauptstädte seines Reichs beträchtlich vermehrt, er habe ferner in allen Städten Tempel erbauet, und in den ansehnlicheren Statuen und Obelisken errichtet; es ist indeß nicht wahrscheinlich, daß Aegypten nur einen einzigen König gehabt habe, der Eroberer war und Tempel und Obelisken errichtet hat; es ist sogar nicht wahrscheinlich, daß es nur einen einzigen König gehabt habe, der seine Eroberungen bis nach Indien ausdehnte. Zu dieser Zeit waren die Hülfsmittel Aegyptens ungeheuer, und man hat Grund zu glauben, daß eine erste glückliche Expedition mehr als einmal wird wiederholt worden seyn. Es läßt sich vermuthen, daß Herodot, der die mündlichen historischen Be-

richte der Priester von Theben und Memphis nicht klar übersehen konnte, die Thaten Mehrerer einem Einzigen zugeschrieben hat. Was den Memnon anlangt, den man bisweilen mit Osymandias verwechselt hat, so werde ich Anlaß haben, von ihm bei Gelegenheit des Memnonion zu sprechen, das sich auf der andern Seite des Flusses befindet.

Diodor von Sicilien meldet, *) daß Sesostris ein Schiff oder eine Barke von Cedernholz dem Gott weihete, den man zu Theben verehrte. Dieses Schiff war 420 Fuß lang, von Innen mit Silber beschlagen und von Außen mit Gold. Die Wände des Tempels zeigen unter andern Bildhauerarbeiten zwei, durch ihre Größe und ihre Pracht merkwürdige Schiffe. Eins davon, das 18 — 19 Fuß lang ist, verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Am Vorder- und am Hintertheil führt es einen Ammonskopf von sehr schöner Arbeit. Nahe bei diesen Köpfen ist ein Löwe mit einem Widderkopfe, oder ein Crio-Sphynx, auf einem Altar, der zum Piedestal dient, eine Schlange mit einer Mitra ist zu seinen Füßen, und darunter der Kopf eines Sperbers dargestellt. Eine Gottheit, die in der einen Hand ein Ruder, in der andern eine Peitsche hält, nähert sich mit schnellem Schritte einer andern Figur, die den Scepter des Osiris trägt. Priester scheinen beschäftigt zu seyn, der Isis und dem Osiris die gewöhnlichen Opfer darzubringen.

*) Lib. I.

Kein Umstand in der Geschichte von Aegypten hält uns ab, anzunehmen, daß mehrere Theile dieses Tempels zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Königen erbaut worden sind, die sich durch Frömmigkeit, Tugenden und Eroberungen gleich ausgezeichnet hatten. Die Geschichtschreiber erwähnen sogar insbsondere der verschiedenen Propyläen und Eingänge, die in verschiedenen Tempeln von Memphis von Königen errichtet worden, die von den Priestern die Erlaubniß erhalten hatten, ihre Erkenntlichkeit gegen die Götter auf diese Weise auszudrücken, und es ist sehr natürlich zu glauben, daß es dieselbe Bewandniß mit Theben hatte. Die Begründung des merkwürdigen Gebäudes, worüber wir Betrachtungen anstellen, so wie die historischen Abbildungen, die es enthält, wenn anders diese sich auf gleichzeitige Begebenheiten beziehen, steigen bis zu einem Zeitpunkte hinauf, der früher ist als die Zeiten, deren Geschichte uns in glaubwürdigen Schriften, wie die der Griechischen und Römischen Schriftsteller, aufbehalten worden ist. Die, zu diesen alten Gemälden zuletzt hinzugekommenen sind nicht viel früher, als die Eroberung Aegyptens durch die Perser, und vielleicht sind einige von einem noch neueren Datum. In der That konnte diese Eroberung, ob sie gleich den Sitz des Reichs nach Memphis brachte, doch nicht in einem Augenblicke der Hauptstadt von Thebais ihre Wichtigkeit und ihren alten Ruhm rauben.

Ein anderer Beweis, daß die Erbauung des Tempels zu verschiedenen Zeiten vollendet worden ist, läßt

sich aus den verschiedenen Winkeln ziehen, welche die Propyläen gegen einander und mit den Mauern des Tempels bilden. An einigen Orten hat man Steinblöcke gebraucht, auf denen Hieroglyphen ausgelöscht sind, und einige der vorzüglichsten Bildhauerarbeiten an der äußern Mauer werden durch einen hervorragenden Propyläus versteckt. Noch ein anderes Beispiel des Mangels an Symmetrie giebt uns die Verschiedenheit der Zwischenräume, welche die Sphynxe uud Crio-Sphynxe von einander trennen, so wie der Unterschied in den Dimensionen dieser Statuen. Diese Zwischenräume variiren von 12 bis 17 Fuß Länge, obgleich alle zusammen die verschiedenen Zugänge ausmachen, die zum Hauptgebäude führen. Mehrere dieser Zugänge sind noch in ihrem ganzen Umfange sichtbar. Den einen, der von Luxor nach Carnack führt, kann man 2000 Meter (lyards) weit verfolgen, worauf er sich in die Vertiefungen der Terrasse, von der ich gesprochen habe, zu beiden Seiten verliert. Es scheint, als wenn diese Galerie in der Mitte sehr breit gewesen, und allmälich, je mehr sie sich den beiden Enden angenähert, immer enger geworden sey.

Es leidet beinahe keinen Zweifel, daß die zahlreichen Propyläen und Porticus, die heut zu Tage die Hauptzierde von Theben ausmachen, die Ueberreste der 100 Thore sind, die vor 30 Jahrhunderten so berühmt waren. Die Ausdehnung ihres Umfangs und ihre große Bevölkerung lassen glauben, daß diese Stadt im Nothfall aus jedem ihrer Thore hat 200 Streitwägen zum Krieg ausziehen lassen können, die zusammen nicht weniger

als 4000 Streiter getragen haben würden. Es ist wahrscheinlich, daß die Höfe der Tempel der Ort waren, wo die Krieger sich versammelten, ehe sie in das Feld zogen. Man zählt noch nahe an 50 mehr oder weniger erhaltene Tempel, deren jeder 100 bis 400 Fuß lang, 80 hoch, und 40 Fuß breit ist.

Nachdem wir die Ruinen von Theben am östlichen Ufer des Flusses so genau es uns möglich war, untersucht hatten, begaben wir uns eine Meile unterwärts an das westliche Ufer, in die Nähe von El Gournou. Hier besuchten wir mit Bequemlichkeit die alten Denkmäler des Ufers von Libyen, und fanden sie noch zahlreicher, mannichfaltiger und im Ganzen merkwürdiger und außerordentlicher, als die wir vorher beobachtet hatten. Da die westlichen Gebirge nicht in derselben Entfernung vom Flusse liegen, als die östlichen, so sind die Tempel und übrigen Gebäude am Rande der Wüste, aber man konnte nur vom nördlichen und südlichen Ende der alten Stadt dahin kommen, weil der gewöhnliche Weg noch überschwemmt war. Ohne Zweifel ist dieser Ueberfluß von Wasser ehemals auf eine regelmäßige Art durch die Canäle ausgeleert worden, die es entweder in die Stadt leiteten, oder auf den Feldern vertheilten, aber diese, seit lange vernachlässigten Werke können jetzt nicht mehr als Wasserleitungen oder Ausleerungs-Canäle Dienste thun. Und da weder Ruinen noch große Schutthaufen da sind, um die Dörfer gegen Ueberschwemmungen zu schützen, so waren die Einwohner von El Gournou genöthigt, einen Zufluchts-

ort in den Gebirgen der Wüste zu suchen. Man sieht rings um den Tempel von El Ebek die Ruinen einer beträchtlichen Stadt, die gleichfalls für andere, weniger angenehme, aber sicherere Wohnungen verlassen worden ist, die man in Höhlen und Felsenklüften zubereitet hat. Diese Troglodyten leben daselbst seit mehr als einem Jahrhundert in einem fortdauernden Kriege mit ihren südlichen Nachbarn, die den District von Medinet-Abou bewohnen.

Die Veranlassung dieses Kriegs war ein unbedeutender Streit, da er aber den Tod eines Individuums nach sich zog, so hat der Geist der Rache die Gemüther erbittert und allmählich einen solchen gegenseitigen Haß hervorgebracht, daß nur ein regelmäßiges und festes Gouvernement ihn in Zaume halten könnte. Doch diente uns der Name Engländer zum Passe, und wir hatten alle Ursache, das Betragen derjenigen Einwohner, die uns zu Führern dienten, oder uns Mumien, Götzenbilder von Bronze und Rollen von Papyrus verkauften, gegen uns zu rühmen.

In dem Berichte, den ich über die, an diesem Ufer des Flusses gefundenen, Alterthümer jetzt abstatten will, werde ich beschreiben: 1) das Memnonion; so nennt man den großen Tempel, der ungefähr in der Mitte zwischen den Tempeln von El-Ebeck und von Medinet-Abou liegt.*) Dieser Name ist ihm wegen der zerbrochenen, ko-

*) Das Memnonion des Strabo war ein Palast, oder ein Tempel, oder auch der Name des westlichen Theils von Theben.

lossalen Statue in der Nähe dieses Gebäudes gegeben worden, welche Französische Reisende für das Memnon hielten, welche der Gegenstand der Rache des Cambyses war. 2) Medinet-Abou, eine Meile südlicher als Memnonion, was von andern Reisenden auch diesen letztern Namen erhalten hat, weil zu der Zeit, wo die Christen die Herren dieser Gegend waren, man Memnonion mit dem Griechischen Namen Papas, was Vater heißt, bezeichnete, woher der Arabische Name gleicher Bedeutung, unter welchem dies Denkmal gegenwärtig bekannt ist, hat herrühren können. 3) Den kleinen Tempel von Ebek. 4) Die beiden sitzenden, kolossalen Statuen. 5) Die Gräber der Könige. 6) Die Begräbniß-Grotten, welche in der westlichen Seite des Berges ausgehauen sind. 7) Einen kleinen Tempel der Isis in den Einöden der Wüste. 8) Endlich mehrere kolossale Statuen, die verstümmelt und zerstreut, an verschiedenen Orten umher liegen.

Das Gebäude, welchem die Französischen Reisenden den Namen Memnonion gegeben haben, ist in einem sehr schlecht erhaltenen Zustande, aber was noch da ist, macht es zu einem der interessantesten Monumente in Aegypten. Hier, wie in Luxor und in Carnac, wird die Aufmerksamkeit zwischen Gefechten und Opfergaben getheilt, die beide mit aller der Genauigkeit und dem

Weiter unten werde ich untersuchen, in wie weit es wahrscheinlich ist, daß Medinet-Abou (die Stadt des Vaters) Memnonion sey.

Feuer, den der Gegenstand zuläßt, in gemalten Bildhauerwerken dargestellt sind. In einer der Schlachtscenen werden die Aegyptier durch zwei Helden von gleicher Tapferkeit angeführt, deren Waffen gleiche Verheerung rings um sie her anrichten; beide erschlagen ihre Feinde, die lange Kleider tragen, und treiben sie in die Flucht. Der Anführer der Feinde weicht gezwungen, und unterliegt endlich dem tödtlichen Pfeile aus der Hand des Siegers. Die folgende Scene zeigt die Plünderung der eingenommenen Stadt, und die Details dieses Gemäldes sind mit viel Kunst und Talent dargestellt. Die unersättlichen Plünderer, des Metzelns und Blutvergießens müde, dringen in die Häuser ein, bemächtigen sich der Geldsäcke, öffnen die Weinschläuche, und baden sich in den Fluthen dieses Getränkes. Einige beladen Kameele mit Allem, was sie fortzubringen für dienlich halten. Die unnützen Saumthiere werden umgebracht. Die unglücklichen Einwohner sind mitten in ihren gewöhnlichen Arbeiten überfallen worden, die Einen mahlen Getraide, Andere tragen Lasten, oder besorgen ihr Vieh. Die Ochsen sind von Indischer Rasse, und haben einen Höcker auf den Schultern. Streitwägen und anderes Fuhrwerk scheint die Straßen zu sperren. Einige von den siegreichen Kriegern streiten sich gewinnsüchtig unter einander um Kostbarkeiten; Andere werfen die wehrlosen Einwohner über die Mauern hinab. Der Rest der geschlagenen Truppen marschirt in Reih und Gliedern, um sich dem Sieger zu Füßen zu legen; ihre Waffen sind Säbel und Schild. In der Straße werden Gefangene geführt, deren Ellenbogen über den Kopf zusammen gebunden sind. Der über=

wundene König ist an den Wagen des Siegers befestigt, um, wie ein zweiter Hector, um die Ringmauern der Stadt geschleift zu werden.

Auf dem andern Flügel eines Propyläus, sieht man genau dieselben Abbildungen, wie in den Gemälden von Luxor, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Farben ihre ganze Frische erhalten haben, so daß man darauf das Blau der Harnische und das Roth der Pferde, die blaue und grüne Kleidung der Aegyptier, und die rothe und weiße der Bactrier, so wie die Farben der Wägen auf beiden Seiten, und sogar das schwächere Blau des Wassers, in welches sich die Flüchtlinge stürzen, vollkommen unterscheidet.

Ueber dieser Schlacht ist eine Prozession von Priestern in weißer Kleidung vorgestellt, von denen jeder ein heiliges Bild trägt, und es als Gabe einem sitzenden Manne darreicht, dessen Gesicht sehr beschädigt ist, welches aber das des Königs, zu seyn scheint. Man sieht ihn in derselben Reihe von Gemälden beschäftigt, mit einer Sichel einen dicken Strauch, den ein Priester in der Hand hält, umzuhauen. Auf diese Gruppe folgt ein anderer Priester, der Wasser ausgießt über einen heiligen, weißen Stier, mit einem Bande um den Hals und auf dem Kopfe eine zunehmende Mondsscheibe mit zwei Palmen darüber.

Auf einer der Seitenmauern des Porticus ist die Aegyptische Armee in dem Augenblicke dargestellt, wie sie die Festung mit Sturm einnimmt. Der Feind trägt

einen Bäotischen, viereckten oder zirkelförmigen Schild und ist bewaffnet mit Bogen und Pfeilen. Einige Aegyptier sind schon im Besitze der äußern Werke, das Uebrige wird noch streitig gemacht. Da wo sie Meister sind, stürzen sie die Garnison in den Graben hinab. Die Belagerten leisten vergeblich Widerstand mit der Lanze, mit Bogen und Pfeilen, und sogar mit Steinen. Einige Weiber haben sich geflüchtet, und flehen um Mitleid. Andere suchen zu entkommen, und ihre besten Habseligkeiten mit fortzubringen. Ein Familienvater streckt flehend die Hände aus, und bittet um Schonung für das Leben seines Weibes und seiner Kinder, aber die blutdürstigen Belagerer haben schon seinen ältesten Sohn getödtet, und sind bereit auch die Uebrigen nieder zu machen. Auf der Höhe der Festung hält ein Mann ein Rauchfaß mit Feuer, ohne Zweifel zum Zeichen der Unterwerfung. Zwei Andere haben sich an einem Stricke an einer Hintermauer hinabgelassen, in der Hoffnung, die unter dieser Mauer stehenden Felsen zu erreichen, und sind in dem Augenblicke dargestellt, wo sie gewahr werden, der Strick sey zu kurz, und wo sie unter sich einen Trupp Feinde erblicken, der bereit ist, wenn sie ihren Fall überleben, ihnen den Tod zu geben.

Unter den geheimnißvollen Bildnereien dieses Tempels ist die, wo der König in der Mitte eines laubreichen Baumes sitzt, in der Hand den heiligen Torus und die Peitsche haltend. Isis ist auch auf dem Baume, mit der einen Hand hält sie den in Grade getheilten Stab, und mit der andern zeigt sie mit einem Rohrhalme auf einen Zirkel mit hieroglyphischer Schrift beschrieben. Ge-

genüber und hinter dieser Gruppe ist Osiris einmal mit dem Kopfe eines Ibis, und das andere Mal mit einem menschlichen Kopfe abgebildet, beide Mal in derselben Handlung begriffen wie die Isis. Wahrscheinlich beschäftigen sich diese Gottheiten damit, einige Worte aufzuschreiben, um die Gaben und das künftige Glück zu bezeichnen, womit jede den König, den sie beschützen, überschütten will.

Medinet Abou.

Unter den Denkmälern Thebens, weicht dieses Gebäude, das recht wohl das Memnonion des Strabo seyn kann, und durch seine Wichtigkeit mag verdient haben, dem ganzen, am östlichen Ufer des Flusses gelegenen Theil der Stadt den Namen zu geben, weicht, sage ich, an Umfang und Größe der Massen nur dem Tempel von Diospolis, steht ihm aber an Reichthum und Mannichfaltigkeit der Bildhauerarbeit nicht nach.

Eine äußere Einfassung, durch eine Mauer von Ziegelsteinen geschlossen, scheint drei verschiedene, aber zusammen verbundene, Gebäude umfaßt zu haben. Wir können sie etwas willkürlich mit dem Namen Kapelle, Palast und Tempel bezeichnen. Ein kleiner Pronaos, ein Propyläus und ein Porticus führen, wie gewöhnlich, zu dem Adytum oder heiligen Ort des ersten dieser Gebäude, das sonst überall den Namen eines Tempels verdienen würde. Die Bildnereien des Propyläus stellen, außer

den gewöhnlichen Opfergaben den König unter dem Bilde des Osiris dar, wie er vier Stiere vor Mendes hinführt. Derselben Gottheit werden zwei Augen, und dem Osiris Feuer und Wasser dargebracht. — In einiger Entfernung bearbeitet der Monarch den Boden, in Gegenwart des Osiris; die Hacke, deren er sich bedient, ist sehr groß, so wie die zu Eleithias abgebildete. Dieser Fürst scheint durch diese Handlung zur Feldarbeit aufzumuntern, nicht allein durch sein Beispiel, sondern auch indem er ihr den Anschein einer religiösen Pflicht giebt.

Da der Haupteingang des Palastes von der Ebene aus durch Schutt unzugangbar geworden ist, so kann man nur durch eine Seiten-Communication des Pronaos der Kapelle dahin gelangen. Von diesem alten Gebäude, das vielleicht die Residenz der Aegyptischen Monarchen war, ist nur ein Thurm von drei Stockwerken übrig geblieben, von denen jeder Stock zwei Gemächer enthält. Das untere Pflaster ist sehr gut erhalten, aber die obern Fußböden sind zugleich mit den Balken, die sie stützten, zerfallen. Im Innern zeigen die Mauern nicht dieselbe Verschwendung von Bildhauerarbeit als von Außen. Von jeder Seite eines Fensters ist eine Isis mtt Sperberflügeln auf den Knieen abgebildet, auf dem Kopfe einen halben Mond tragend. An einem andern Fenster sind vier hervorragende Sphynxe. In dem Winkel von einer der Kammern, sieht man zwei Weiber mit Körbchen mit Lotos auf dem Kopfe, die dem Könige einen Teller mit klei-

nen Kuchen darreichen. Der König sitzt, vor ihm ist eine andere weibliche Figur, die ihre Arme nach ihm ausstreckt, während er ihr einige von den Leckerbissen, die man ihm überreicht hat, in den Mund steckt. *) Die Hauptfassade dieses Gebäudes stellt den König vor, wie er mit seiner Keule vier Gefangene, die er am Arme hält, zu Boden schlägt. Er verrichtet diese Hinrichtung in Gegenwart des Osiris, der ihm dazu einen Säbel anbietet. Auf der entgegengesetzten Fassade überreicht derselbe Fürst der nämlichen Gottheit eine andere Reihe angeketteter Gefangenen, das Uebrige des Raums ist mit noch geheimnißvolleren hieroglyphischen Zeichen angefüllt. Das Dach ist mit einer Brustmauer versehen, mit bogenförmigen Einschnitten, wovon ein Theil noch vorhanden ist. Es gleicht so vollkommen den Mauern der durch Aegyptische Könige belagerten Städte, wie sie in den oben beschriebenen Kunstwerken abgebildet sind, daß man alle Ursache hat, dieß Gebäude für ein festes Schloß zu halten, das den Königen zur Residenz gedient hat. Die Ruinen zeigen überdies, daß es ehemals von weit größerem Umfange gewesen ist.

Der große Propyläus des Tempels, dem Palaste in einer Entfernung von 300 Fuß gerade gegenüber,

*) Dies erinnert an den in Abyssinien eingeführten Gebrauch, denjenigen, welchen sie ihre Zuneigung bezeugen wollen, Speisen in den Mund zu stecken. Die Reisebeschreibung des Herrn Salt enthält mehrere Beispiele davon.

ist, wie gewöhnlich, mit gefärbten Bildhauerarbeiten überdeckt. — In dem Innern des darauf folgenden Propyläus ist der Porticus dieses herrlichen Gebäudes. —

Auf einer der Wandabtheilungen ist der Monarch, auf der Rückseite seines Wagens sitzend, abgebildet, geschmückt mit dem Diadem, und umgeben von seinem ganzen Hofstaat. Die Pferde sind angeschirrt, aber von zwei Männern bei den Zügeln gehalten, und zwei andere halten die Füße der Pferde. Der König hält seinen Bogen mit der linken Hand, sein Köcher liegt ihm zur Seite, mit der rechten Hand zeigt er mit einer ruhig triumphirenden Miene auf eine schreckliche Scene, die vor seinen Augen sich zuträgt. Zwei Henker legen ganze Haufen von Händen und andere den Gefangenen abgehauene Glieder zu seinen Füßen. Hinter jedem dieser Henker steht ein Secretär, der die Zahl der dem Könige dargebrachten verstümmelten Glieder aufschreibt. *) Die darunter befindlich gewesenen Abbildungen sind absichtlich zerstört worden, doch sieht man noch ein großes Messer. Man kann daraus schließen, daß der Künstler verschiedene Arten, wie man die Körper verstümmelte, dargestellt hat. Hinter den Schreibern sind verschiedene Hofbeamte, deren gen Himmel gehobene

*) Dies scheint einige Aehnlichkeit zu haben mit dem Gebrauche der Abyssinier, einen Theil des Körpers derer, die sie im Kriege gefangen genommen haben, zu den Füßen ihres Oberhauptes nieder zu legen. Siehe die schon erwähnte Reisebeschreibung von Salt.

Hände die Verehrung für ihren Monarchen, und vielleicht nach dem gegenwärtigen Morgenländischen Gebrauche die Gebete ausdrücken, die sie für sein Leben und für sein Wohl gen Himmel senden. Im Hintergrunde bläßt ein Mann auf der Trompete, und einige Andere schleifen neue Schlachtopfer hinter sich her. Es scheint, alle Erfindungen, um sie auf diesem Zuge zu martern, seyen hier erschöpft worden. Einige Gefangene tragen Handfesseln, andere haben die Ellenbogen vorn zusammengebunden und in die Höhe gerichtet, andere haben die Ellenbogen über den Kopf zusammen gebunden; von zwei andern hat der eine die Ellenbogen und der andere beide Fäuste auf den Rücken befestigt; in diesem Zustande sind sie Rücken an Rücken gebunden, und dieser letztere hat den Arm an der Schulter des ersteren befestigt, ein Gefangener hat die Hände zugleich an seine eigenen Schultern und an die Ellbenogen eines Andern gebunden.

Wenden wir uns von dieser gräuelvollen Scene zu einer ähnlichen, so finden wir denselben Monarchen wieder, wie er, von Blut und Grausamkeit noch nicht gesättigt, seinen Wagen leitet, ohne ihn in Galopp zu setzen, woran ungefähr zwanzig Gefangene mit, nach der beschriebenen Weise zusammengewundenen Händen und Armen befestigt sind. Die nicht nachfolgen können, werden auf dem Boden geschleift, und drei unter ihnen sind an die Deichsel gebunden. Die Angst und die Qual dieser Unglücklichen sind mit der größten Wahrheit ausgedrückt. Der Künstler zwingt uns, sein Ta-

lent zu bewundern, indem er uns mit Entsetzen erfüllt, und es ist übrigens nur zu wahrscheinlich, daß er das Andenken an wirkliche Scenen verewigt hat, denn es ist schwer zu glauben, daß man ihm würde erlaubt haben, dieses barbarische Verfahren in seinen Abbildungen mitten in der Hauptstadt und auf den Mauern der Tempel noch zu übertreiben.

Unterhalb dieses Gemäldes sieht man eine Colonne Infanterie, mit langen Piken und Degen bewaffnet, langsam heranrücken. Dieser Zug bewegt sich so genau und regelmäßig, daß man daraus schließen muß, daß die Könige von Aegypten große, wohl disciplinirte Corps von Infanterie unterhielten.

Um uns von diesen empörenden Scenen der Grausamkeit zu erholen, wendeten wir unsere Augen zu einer Darstellung anderer Art. Der König und seine Brüder oder Bundesgenossen ziehen in Prozession zu ihren Göttern, und danken ihnen für einen Sieg oder eine glückliche Ueberschwemmung. Der Glanz dieser Ceremonie, und der hohe Rang der dabei vorkommenden Personen lassen beinahe glauben, daß hier von einem Sieg die Rede ist. Die Priester tragen eine geweihte Barke, die heiligen Bücher, Rollen von Papyrus, Götzenbilder aller Art, Scepter, Lotos und Palmblätter.

Das Adytum ist zum Theil zerstört, und der Ueberrest von Trümmern verschüttet, so daß wir nur noch die Abbildungen an der nördlichen Mauer zu beschreiben

haben. Sie sind sehr verstümmelt, aber nicht ohne Interesse. In einer der daselbst vorgestellten Scenen ist der König auf seinem Wagen, und man sieht nicht weit davon die Festung oder den Palast, der ihm gehört. Die Schießscharten in der Höhe der Mauern, und alle übrigen Verhältnisse dieses abgebildeten Schlosses, haben viele Aehnlichkeit mit dem Originalgebäude, wie es noch zu Medinet-Abou befindlich ist. In einem andern Schlachtstücke tragen die Feinde die hohe Asiatische Tiare (Hauptschmuck) und einen gestreiften Panzerrock, sie sind mit langen Piken und runden Schilden bewaffnet, und einige haben kurze Degen. Ihre Wägen sind von verschiedener Form, einige davon scheinen von Eisen zu seyn, da sie, wie die Canaaniter, aus über's Kreuz gelegten Eisenstangen zusammengesetzt sind. Sie werden von Büffelochsen gezogen, deren Joch eine bloße Stange ist, und wo die Zugriemen um die Brust gehen. Hierauf kommt eine Jagd. Der König auf seinem Streitwagen hat schon zwei Wurfspieße geschleudert, und zwei Löwen an der Seite durchbohrt, einer davon entflieht in's Gehölz. Der Monarch ist von einem Truppe Soldaten begleitet, die mit Lanzen, Keulen und Säbeln bewaffnet sind.

Die folgende Abbildung hat einen, von allen übrigen Kunstwerken, die ich in Theben gesehen habe, verschiedenen Charakter. Sie stellt das Aegyptische Heer dar, mit dem König an der Spitze, wie es einem Feinde, der eben eine Landung versucht, den stärksten Widerstand leistet. Der König ist herabgestiegen von seinem Wagen

und begleitet von seinen Söhnen, er hat schon 10 Feinde, denen es gelungen war ans Land zu kommen, zu Boden gestreckt, er tritt sie mit Füßen, und unterstützt zugleich mit seinen Pfeilen den Kampf seiner Flotte. Die Aegyptier sind zu Wasser nicht weniger glücklich, als auf dem Lande. Ihre Barken sind mit Gefangenen angefüllt, die ihre runden Schilde, Degen und Piken gegen Handschellen ausgetauscht haben. Die gewöhnlichen Hinrichtungen und Opfer nehmen die beiden folgenden Abtheilungen der Mauer ein. Auf einigen Belagerungs-Scenen wird von der Höhe der Festung, zum Zeichen der Unterwerfung, ein Signal mit Feuer gegeben.

Als Theben sich in viele kleine Städte und Dörfer theilte, schienen die beträchtlichsten von den, am westlichen Ufer des Flusses gelegenen, Orten das Viertel der alten Stadt, das den Namen Memnonion führte, zum Mittelpunkt gehabt zu haben, und besonders die beiden eben beschriebenen großen Tempel. Der letztere (Medinet Abou) nennt sich, wie es scheint, noch bis diesen Tag die Stadt. *) Nach und nach entfernten sich die Einwohner von diesen Städten und Dörfern, da die Entfernung vom Sitz des Gouvernements den Aufenthalt daselbst unbequem oder doch wenig vortheilhaft machte. Sowohl die strenge Behandlung, die Theben und die benachbarten Orte zu verschiedenen

*) Man hat weiter oben gesehen, daß Medinet-Abou die Stadt des Vaters heißt.

Zeiten unter der launenhaften Regierung der Ptolemäer zu erdulden hatten, als die Begünstigungen, welche diejenigen erhielten, die sich an die Küste des Mittelländischen Meeres, um den Handel mit Europa zu führen, oder in der Nähe von Coptos, wegen des Indischen Handels, niederließen, alle diese Ursachen wirkten gleich zerstörend auf den Zustand dieser sonst so blühenden Hauptstadt. Trotz dieser ungünstigen Umstände, sehen wir doch, daß sie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums der Sitz einer beträchtlichen Kirche wurde, wiel der District des ehemaligen Theben nicht weniger als zwei Bischöffe hatte, den einen zu Maximianopolis, was man für das heutige Medmont hält, und den andern im eigentlichen Theben. Dieser letztere war am westlichen Ufer des Flusses, und der erstere auf dem östlichen; die Ueberreste einer Griechischen Cathedralkirche, die man noch in dem Porticus des Tempels von Medinet-Abou sieht, lassen vermuthen, daß daselbst der Hauptsitz des östlichen Kirchsprengels war. Es ergiebt sich übrigens aus dem alten Gemäuer und zerbrochenen Steinblöcken, auf welchen der Grund dieser Kirche ruht, daß sie erst auferbauet worden ist, nachdem der alte Tempel lange vorher seinen geheiligten Charakter verloren hatte, das heißt, zu einer Zeit, wo das Heidenthum vom Hofe verbannt, und das Christenthum die Religion des Reichs geworden war. Als nachher die Christliche Religion von der Mahomedanischen verdrängt wurde, verloren nach und nach die beschädigten Ueberreste der alten Hauptstadt Aegyptens jede Art von Glanz, und fielen in die tiefste Vergessenheit. Zu den

politischen Ursachen, welche diese Orte verödeten, kamen noch physische Gründe hinzu, welche dasselbe bewirkten. In dem Verhältniße, wie Theben seinen Handel und Reichthum verlor, konnten die öffentlichen Werke und Anstalten nicht anders als vernachläßigt werden, denn die Unkosten zu ihrer Unterhaltung setzten einen Zustand von Wohlhabenheit und eine beträchtliche Bevölkerung voraus. In Aegypten haben beinahe alle öffentlichen Gebäude und Anstalten keinen andern Zweck, als eine richtige Vertheilung des Wassers und Einrichtung der Canäle. Die Canäle, die in jeder Richtung das Gebiet der Stadt Theben durchschnitten, mußten unbrauchbar werden, sobald man nicht mehr für ihre Erhaltung sorgte; in kurzer Zeit waren sie mit Schlamm verstopft und nicht mehr im Stande, das überflüssige Wasser der Ländereien abfließen zu lassen, so daß diese von Tag zu Tag schlechter werden, und zugleich die Luft mit schädlichen Dünsten verpesten mußten. Diejenigen daher, die einen andern Wohnort aufsuchen konnten, zogen sich in andere Städte und die Landleute, durch ihre Arbeit und ihre Gewohnheiten an den Boden gebunden, begaben sich nicht weiter, als in das benachbarte Gebirge. Hier machten sie sich aus alten Gräbern bequeme Wohnungen, indem sie auf gewisse Weise zu den Sitten ihrer Vorväter, der Troglodyten, zurückkehrten, und fanden hier in der Wohnung der Todten die Gesundheit wieder, die von dem flachen Lande gewichen war. Dieser neue Aufenthaltsort bot ihnen übrigens genug Weide dar zur Nahrung für ihr

Vieh, und hinlängliches Getraide für ihr eigenes Bedürfniß.

Da wir den ersten Keim der Wissenschaft, Politik und Religion den Nachkommen der Troglodyten verdanken, die ihre Höhlen verließen, um das Menschengeschlecht aufzuklären und zu civilisiren, so können wir nicht wissen, wie viel Jahrhunderte hinreichen werden, die aufgeklärtesten Nationen Europens wieder in Barbarei zu versenken.)

Es wäre ein sehr unnützes Unternehmen, alle in der Ebene von Theben, besonders in der Nähe der Wüste und unter den Ruinen der erwähnten Tempel zerstreuten, kolossalen Statuen beschreiben, oder auch nur aufzählen zu wollen. Im Ganzen genommen, gleichen sie, in Ansehung der Form, der Kleidung und der Stellungen denen, die sich auf der andern Seite des Flusses befinden. Aber ich kann die Wunderwerke dieser alten Stadt nicht verlassen, ohne in Betreff der drei merkwürdigsten Statuen des westlichen Ufers in einiges Detail einzugehen.

Ich habe schon gesagt, daß der zwischen Medinet Abou und El Ebek gelegene Tempel von Französischen Reisenden Memnonion genannt worden ist, wegen der zerbrochenen Statue von rothem Granit, die sich innerhalb seines Umfanges befindet. Nach verschiedenen, an diesen Koloß angestelltem Messungen fand ich, daß der Umfang des obern Theils des Fußes 6 Fuß und 6 Zoll

hielt, und die Schultern 62 — 63 Fuß im Umfang hatten. Diese ungeheuere Statue ist in der Gegend des Gürtels zerbrochen, und die obere Hälfte liegt auf dem Rücken am Boden. Das Gesicht ist gan zerstört. Wenn man die Kühnheit des Künstlers, der diese Statue ausarbeitete, uud die Kraft, die sie aufgerichtet, gehörig bewundert hat, so staunt man nicht weniger über die Gewalt und Anstrengung, die es erfordert hat, sie umzustürzen. Nur mit Hülfe einiger Kriegsmaschinen war es möglich, dies ins Werk zu richten, und ohne Zweifel gehörte viel Zeit dazu. Die Statue hat die ganze Mauer, so weit sie dieselbe erreichen konnte, bei ihrem Fall mit umgestürzt. Nicht ohne große Mühe und Gefahr kletterten wir auf ihren Hals, und ihre Schultern. Indem ich von da bis an das Kinn stieg, bediente ich mich der Hülfleistung eines Arabischen Domestiken, der mir zur Seite mitten durch hieroglypische Schriftzüge den Arm hinaufstieg.

Die beiden andern Statuen, die auch von einigen Reisenden Statuen des Memnon genannt werden, sind in der Ebene auf dem halben Wege zwischen dem Flusse und der Wüste. Die Ueberschwemmung hatte sie kaum im Januar trocken gelassen, und wir gelangten daher nicht ohne Mühe zu ihnen. Ihre Höhe beträgt ungefähr 50 Fuß. Jede ruht auf einem Piedestal, das 6 Fuß hoch, 18 Fuß lang und 14 breit ist. Sie sind aus einem röthlichen, sehr harten Sandstein verfertigt. Der Einfluß der Luft hat an mehreren Orten seine

Farbe verändert, so daß er hier und da schwarz, grau, braun oder weißlich aussieht.

Wenige Denkmäler der alten Pracht der Aegyptier haben den Scharfsinn der Alterthumsforscher so in Bewegung gesetzt, als die Untersuchung über die Statue, des Memnon, oder vielmehr derjenigen Statue, von der man sagte, sie gäbe geheimnißvolle Töne von sich, wenn die ersten Strahlen der Sonne sie beschienen. Die darüber entstandenen gelehrten Streitigkeiten haben ihre Quelle in den widersprechenden Berichten der Geographen, Naturforscher, und Dichter des Alterthums. Die Franzosen haben sich für die Meinung entschieden, welche den umgeworfenen Koloß des Tempels, den sie Memnonion heißen, für diese alte Statue anerkennt. Pococke hingegen glaubt sie in derjenigen der beiden eben erwähnten Statuen wiederzufinden, welche am nördlichsten liegt.

Strabo sagt bloß, am entgegengesetzten Ufer des Flusses, wo Memnonion sey, wären auch zwei kolossale Statuen, jede aus einem einzigen Stein, und beide nahe an einander, der obere Theil wäre, wie man sage, durch ein Erdbeben abgebrochen, und aus dem unteren Theile, der noch auf dem Thron oder der Basis ruhe, gehe jeden Tag ein Ton hervor, der einem leisen Anklang ähnlich sey. Dies stimmt vollkommen mit dem Ausdruck Juvenals überein. *) Ferner sind die beiden gedachten Statuen nicht weiter von einander entfernt als 54 Fuß. Sie sind nach demselben Punkt des Hori=

*) Dimidio magicae resonant ubi Memnone chordae.

zonts gerichtet. Sie haben die größte Aehnlichkeit sowohl in Ansehung der Größe, als des Charakters und der Verhältnisse. Eine davon ist ohne allen Zweifel aus einem einzigen Steinblocke gehauen, die nördliche ist offenbar am Gürtel entzwei gegangen. Der untere Theil besteht aus einem einzigen Blocke, *) aber der Leib, die Arme und der Kopf sind aus mehreren horizontalen Lagen eines Steines gemacht, der von dem der Beine und der Basis verschieden zu seyn scheint.

Pausanias beschreibt dies Denkmal auf folgende Art: „Der Koloß der Aegyptier, der sich in dem Aegyptischen Theben auf der andern Seite des Nils und nahe bei den Syringes befindet, ist in meinen Augen noch erstaunenswürdiger. Es ist eine sitzende Statue, die eine Stimme hat; man nennt sie gewöhnlich Memnon; man sagt, daß dieser Memnon aus Aethiopien nach Aegypten und bis nach Susa gebracht worden sey, die Einwohner von Theben versichern jedoch, diese Statue sey nicht die des Memnon, sondern des Phamenoph, ihres Landsmannes. Einige Personen haben mich versichert, daß es die Statue des Sesostris sey, die auf Befehl des Cambyses in zwei Stücke gebrochen worden, und der obere Theil vom Kopf bis an den Gürtel liege umgeworfen auf dem Boden. Der Ueberrest der Statue ist sitzend, und läßt jeden Tag beim Aufgang der Sonne einen Ton ausgehen, der dem Ton der Saite einer Harfe oder Lyra ähnlich ist." **)

*) Monolithos.

**) Pausanias Atticus. C. 42.

Plinius erzählt dasselbe Phänomen von einer Statue von Theben, die man die des Memnon nenne, und welche, setzt er hinzu, von einem Stein wäre, der dem Basalt ähnlich sey, und die Farbe und Härte des Eisens habe.

Philostratus macht in seinem Leben des Apollonius von Thyana eine lange Erzählung von dieser Statue, welche Damis, der Gefährte des Philosophen und Magikers gesehen hat, sagt aber nicht, daß sie gebrochen sey. Sie muß also zu seiner Zeit entweder schon wieder reparirt worden seyn, oder er spricht von einer andern Statue. Er sagt ferner, es sey die Statue eines jungen Mannes und habe das Gesicht gegen Osten gerichtet, sie gebe einen Ton von sich, wenn die Strahlen der Sonne ihre Lippen berührten, und sie habe die Hände an den Leib gedrückt und die Füße in einander gefügt, wie alle Statuen, die vor dem Jahrhundert des Dädalus verfertigt worden sind. Diese Beschreibung paßt auf die gedachte Statue in Ansehung der beiden letzten Punkte, aber diese Statue scheint nicht die eines jungen Mannes zu seyn, und ihr Gesicht ist gegen Süd-Ost gerichtet. Derselbe Schriftsteller spricht von dieser, mit einer Stimme begabten Statue, als wenn sie am Ende einer Reihe von kolossalen Hermen gestanden habe. Dieser Umstand schien die Meinung derer zu unterstützen, welche glauben, er spreche von einer im Memnonion aufgestellten Statue. Man muß aber bemerken, daß diese Statuen in Form von Säulen, die den Karyatiden der Griechen zu

Mustern gedient zu haben scheinen, in den verschiedenen Gebäuden von Theben sehr gewöhnlich waren, und die, von denen Philostratus spricht, können mit dem Rest des Tempels, zu welchem diese beiden Statuen gehörten, zu Grund gegangen seyn. Wie dem auch sey, so hat doch das Zeugniß des Strabo, der erzählt, was er gesehen hat, mehr Gewicht, als das des Plinius und Philostratus, die bloß wiederholen, was sie haben sagen hören.

Das äußere Ansehen dieser Statue entspricht ganz dem, was Tzetzes sagt, daß sie nämlich aus einem Stein von einem gemischten oder gefleckten Roth verfertigt wär. An einigen Orten ist er ganz roth, an andern gleicht er einer Breccia, *) oder Puddingstein, zusammengesetzt aus Kieseln von verschiedenen Farben.

Zu den oben angeführten Zeugnissen, die im Ganzen der Meinung des Pococke günstig zu seyn scheinen, muß man noch die einer Menge von Griechen und Römern hinzufügen, die diese Statue zu verschiedenen Zeiten besucht, und ihre Namen auf die Beine und Füße derselben eingegraben haben mit der Erklärung, sie hätten den Ton oder die Stimme des Memnon zu der und der Stunde gehört; (meistens eine oder zwei Stunden nach Aufgang der Sonne) denn es läßt sich nicht annehmen, sie hätten den Ton aus einer Statue kommen hören, und diese Thatsache auf einer andern

*) Eine Marmorart, die sich häufig in den Pyrenäen findet.

Statue schriftlich bemerkt. Auch Strabo besuchte diese Statue, und hörte ihre Stimme. Wir suchten aber unter so vielen Inschriften vergebens nach dem Namen dieses berühmten Geographen.

(Der Verfasser führt hierauf mehrere dieser Inschriften an, wovon eine die oben angeführte Stelle des Pausanias erklärt. Es ist eine Griechische Inschrift, deren Verfasser sagt: „Er habe die göttliche Stimme des Memnon oder Pamenoph gehört.“ Dieser letztere war ein alter König von Aegypten und Nachfolger des Sesostris, den die Griechen mit dem Aethiopier Memnon, dem Sohne der Aurora verwechselten.)

Die meisten dieser Inschriften und vielleicht alle sind unter der Regierung der ersten Römischen Kaiser geschrieben worden; keine scheint viel später zu seyn, als die Regierung Hadrians, und die häufige Wiederholung des Namens dieses Kaisers, ohne den Beinamen divus, führt auf die Vermuthung, daß sie von denen herstammen, die ihn auf seiner Reise nach Aegypten begleitet haben, oder daß sie wenigstens bei seinen Lebzeiten sind geschrieben worden.

Um eine Vorstellung von den Verhältnissen dieser kolossalen Statue zu geben, brauche ich nur anzuführen, daß die Höhe des Beines und Fußes 18 Fuß und 5 Zoll beträgt, die Länge des kleinen Fingers vier Fuß fünf Zoll, und daß die Höhe des Beines und Fußes der kleinen,

neben dem großen Koloß stehenden Figur nicht unter sechs Fuß ausmacht.

Die andere kolossale Statue, die mehr nach Süden steht, hat beinahe dieselben Dimensionen. Die Piedestals, auf welche diese Statuen aufgestellt sind, enthalten eine Menge eingegrabener Hieroglyphen, wo man die gewöhnlichen Sinnbilder Aegyptischer Mysterien wiederfindet. An beiden Seiten der Throne, auf welchen diese Statuen sitzen, sind zwei Priester abgebildet, die mit Händen und Füßen Lotosstängel binden und pressen, die bestimmt scheinen eine Tafel zu unterstützen, auf welcher die Throne selbst der Annahme nach ruhen müssen.

(Das siebente Kapitel enthält die Reise von Theben nach Dendera. Es fängt mit einer Griechischen Inschrift von der Königin Cleopatra und Ptolemäus Philometor an, die auf dem Propyläus eines zertrümmerten Tempels gefunden worden, welcher unter dem Namen Aroures wahrscheinlich dem Merkur geweiht war.)

Als wir Theben verließen, folgten wir dem Laufe des Flusses bis an das volkreiche Dorf Benoud. Am folgenden Tage bestiegen wir Esel von schöner Rasse, um vier Meilen von da die Ruinen des alten Coptos zu besuchen, das heutzutage von den Einwohnern Gopht genannt wird.

Man nimmt so ziemlich allgemein an, daß diese Stadt vor den Ptolemäern von keiner Bedeutung gewesen sey. Wenn diese Meinung gegründet ist, so be-

weisen die Ruinen, die man hier sieht, für eine Vermuthung, worauf uns schon andere Bemerkungen gebracht haben, daß nämlich mehrere Tempel, die man in Aegypten findet, im Styl der alten Aegyptischen Architektur erbauet und Aegyptischen Göttern geweiht, erst nach den Eroberungen Alexanders errichtet worden sind. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die vortheilhafte Lage dieser Stadt in der entferntesten Zeit des Alterthums wenigstens einen Theil vom Handel des ganzen Landes dahin gezogen hat. Es ist bekannt, daß die ersten Ptolemäer, denen diese Vortheile in die Augen fielen, aus dieser Stadt den Haupt-Stapelplatz zwischen Indien und Aegypten machten. Eine weite fruchtbare Ebene, dem niedrigsten und eben darum gangbarsten Theil der Gebirge Arabiens*) gegenüber, schien ihnen ganz geeignet zu seyn, den blühendsten Handel herbeizuziehen. Indem sie also diesen Plan mit der Beharrlichkeit und der großen Ansicht verfolgten, welche alle Unternehmungen und Anstalten dieser berühmten Nachfolger Alexanders charakterisiren, so errichteten sie mitten durch die Wüste eine Straße, und erbaueten auf diesem Wege in gehörigen Zwischenräumen Häuser, die bestimmt waren, der Karawane die von Coptos anfänglich nach Bérénice, und in der Folge nach Myos Hormos zog, zu Ruhepunkten zu dienen.

*) Ich nenne diese Gebirge so, um mich nach dem Sprachgebrauche des Strabo und anderer Alten zu richten, und um sie von den Gebirgen der Libyschen Wüste zu unterscheiden.

Coptos führte den Handel nach Indien über Bérénice, und mit Europa über Juliopolis (zwei Meilen von Alexandria gelegen) bis zur Zerstörung der Griechischen Herrschaft in Aegypten fort. In diesem Zeitpunkte verlegten die Sarazenen die Handlungs-Etablissements nach Cous, was das alte Apollinopolis parva war. Man weiß nicht, was zu dieser Veränderung Anlaß gab, wenn es nicht vielleicht deshalb geschehen ist, daß Coptos, lange Zeit nach der Eroberung der Sarazenen der Hauptort der Christenheit in Aegypten blieb, obgleich diese Eroberung der Stadt einen tödtlichen Stoß gegeben, und sie gegenwärtig dem Auge nur einen Haufen von Ruinen darbietet.

Der Raum, den diese Ruinen einnehmen, ist von irregulärer Form, und hat ungefähr zwei und eine halbe Meile im Umfange. Das kleine Dorf Gopht liegt an einem der Winkel. Wir fanden unter diesen Ruinen die Ueberreste zweier Tempel, von denen kein Theil seinen ursprünglchen Platz noch einnimmt, außer vielleicht die Basis eines Propyläen von Granit. Mehrere Bruchstücke von rothem und grauen Granit und einige kleine Stücke Porphyr liegen hier und da zerstreut. Die eingestürztn Mauern einer großen Griechischen Kirche nehmen den übrigen Raum ein, und umschließen mehrere, auf dem Boden liegende Säulen, die sonst dieser Kirche zur Stütze und Zierde dienten. Die Capitäler dieser Säulen waren weitblätterig, und denen der Säule zu Alexandria sehr ähnlich.

Die Mauern der alten Stadt sind an mehreren Orten kennbar, hauptsächlich gegen die Gebirge zu. Eine halbe Meile nord = östlich von den Ruinen gegen ein elendes Dorf zu, das Elkeman heißt, sahen wir einen kleinen Tempel ohne Säulen, dessen Mauern mit Hieroglyphen bedeckt waren, welche die gewöhnlichen Opfergaben und Priester, und deren Gottheiten darstellten.

Indem wir der Mauer entlang süd = süd = westlich von der Stadt unsern Weg einschlugen, kamen wir an eine wohlgemachte Landstraße, die eine südöstliche Richtung gegen das Gebirge nimmt. Offenbar ist sie in der Absicht erbauet worden, um den Zug der Karawanen durch ein mit Canälen durchschnittenes und oft mit Wasser überdecktes Land zu erleichtern. Sie muß ehedem auf den Weg geführt haben, der durch die Wüste hindurch nach Bérénice geht, so wie sie jetzt auf den Weg nach Cosseir führt. Ungefähr eine Viertelmeile von der Stadt, bei einem großen Teiche oder Wasserbehälter, theilt sich diese Straße in zwei Arme, wovon der eine nach dem Thore der Stadt führt, und der andere dem Laufe des Flusses gefolgt zu haben scheint. Am Punkte der Vereinigung sieht man noch die Reste eines ansehnlichen Gebäudes, das wahrscheinlich zu Handelszwecken bestimmt war, und Magazine enthielt. Man sieht noch die Ruinen einer großen Brücke, und mehrere kleine, steinerne Tröge, die dazu dienten, die Karawanen mit Wasser zu versehen. Am westlichen Winkel der Stadt, dem Flusse gegenüber, ist

eine hübsche steinerne Brücke, auf sechs große Pfeiler gestüzt, und hauptsächlich von Bruchstücken der Tempel erbauet, wie man aus den umgekehrten und in keiner Folge stehenden Hieroglyphen ersieht, welche verschiedene dieser Blöcke verzieren. Ein Gang oder eine Wasserleitung, in Gestalt eines Bogens oder Gewölbes, zwischen der Brücke und der Mauer befindlich, scheint unter den ersten Römischen Kaisern erbauet worden zu seyn. Die Communication der Straße mit dem Flusse war in jeder Jahreszeit mit Hülfe dieser Brücke, und einer ganz ähnlichen etwas weiter unten, offen.

Die Ebene, auf welcher Coptos liegt, erstreckt sich von der Seite des Flusses auf anderthalb Meilen, und nach der Wüste zu auf vier Meilen. Der Boden daselbst ist, so wie in dem übrigen Thebais, geeignet die reichsten und kostbarsten Erzeugnisse hervorzubringen, ob er gleich in seinem jetzigen Zustande nicht viel Anderes als Weizen, Linsen, Gerste, Bohnen und sehr wenig Zucker erzeugt. Im Sommer trägt fast alles angebauete Land Durra, aber bei weitem der größte Strich Landes wird zu Weiden für Hammel, Ochsen, Kameele und Dromedare benutzt. Der gewöhnliche Preis eines guten Dromedars ist ungefähr acht Pfund Sterling.

Obgleich die Ueberschwemmung vom vorigen Jahre so reichlich gewesen war, daß der Landmann von Ober-Aegypten sein Getraide bauen konnte, ohne seine Zuflucht zu der künstlichen Winterwässerung zu nehmen, die man Chetaouy heißt, so war doch die ganze Ebene

von Coptos schon seit mehr als einem Monat vom Wasser frei, und von dem Grün der jungen Saat bedeckt, woraus sich, gegen die Meinung des Doctor Shaw, schließen läßt, daß der Boden dieser Ebene höher ist, als der von der Ebene von Theben.

Aus einer Stelle des Strabo sieht man, daß das alte Coptos gemeinschaftlich von Aegyptern und Arabern bewohnt war, was anzeigt, daß die Führung der Karavanen ehedem, so wie in unsern Tagen, in den Händen der Araber gewesen ist, denn sonst ließe sich nicht erklären, warum diese Stadt allein durch diesen besondern Umstand ausgezeichnet wäre.

Der Verkehr zwischen Aegypten und Arabien war bis zum Zeitpunkte der Eroberungen der Sarazenen, und der Einführung des Mahomedanismus in Aegypten, bloßer Handelsverkehr. Jene wichtigen Begebenheiten mußten natürlich diese Art von Verkehr noch vermehren, und ihnen ein größeres Ziel geben. Das Wallfahrten nach Mekka wurde eine der ersten Religionspflichten, und lange Zeit hindurch vereinigten sich frommer Eifer und Gewinnsucht, um die Verbindungen zwischen dem Vaterlande des Propheten, und dem reichsten der seiner Religion unterworfenen Länder zu erleichtern und zu vervielfachen. Verschiedene, nach einander erfolgte Veränderungen im Gouvernement, in der Politik und im Handel haben in Aegypten den Fortschritten dieser Religion Einhalt gethan, und beschleunigen ihren Untergang. Gegenwärtig wird dieser Handel hauptsächlich durch die

Karavane betrieben, die jährlich von Cairo kommt, und zum Theil aus Pilgrimmen, zum Theil aus Kaufleuten besteht. Die übrigen Karavanen schlagen ungefähr den ehemaligen Weg ein, und gehen von Kenné nach Cosseir, anstatt von Coptos nach Bérénice zu gehen.

Diese Karavanen machen die Reise vom Nil bis an die Küste des rothen Meeres mit einer Bedeckung von Ababdischen Arabern, die für den Schutz, den sie gewähren, außer dem Miethgeld für die Kameele, einen Antheil an den transportirten Waaren erhalten. Aber dieser Schutz ist oft unzureichend, die Karavane sieht sich oft genöthigt, die Freundschaft eines andern Stammes, der Atouni, zu erkaufen, die tapferer und kriegerischer sind, als die Ababden, und den Karavanen stets Besorgniß verursachen.

Als das Gouvernement von Ober-Aegypten noch im Ansehen und wohl eingerichtet war, wurden die aus Cairo von dem Pascha gesendeten Cachefs, *) mit einer so starken Bedeckung von Mammelucken versehen, daß die Karavanen unter ihrem Schutze ihre Reise furchtlos zurücklegen konnten. Man fürchtete damals die Atounis nicht, und nahm nur Ababden mit, um die kleinen Diebstähle zu verhüten, die verirrten oder nachziehenden Reisenden zu beschützen, und um sie als Wegweiser zu gebrauchen. Aber seit langer Zeit sind Ober-Aegypten und Cairo das Theater der innern Kriege der dortigen

*) Anführer der Karavane.

Kewalthaber geworden, und der Einfluß der Araber, die sich unter die Fahne bald dieses, bald jenes Anführers begeben, hat seitdem sehr zugenommen. Ihre Streitigkeiten mit den Befehlshabern von Kenné und ihre Zwistigkeiten unter einander haben die Abreise der Karavanen häufig um mehrere Monate verzögert.

Der gewöhnliche Miethpreis eines Kameels für die Reise von Cosseir ist 600 Paras oder 35 Franken, wovon der Cachef der die Karavane führt, 40 Paras und die Ababdischen Wegweiser 20 erhalten, das Uebrige gehört dem Eigenthümer des Kameels. Die gewöhnliche Ladung eines Kameels ist ungefähr 6 Centner, außer 40 Pfund Bohnen, als Lebensmittel für 4 Tage. Die große Karavane, die zu bestimmten Zeiten abgeht, besteht oft aus mehr als 1000 Kameelen, aber es giebt, auch kleinere die immer auf dem Wege sind.

Die Haupt-Handelsartikel, die man nach Cosseir führt, sind Waizen, die Hauptladung der Karavanen, sowohl in Körnern als in Mehl, Honig, Oel, Zucker, Bohnen, Linsen und Leinewand. Der Kaffee ist der Hauptartikel der Rückfracht. Hierzu kommt noch arab. Gummi, baumwollne Zeuche, Weihrauch, Pfeffer, Shawls und Indische Musseline, und in geringer Menge einige Englische Fabrikate, die aus Bombay kommen. Die Ausfuhrartikel von Aegypten entrichten, außer einem unbedeutenden Geschenke an die Beamten des Gouverneurs von Kenné, keine Abgaben an das Gouvernement, vermuthlich nach dem Grundsatze, daß man die für das

Vaterland des Propheten bestimmten Lebensmittel nicht mit Abgaben beschweren dürfe; denn es ist unter den Mahomedanern eine angenommene Meinung, daß der Sultan von Constantinopel nur deshalb das Oberhaupt der Religion ist, weil er als Herr von Aegypten, über die Kornkammer Arabiens zu verfügen hat. Aber die Rückkehr-Artikel dieses Handels sind Zöllen unterworfen, zu Cosseir und zu Kenné, außer dem, was noch in Cairo zu bezahlen ist. Die Gefälle werden zu Cosseir in natura erhoben, zu Kenné aber in Geld. Der Kaffee, giebt in natura vom Ballen zu 3 Centnern 10 Pfund ab, und zahlt für den Cantar 20 Englische Schillinge. Die Indischen Musseline zahlen in Cosseir 10 Prozent.

Dieser Handel ist hauptsächlich in den Händen der Araber, was von dem dringenderen Bedürfniß herrühren kann, das Arabien nach den Producten Aegyptens hat, als Aegypten nach denen Arabiens. Auch bemerkt man an der Küste Arabiens eine allgemeine Fähigkeit zum Handel, und eine größere Kenntniß der Maximen und Gebräuche des Handels, als man sie in Aegypten antrifft. Diese Ueberlegenheit verdankt es unstreitig der vortheilhaften Lage der Arabischen Städte am Meere, seinen Häven, dem Platze, den es zwischen Aegypten und Indien, dem ältesten Wege des Seehandels, dessen die Geschichte erwähnt, einnimmt, ferner den Aufmunterungen, welche das Gouvernement den Handlungs-Unternehmungen angedeihen läßt, und endlich der größe-

ren Sicherheit des Eigenthums, welche Arabien vor Aegypten voraus hat.

Diese Arabischen Kaufleute kommen entweder selbst nach Kenné, oder schicken ihre Agenten dahin. Auch die Aegyptier machen daselbst einige Geschäfte. Einige wenige sind in den Händen der Ababdischen Stämme. Jedes Jahr wird außerdem eine beträchtliche Menge von Waaren aus Aegypten und Arabien durch diejenigen Afrikaner und Aegyptier ausgeführt, die den Kaufmansstand mit dem des Pilgrim vereinigen.

Im Laufe unserer Reise von Assouan haben wir eine große Anzahl dieser pilgernden Kaufleute, die aus dem Innern von Afrika kamen, angetroffen und eingeholt. Als wir sie am Ufer des Flusses erreichten, ermangelten sie nicht, nach ihrer Gewohnheit uns anzubetteln, und dies thun sie bei Allen, die sie unterwegs antreffen. Ein Para reichte hin sie zufrieden zu stellen, aber sie ruhten nicht eher, bis sie dies geringe Almosen erhalten hatten. Selten schlägt ihnen dies fehl, indem sie entweder mit ihren Bitten nie ablassen, oder sich in einen Kreis setzen, und bald das Lob des Propheten, bald ein anderes Lied ihres Volkes singen. Ihre Tonweise ist wohlklingend und sanfter, als die der Türken und Araber, ihr Gesang ist richtiger, und ihr Ohr mehr musikalisch. Sie verlangen zuweilen Almosen mit einem zuversichtlichen Tone, ohne jedoch die mindeste Absicht zu haben, es durch Gewalt zu erzwingen, und nie habe ich sie des Diebstahls beschuldigen hören. Die erste

Frage, die sie an einen Mann thun, den sie besser gekleidet sehen, als sie es sind, ist: Andakum Fluss? Hast du Geld? Als wenn dieser Umstand ihnen schon das Recht gäbe, welches zu fordern. Alles, was sie empfangen, wird in eine gemeinsame Börse gethan, die der Aelteste von ihnen bewahrt.

Ein Vortheil, den Kenné als Marktplatz für den Arabischen Handel in diesen Zeiten der Verwirrung und Anarchie in Aegypten, durch seine Lage genießt, ist die Nachbarschaft der Wüste, die sich hier bis auf einige hundert Meter dem Flusse annähert. Dieser Umstand überhebt das Gouvernement der Unkosten, die es für die Unterhaltung der Canäle, Landstraßen und Brücken nicht aufzubringen im Stande wär, da außerdem diese öffentlichen Werke zur Zeit der Ueberschwemmung für das Fortkommen der Karavanen durch das niedrige Land, das Coptos vom Gebirge trennt, unumgänglich nöthig wären, wenn der Handelsverkehr nicht neun Monate hindurch unterbrochen werden sollte.

Außer seinem Handel mit Arabien hat Kenné noch eine Fabrik von gut gearbeiteten Wasserkrügen. Sie werden aus einer gelben Erde gemacht, die man nur in der Nähe dieser Stadt finden soll. Die Schichten dieser Erde sind von verschiedener Dicke, und bilden wellenförmige Linien am Ufer des Flusses.

Bei unserm ersten Besuche zu Dendera im November des vorigen Jahres hatten wir einen großen

Theil des Landes zwischen der ehemaligen Stadt und dem Flusse, was einen Zwischenraum von ungefähr 2 Meilen beträgt, noch mit Wasser bedeckt angetroffen. Diesmal fanden wir ihn trocken, und von den Einwohnern der angränzenden Dörfer angebauet.

Der große Tempel der Venus oder Isis zeigte sich uns in seiner ganzen Pracht. Die Zeit hat ihm beinahe keinen Abbruch gethan, wenigstens nicht in den vorzüglichsten Theilen. Wenn er einige Zeichen des Alterthums an sich trägt, so macht dies seinen Anblick nur imposanter und majestätischer. Nachdem wir so viele Denkmäler derselben Art auf unsern Streifzügen durch Thebais gesehen und bewundert hatten, glaubten wir hier das Meisterwerk Aegyptischer Baukunst zu erblicken. Hier müssen mehrere auf einander folgende Generationen den, von der ersten entworfenen Plan mit Beharrlichkeit ausgeführt, und eine unsägliche Arbeit die erhabensten Ideen des Genies unterstützt haben. Nachdem wir den Totaleindruck der Massen genossen, und die Eleganz, die Festigkeit, die richtigen Verhältnisse, und die Anmuth der Umrisse dieses edlen Gebäudes bewundert hatten, so wußten wir nicht, bei welchem einzelnen Gegenstande wir zuerst verweilen sollten. Die Bildhauerarbeiten, die Malereien, die Sinnbilder, die Verzierungen, die Eintheilung des Innern, die Capitäler, die Säulen, die mystische Bedeutung einiger, von allen denen, die wir bisher gesehen hatten, verschiedenen Abbildungen, die auf den Plafonds dargestellten Thierkreise und andere Phänomene des Himmels;

Alles hatte gleiches Interesse, Alles war merkwürdig, und zog unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Der Porticus besteht aus 24 Säulen in 3 Reihen, jede Säule hat 22 Fuß Umfang, und eine Höhe von 32. Sie sind mit Hieroglyphen überdekt. Die besondere Form der vierekten Capitäler, von denen jedes das Bild der Göttin enthält, überraschte uns anfangs durch ihre Seltsamkeit; in der That gewährte sie einen Anblick, der den Grundsätzen der Griechischen Architektur ganz fremd war; indeß gewöhnten sich unsere Augen nach und nach daran, wir fühlten, daß die sanft-feierliche Einförmigkeit dieser überall wiederholten Bilder dem Beschauer ein tiefes Gefühl von Ehrfurcht einflößt, und eine Art von Ueberzeugung von der Gegenwart der in diesem Tempel verehrten Göttin giebt, die sich hier in ihrer liebenswürdigsten Gestalt zeigt. Die Karyatiden der Griechen scheinen eine entfernte Nachahmung davon zu seyn. Ein unterrichteter Aegyptier fand in einem solchen Tempel, wie dieser war, rings um ihn her aufgeschlagene Bücher, welche die Gesetze, die Religion, und die Geschichte seines Landes in sich faßten, und mit allem Ansehen bekleidet waren, das der Ort selbst, wo sie verfaßt wurden, ihnen geben konnte. Nach welcher Seite er sich auch wendete, so sah er das Bild der wohlthätigen Gottheit, der er die Vortheile eines milden Klima, eines reichen Bodens, und eines Flusses verdankte, dessen befruchtende Eigenschaften wahrhaft wunderbar sind. Was über seine Fassungskraft gieng, was in den alten Sinnbildern ihm undurchdring-

lich blieb, war in seinen Augen um so heiliger, als der Zeitpunkt, wo sie verfaßt wurden, sich der Zeit näherte, in welcher die Gegenstände seiner Verehrung auf Erden erschienen waren.

Auf der Fassade des Porticus ist Isis die Hauptfigur, welcher Opfergaben dargereicht werden. Ins Besondere sieht man auf dem Architrav 2 Prozessionen von Männern und Weibern, welche dieser Göttin und dem Osiris, der neben ihr sitzt, Globen von Kuhhörnern umschlungen, das gewöhnliche Symbol der Isis, darreichen, ferner Schlangen mit Mitren, Cynoçephale, Vasen, Lotosblüten, kleine Barken, einen Maasstab, Feuer, Sphynxe u. s. w. Bei jeder Prozession ist ein Weib, das auf einer Harfe mit 10 Saiten spielt, und andere Weiber, die das Tambourin schlagen. Dieses letztere Instrument ist von sehr alter Erfindung, wie man schon im Herodot und im Euripides sieht, denn diese Schriftsteller melden, daß es dem Philosophen Anacharsis, der es von Cyzicum nach Scythien brachte, das Leben kostete. Von der Griechischen Inschrift, die man ganz oben an der Corniche lies't, werde ich anderswo sprechen. Das Innere des Pronaos oder Porticus ist mit Bildhauereien verziert, wovon die meisten, wenigstens zum Theil, die Farben, mit denen sie überzogen waren, erhalten haben; sie stellen Priester, Opfergaben und Gottheiten dar. Die am Plafond sind die reichsten und mannichfaltigsten. Alle waren ohne Zweifel bestimmt, die Vereinigung der Astronomie mit der alten Aegyptischen Religion zu erklären; aber, obgleich

jede einzelne Figur wohl erhalten, und an sich verständlich ist, so haben wir doch von beiden zu wenig Kenntniß, um ihre Zeichen auslegen zu können. Einer von den Gegenständen der Verehrung, die am auffallendsten sind, ist eine, auf einem Altar befindliche Figur, die bald einem Auge, bald einem Pferdekopfe gleicht. Es stellt vielleicht das Sternbild vor, das man Equisectio heißt. Es ist hier von menschlichen Gestalten, mit Ibis- und Sperberköpfen umgeben, die es verehren. Es ist bekannt, daß in der Griechischen Mythologie der Pferdekopf der Ceres geweiht war. Die Zeichen des Thierkreises, welche die letzten Abtheilungen des Plafond einnehmen, erfordern eine besondere Beschreibung. Sie sind innerhalb einer sehr verlängerten weiblichen Figur eingeschlossen, die der schon erwähnten ähnlich ist.

Der Sekos, oder das Innere des Tempels, besteht aus verschiedenen Gemächern, deren Mauern und Plafonds gleichfalls mit religiösen und astronomischen Abbildungen angefüllt sind. Die Dächer sind platt, wie überall in Aegypten, und bestehen aus länglichen Steinmassen, die von beiden Seiten auf den Mauern ruhen. Wenn diese Mauern zu weit von einander entfernt sind, so ist das Dach von einer oder zwei Reihen von Säulen in der Mitte unterstützt. Die Capitäler dieser Säulen sind reich mit sprossendem Lotos verziert. Die Lotosstängel, die der Länge des Schafts nach herabgehen, geben ihm das Ansehen einer Art von Cannelirung. Die Gemächer waren durch kleine, im Plafond angebrachte Oefnungen erleuchtet. Diese Oefnungen sind überall senk-

recht, wo nicht ein besonderer Umstand genöthigt hat, sie schräg an den Seiten anzubringen. Von Außen sind sie klein, aber inwendig werden sie größer, um mehr Licht zu verbreiten. Man konnte sie mit einer Klappe oder einem Pfropf von Stein verschließen. Von einem dieser Gemächer stiegen wir auf das Dach des Gebäudes auf einer steinernen Treppe von mehreren Absätzen, die auf die eben beschriebene Art erleuchtet war, und die von Absatz zu Absatz durch einige Gemächer hindurch gieng. Die Seitenmauern an dieser Treppe sind mit Figuren angefüllt, die auf der einen Seite hinauf und von der andern herab steigen, und in ihren Händen oder an über die Schultern gehenden Stricken eine Menge verschiedener Opfergaben tragen, als: Capitäler, Tafeln der Isis, Sistrums, Früchte, Blumen, Kohlpfannen, gleichsam um unter freiem Himmel einige heilige Ceremonien verrichten zu können. Die Gemächer, durch welche wir bei dem Hinaufsteigen dieser Treppe kamen, waren so dunkel, daß es unmöglich war, ihre Form und Verzierungen kennen zu lernen. Der vom Dache herabgefallene Schutt hatte die Fenster oder Oefnungen, von denen ich gesprochen habe, verstopft, und die verschlossene Luft, nebst dem, seit Jahrhunderten angehäuften, Staub und Unreinigkeiten hatten die Mauern mit einer Salpeterkruste überzogen, so, daß an mehreren Orten Alles verloschen war.

Wir können uns eine Vorstellung von der Dunkelheit der innern Gemächer des Sekos aus der Art machen, wie verschiedene Gemächer beleuchtet waren.

Wo nicht Seitenöfnungen angebracht waren, empfingen die untern Gemächer nicht mehr Licht, als vom darüber liegenden Gemach durch die Oefnungen des Plafonds hindurch gieng, so, daß ungeachtet des Glanzes eines wolkenlosen Himmels, und der hellen Farben der Mauern, solche Zimmer immer zu geheimnißvollen Verrichtungen geeignet waren, für welche man sie erbauet hatte. An einem der Dachwinkel vom Sekos fanden wir einen kleinen Tempel in Form einer Capelle, von 20 Fuß ins Gevierte, aus 12 Säulen bestehend, die sowohl der Form, als den Verhältnissen nach, denen das Pronaon ganz ähnlich waren. Der Gebrauch, zu dem er bestimmt war, ist eins von den Geheimnissen dieses Labyrinthes von] Mysterien. Man kann jedoch vermuthen, daß es der Ort war, wo die Priester ihre Bücher und Instrumente während der Zeit aufbewahrten, in welcher ihre astronomischen Beobachtungen eingestellt blieben.

Auf der östlichen Seite des Daches, sind 2 besondere Abtheilungen, die eine nördlich, und die andere nach Süden. Die nach Süden besteht aus 3 Zimmern. Das erste bietet nur einen einzigen merkwürdigen Gegenstand dar, nämlich, die wirkliche oder symbolische Darstellung eines Menschenopfers. Ein Mann mit einem Eselskopfe und mit Eselsohren liegt auf den Knieen zu Boden, er ist, die Hände auf den Rücken gebunden, an einen Baum befestigt, und hat 2 Messer in der Stirn stecken, 2 in den Schultern, eins im Leibe, und ein anderes im Schenkel. Fünf Priester schließen hinter ihm eine Reihe, sie haben Hunds- und Sperberköpfe,

und jeder von ihnen hat ein Messer in der Hand. Der vornehmste Priester trägt mit der einen Hand die geheiligte Hacke, und in der andern 3 Palmzweige. Der, welcher dem Schlachtopfer zunächst steht, ist anders gekleidet als die Uebrigen. Er scheint seine fliegenden Gewänder aufgehoben zu haben, und sich zum Opfer zu bereiten. Die Gottheit, in deren Gegenwart das Opfer vollzogen wird, ist mit einem langen, weißen Gewand angethan, und hält einen Hirtenstab und die Peitsche.

Der Plafond des folgenden Zimmers ist durch eine Figur der Isis in Haut-Relief in 2 Tafeln getheilt. Auf der einen ist der zirkelförmige Thierkreis abgebildet, auf der andern eine Menge von Barken, von denen jede 4 bis 5 menschliche Figuren enthält, wovon eine beschäftigt ist irgend ein Thier, oder vielleicht das Ei eines Crocodils mit einer Harpune zu fangen. Auf einer andern Seite der Mauer sieht man andere Figuren auf dieselbe Weise beschäftigt, welche zugleich ihre Schlachtopfer mit Füßen treten, von denen mehrere Männer sind. Nahe bei dieser Scene ist ein großer Löwe gemalt, von 4 Cynocephals getragen, von denen jeder ein Messer hält, ein neues Sinnbild vielleicht der blutigen Ceremonien, zu welchen diese Abtheilung von Zimmern bestimmt war.

Die Wände des dritten Zimmers sind mit Abbildungen angefüllt, die eine Person auf einem Lager liegend vorstellen, wie sie eben den Geist aufgiebt; ihr Körper wird hierauf auf eine Leichenbahre gelegt, und

dann einbalsamirt. Diese Malereien sind mehr verloschen, als die meisten andern, so daß man das Detail nicht genau unterscheiden kann; doch unterscheidet man darauf sehr wohl die Zeichen der Königswürde, und alles was die Gegenwart irgend einer Gottheit bezeichnet. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Gegenstand dieser Abbildungen der Tod und die Vergötterung eines Königs ist, der ein Beschützer der Astronomie war. Die gegenüber befindliche Abtheilung von Zimmern enthält wenig merkwürdiges.

Es würde eine vergebliche Arbeit seyn, eine detaillirte Schilderung der unzähligen Bildhauereien zu schreiben und zu lesen, welche überall dies herrliche Denkmal der Künste des alten Aegyptens ausschmücken. Die Schwierigkeit selbst nach dem sorgfältigsten Studium, einen bestimmten Sinn in das Einzelne zu bringen, macht es zu einer undankbaren Arbeit. Und doch können wir nicht zweifeln, daß diese Kunstwerke das Archiv einer klugen, unterrichteten Nation enthalten, das hier seine Gesetze und seine Geschichte, seine Beobachtungen, und die daraus gezogenen Resultate, so wie seine religiösen Meinungen und Grundsätze aufgezeichnet hat, welche auf Traditionen der Vorväter, auf ihre Kenntniß der Natur, und auf gegenwärtig vergessene Systeme begründet waren.

Indem wir den Seitentempel, der dem Typhon geweiht seyn soll, näher betrachteten, bemerkten wir, daß der Hauptgegenstand der Verehrung in diesem Tempel nicht die, auf den Capitälern befindliche, unförmliche Fi-

gur war, sondern das kleine Bild eines Kindes, das am Ende des innern Gemaches stand. Eine in der Mauer ausgehöhlte Nische zeigt, ob sie gleich beschädigt ist, die Stellung und die Kennzeichen eines jungen Harpokrates. Diese Nische ist in einem kleinen viereckten Gebäude eingeschlossen, was oben drüber mit einem dreieckigen Giebel versehen ist, gerade so, wie man ihn oft an Wänden abgebildet sieht, wo er dieselbe sinnbildliche Gottheit bezeichnet. Der junge Gott sitzt auf einem ganz aufgeblühten Lotos und hat den Finger auf dem Munde. Harpokrates war der Sohn der Isis und des Osiris, man hält ihn gemeiniglich für den Gott des Stillschweigens; aber, ob es gleich gewiß ist, daß man ihn, seit der Einführung des Aegyptischen Götterdienstes in Italien, als solchen zu Rom verehrte, so beweist, glaube ich nichts, daß er in weit früheren Zeiten in Aegypten eben so angesehen worden sey. Plutarch giebt uns seine Stammtafel und nennt seine Attribute; Augustinus bemerkt, daß er zugleich mit der Isis und dem Serapis in Rom verehrt worden sey. Zufolge der diesem Gott zugeschriebenen Abkunft, sind die Wände des eben erwähnten Gemaches mit Figuren der Isis angefüllt, wie sie ein Kind entweder in den Armen oder auf ihren Knieen, oder an der Brust trägt. Man sieht daselbst Prozessionen von Weibern, von denen jede ein Kind trägt. Auch ist am Architrav des Schiffs vom Gebäude dieselbe Figur des Harpokrates, auf einer Lotosblüte sitzend, abgebildet, wie er auf der einen Seite vom Typhon, und auf der andern von einem Cynocephalus verehrt wird.

Die westliche Mauer des großen Tempels ist merkwürdig durch die Eleganz der Bildhauerwerke, soweit wenigstens als die Kunst der Aegyptier diese Eigenschaft zuläßt. Sie ist es nicht weniger durch den Reichthum der Kleidung sowohl der Priester, als der Gottheiten, so wie der Sitze für die letzteren. Diese Sitze werden noch interessanter durch die oft wiederholte Abbildung einiger Männer, die man zum Opfer bereitet, oder die in dem Momente sind, den Todesstreich zu empfangen. Man sieht einige davon, deren Hände und Beine an den Stamm eines Baumes befestigt sind, und wo die ganze Stellung die äußerste Verzweifelung ausdrückt. An einer der Wandabtheilungen ist ein Löwe abgebildet, der einen Mann verschlingt. An einer andern hält ein Mann, mit dem Zeichen der Königswürde bekleidet und mit einem über seinem Haupte schwebenden Sperber, zwei Männer an derselben Kette gefesselt, sein Arm ist erhoben, und scheint bereit zu seyn, sie zu den Füßen des Osiris zu opfern. An einem andern Orte steht ein Priester vor derselben Gottheit, und schneidet Korn mit einer Sichel.

Die große vorstehende Corniche, eins der imposantesten Theile der Aegyptischen Baukunst, geht durch die ganze Länge dieser und der übrigen Mauern. Ein Gesims trennt sie vom Architrav, und giebt dem ganzen Gebäude, indem es an den Winkeln hinabgeht, ein Ansehen von Vollendung und Solidität, das noch durch das Ebenmaß der verschiedenen Theile, und durch die Verzierungen

im strengen Geschmacke, womit diese ausgeschmückt sind, gehoben wird.

An der entgegengesetzten Mauer sieht man mehrere Personen abgebildet, mit Hörnern an der Stirne, welche an Tauen, die an einem Mastbaum befestigt sind, hinaufklettern. Ein Garten bezeichnet die Gottheit, vor welcher diese Uebungen angestellt werden. Andere Menschenopfer werden vor dem Osiris vollstreckt. Die Schlachtopfer tragen ihre Haare nach Aethiopischer Art sehr dick und breit, gleich den Arabischen Bicharen, die oberhalb der Wasserfälle die Ufer des Nils bewohnen.

Das Gesicht der Isis, von vorn gesehen, nimmt das Centrum der mittäglichen Mauer des Tempels ein. Es ist von einem großen Umfange und tief in den Stein gehauen. Nahe dabei unterscheidet man unter den Figuren den König, der, mit einem sehr reichen Gewande bekleidet, Opfergaben darbringt; die Falten und Reflexe dieses leichten und durchsichtigen Stoffes sind weit besser ausgedrückt, als die übrigen Draperien in den meisten dieser Abbildungen. Unter den Nebenverzierungen bemerkt man eine Art von Miniatur-Abbildung des niedergeschmetterten Briareus, so wie man ihn an den Mauern von Edfou und an andern Orten im Großen sieht. Dieses kleine Bild kommt auf derselben Mauer zwei Mal ohne alle Veränderung vor, außer daß in der einen Abbildung ein Weib vorkommt, die vor dem Sieger entflieht, und in der andern statt ihrer zwei Männer dargestellt sind, welche die Hände auf dem Rücken gebunden haben.

An einer andern Stelle sieht man einen Priester eine junge Ziege vor dem Osiris erwürgen auf einem Altare, der dem ganz ähnlich ist, den wir unter den Ruinen, die den Tempel rings umgeben, gefunden haben, und der sich gegenwärtig in England befindet *). Am Eingange des großen Porticus sind von jeder Seite des Eingangs zwei große Granitblöcke, die wahrscheinlich dazu dienten, die Angeln des Thores zu tragen. Es sind die einzigen Blöcke von der Art von Stein, wie wir ihn in Dendéra angetroffen haben.

Innerhalb des Porticus sind mehrere, für kleine Statuen bestimmte Nischen, aber die Statuen selbst sind zu Grunde gegangen, oder so verstümmelt, daß man sie nicht erkennen kann.

In der kleinen Capelle hinter dem Tempel, die Strabo Hieron oder das Heiligthum der Isis nennt, scheinen die Kuh und der Sperber die Gegenstände einer besondern Verehrung gewesen zu seyn; denn man sieht in derselben Priester abgebildet, die vor diesen Thieren auf den Knieen liegen, und ihnen Gaben darreichen, auch

*) Dieser Altar war vollkommen gut erhalten, als wir ihn fanden, hat aber nachher durch den Transport und von der Feuchtigkeit der Luft viel gelitten. Er ist übrigens merkwürdig wegen seiner vollkommenen Aehnlichkeit mit denen, die man abgebildet sieht, und welche die Priester in den Händen tragen, um sie den Nilgöttern darzubringen. Dieser Umstand bezeichnet zugleich das Alterthum, den Gebrauch und den heiligen Charakter dieses Denkmals.

sind diese Thiere immer die Hauptfiguren. Im Centrum des Plafond sieht man in Haut-Relief das Gesicht der Isis von vorn, und es erscheint von einem Bunde von Strahlen erleuchtet, die aus dem Munde derselben verlängerten Figur ausgehen, die in den andern Tempeln die Himmelskörper umgiebt.

Ungefähr 200 Meter von dieser Capelle ist ein Propyläus von geringem Umfange, an Form demjenigen ähnlich, der zum großen Tempel führt, und so wie dieser an der Linie der Mauer angebauet, die den Umfang des Heiligthums umgiebt. Unter den Bildhauerarbeiten, mit denen er verziert ist, und die von demselben Styl, wie die im großen Tempel sind, nur nicht so vollendet, bemerkt man mehrere Scenen, wo man sich vorbereitet, Menschen durch andere Menschen, oder durch Löwen umbringen zu lassen. An der Corniche befindet sich eine Griechische Inschrift.

Weiter nach Osten sahen wir einen andern Propyläus eben so wohlerhalten, als das übrige Gebäude, ungefähr vierzig Fuß hoch, und auf einer Basis von zwanzig Quadratfuß ruhend. Unter den heiligen Figuren, die wir darauf bemerkten, ist eine Isis, die mit einem Schilfstängel auf den Maßstab zeigt, den eine andere Figur der Isis hält. Diese letztere hat außerdem noch eine Waage, und wägt Thiere, die im Wasser leben. Diese Gruppe ist vielleicht ein Sinnbild von dem Einflusse des Nils auf die periodischen Ueberschwemmungen. Eine dieser Gottheiten ist ganz mit Brüsten bedeckt, wie die

von den Alten beschriebene Diana von Ephesus. Ein Priester oder ein Fürst mit einem Aethiopischen Kopfputze ist beschäftigt, in Gegenwart der Isis und des Osiris die Harpune nach einem Crocodil zu werfen, das von einer Kette gehalten ist. Ein Anderer tödtet einen Ochsen. Ein Dritter, gleichfalls im Beiseyn derselben Gottheiten, tritt zwei Männer, welche die Hände auf dem Rücken gebunden haben, mit Füßen, indem ein Löwe auf sie losstürzt, sie zu zerreißen. Der Tempel, zu welchem dieser Propyläus gehörte, ist gänzlich zerstört worden, obgleich man noch die Grundmauern davon erkennen kann, die einen Raum von 250 Fuß ins Gevierte einnehmen. Der Bezirk, der alle heiligen Gebäude von dem ehemaligen Dendyra umschließt, mit Ausnahme des letztern, eben erwähnten Propyläus, ist ein Viereck von 1000 Fuß jede Seite. Er ist mit einer Mauer umgeben, wovon sich noch eine Höhe von 35 Fuß wohl erhalten, und deren Dicke 15 Fuß beträgt. Die rohen Ziegelsteine, aus denen sie besteht, sind 15 und einen halben Zoll lang, 7¾ Zoll breit, und 4¾ Zoll dick. In gewissen Zwischenräumen waren an dieser Ringmauer Vorsprünge oder Thürme angebracht, aber es ist schwer zu sagen, ob dieselben Mittel zur Vertheidigung oder bloß Schutzmauern waren. Wir sahen nur drei Eingänge, einer davon war sehr eng, und die beiden andern wurden durch die oben beschriebenen Propyläen gebildet.

Im Innern dieser Ringmauer haben sich Gebäude von späterer Bauart angehäuft, und einige Tempel und Porticus beinahe ganz bedeckt. Einige dieser modernen

Gebäude, obgleich von rohen Ziegelsteinen errichtet und von Sarazenischer Bauart, haben sich vollkommen erhalten, und auf seit Jahrhunderten aufgehäuften Ruinen aufgerichtet, ragen sie oft sechzig Fuß über dem Boden empor, und mehrere beherrschen den Gipfel des Tempels. Schon zur Zeit des Herodot waren einige Städte Aegyptens auf dieselbe Art erbauet, wegen der Nothwendigkeit, sich vor den Ueberschwemmungen des Nils in Sicherheit zu setzen. Als Beispiel führt er die Stadt Bubaste in Unter-Aegypten an. Aber zu dieser Zeit würden die Priester nicht zugelassen haben, daß man an heiligen Orten Gebäude errichtete, die zu bürgerlichen Zwecken bestimmt waren. Als aber die Heiligkeit des Ortes nicht mehr respectirt wurde, näherten sich die Christen und Mahomedaner immer mehr den Tempeln, lehnten ihre Gebäude an dieselben an, und errichteten selbst welche im Innern und sogar auf den Terrassen, wo man noch Spuren einiger Arabischen Ortschaften erblickt. Dies erklärt das Verschwinden mehrerer Gebäude des alten Aegyptens, und mehrere andere, die nur zum Theil noch sichtbar sind, wie in Edfou, Philaé, Abydos, Theben und an andern Orten, verdanken ihre Erhaltung nur der Abnahme an Bevölkerung, welche die Orte, zu denen sie gehören, erlitten haben.

Mehrere Einwohner in der Nähe der Ruinen von Dendyra sind beschäftigt, für die Juweliere von Cairo kostbare Steine zu suchen, die man daselbst in Menge findet.

Außerhalb des heiligen Bezirks sieht man die Grundmauern des alten Dendyra. Wir konnten dem Bette eines langen Canals folgen, der an den Gränzen der Wüste erbauet war, und die Communication zwischen der Stadt und dem Flusse unterhielt. Eine solche Communication mußte für eine Hauptstadt, die so wie Dendyra gelegen war, besonders nothwendig seyn, denn in den ersten Zeiten der Aegyptischen Monarchie war diese Stadt wahrscheinlich der Hauptmarktplatz zwischen Thebais und den Oasee, und zwischen dem Delta und dem Innern von Afrika. Und da Coptos und Cainopolis, in Vergleich mit Dendyra, moderne Städte zu nennen sind, so muß aller Handel, der zur Zeit der Pharaonen und der übrigen Vorgänger der Ptolemäer zwischen Aegypten und dem rothen Meere getrieben wurde, seinen Mittelpunkt in der Nähe von Dendyra gehabt haben.

Wir wurden einige Tage in der Nähe von Dendyra aufgehalten, weil die Zeit des Ramadan eingetreten war, während welcher jeder fromme Muselmann sich jeder nicht durchaus nothwendigen Arbeit enthält. Ich habe dieses Fest nie von den Arabern oder Türken feiern sehen, ohne an eine Stelle Herodot's zu denken, wo er sagt, daß die Lydier ein ähnliches Fest ersonnen hätten, um das Volk von den Gräueln einer Hungersnoth zu zerstreuen. Es wurde damals beschlossen, daß man einen Tag mit Spielen und den andern mit Schlafen hinbringen sollte. Während dieser Hungersnoth war es, daß Tyrrhenus eine Colonie von Lydiern nach Ombrien in Italien führte. Diese

Colonie nahm den Namen Tyrrhenier oder Etrusker an, und ihr kann man die Verpflanzung der Künste nach Etrurien zuschreiben. Diese alte Sage scheint durch eine ganz neue Entdeckung einiger reisenden Engländer bestätigt zu werden, die im Innern von Kleinasien alte Inschriften mit Etruskischen Buchstaben auf Felsen und auf Gräbern eingegraben gefunden haben.*)

Während der auffallenden Windstille, die wir zu Dendyra hatten, ließ man eine Menge von Flößen, die mit Krügen aus Kenné beladen waren, den Fluß hinabgehen. Diese Krüge sind an Palmzweige befestigt, die zusammengebunden, und in zwei Schichten oder Stockwerke abgetheilt sind. Die untere Schicht ist im Wasser, die obere, die ihre Oeffnung oben hat, dient dazu, die Last der Ladung und die von fünf bis sechs Männern zu tragen, die sich auf den Bretern des Randes aufhalten, wo sie beständig beschäftigt sind, gegen den Strom zu rudern, um das Floß zu lenken und die Wirbel zu vermeiden. Nirgends habe ich eine Spur entdeckt von dem alten Verfahren der Aegyptier, womit sie, nach dem Zeugnisse des Herodot, bei dem Hinabfahren des Flusses, den schnellen Lauf ihrer Barken zu richten wußten. Zu diesem Endzwecke befestigten sie am Vordertheile einen schweren Stein, der durch sein Gewicht den obern Theil des Fahrzeuges in seiner natürlichen

*) Der Verfasser führt eine an, die ein Kaufmann von Aleppo ihm mitgetheilt hat, und die in einem Felsen, der zu einem Tempel, oder zu einem Grabe ausgehöhlt war, gefunden worden ist. Das erste Wort ist Baba.

Lage erhielt, und banden an das Hintertheil ein Bund Stroh, das weniger durch den Strom gedrückt, als der Stein den Leib der Barke, gleichfalls das Hintertheil des Fahrzeuges richten half.

Derselbe Autor sagt in seiner Beschreibung vom Euphrat, daß die Barken, die Armenische Waaren und hauptsächlich Dattelwein nach Babylon brachten, in Armenien aus Weiden-Zweigen und Sprößlingen erbauet wurden. Aus diesem Holze wurden der Kiel und die Rippen des Schiffs gemacht, und dann mit Häuten überzogen. Das Innere des Schiffs wurde mit Stroh ausgestopft, worauf die Waaren zu liegen kamen. Auch wurden je nach der Größe des Fahrzeuges ein oder mehrere Esel mit darauf geladen. Zwei Männer verrichteten die Dienste der Bootsleute. Bei der Ankunft in Babylon verkaufte man die Rippen und den Kiel des Schiffs, so wie das Stroh als Waaren, und trieb die Esel mit den Häuten beladen zurück.

Die Barken der alten Aegyptier waren von keiner so leichten Bauart, aber diejenigen Eigenthümer, die Barken den Fluß hinab schickten, schifften, nicht weniger vorsichtig, als die Asiaten, Thiere mit ein, die zum Ziehen geschickt waren, vermuthlich um bei eintretender Windstille die Fahrzeuge stromaufwärts nach Memphis ziehen zu lassen.

Von Dendyra bis How 24 bis 26 Meilen lang, fließt der Nil beinahe in gerader westlicher Richtung.

Etwas östlich von How landeten wir am entgegengesetzten Ufer, um einige alte Ruinen zu Casr-Essajad zu besuchen, was d'Anville mit vieler Wahrscheinlichkeit für das alte Chaenoboscium hält. Obgleich in den Annalen von Thebais dieser Stadt nur wenig gedacht wird, so zeigen doch ihre Ruinen sowohl, als ihre Lage an, daß sie ehedem bedeutend seyn mußte. Diese Stadt beherrschte einen weiten Umfang angebaueter Ländereien nach Osten und Norden, die durch das Hauptbette des Nils und durch einen untern Arm gewässert wurden, der nahe am Fuße der Arabischen Gebirge vorbeigeht, und den größten Theil des Jahres hindurch eine Insel bildet. Die festen Grundmassen eines steinernen Damms, der auf dem Felsen ruht, beweisen daß Chaenoboscinm eine Handelsstadt war. Mehrere Mauern der alten Stadt sind noch sichtbar, und die benachbarten Landleute finden oft beim Durchwühlen des Bodens Medaillen, Bronze, und andere Alterthümer.

Unter meinen Reise-Anmerkungen finde ich ein Beispiel der zufälligen Veränderungen in der Temperatur der Luft in Aegypten. Am 21sten Januar, anderthalb Stunden vor Aufgang der Sonne, stand der Thermometer hier auf 57° F. (11° R.), da er hingegen am Weihnachtstage in der Breite von Theben auf 87° F. (24½ R.) gestanden hatte. Diese Veränderung ließ uns eine sehr empfindliche Kälte fühlen.

Zu How am westlichen Ufer konnten wir unter den dort in der Nähe befindlichen Ruinen keine Spuren

der alten Stadt Diospolis parva entdecken, ein großes Wasserbecken ausgenommen, das zu irgend einem heiligen Bezirke gehört haben muß, wo es ohne Zweifel als ein Wasserbehälter gebraucht wurde. Herodot erwähnt, indem er von Sais spricht, eines solchen Wasserbeckens, das von Steinen gemauert war, und im äußern Bezirke des Tempels der Minerva stand. Die westlichen Gebirge entfernen sich hier beträchtlich vom Flusse, aber nur ein geringer Theil der dazwischen gelegenen niedern Ländereien zieht von der Ueberschwemmung Nutzen. Die benachbarte Wüste wird für heilig gehalten, weil man daselbst die Körper verschiedener, von den Muselmännern verehrter Heiligen begraben hat, und sie überhaupt der gemeinschaftliche Kirchhof aller benachbarten Ortschaften mehrere Meilen in die Runde ist.

Der neue Hauptort dieses Districts ist Farshiout im Innern der Ländereien und ungefähr zwei Meilen vom Haven von Bergiura gelegen. Ein großer Canal, der von diesem Orte bis an den Nil geht, wird noch jetzt zum Handel und Wandel gebraucht. Da Elfi-Bey mit seinen Mammelucken nahe bei dieser Stadt gelagert war, so machten wir ihm unsern Besuch.

Der größte Theil des in Aegypten erzeugten Zuckers wird zu Farshiout oder in der Nachbarschaft fabricirt. Man schneidet das Zuckerrohr gemeiniglich vom Anfange des März ab; da aber in diesem Jahre

der Winter sehr warm gewesen, und übrigens der Aufenthalt des Bey an diesem Orte durchaus unbestimmt war, so schnitt man es beinahe zwei Monate früher als gewöhnlich, und wir hatten daher die Gelegenheit, das ganze Verfahren anzusehen, wie der Zucker aus dem Rohre vermittelst einer Mühle mit Walzen, die ein Ochse in Bewegung setzt, herausgezogen wird. Der Saft fließt unmittelbar in einen Behälter nahe an einem großen Kessel, in welchem es zu drei wiederholten Malen gekocht wird, und jedes Mal läßt man ihn in dazu bestimmten Krügen sich abkühlen. Das dürre Rohr wird dabei als Brennmaterial gebraucht. Nach dem letzten Kochen wird der Syrop in kegelförmige, oben und unten offene Krüge gegossen, von denen jeder ungefähr zwei Pfund in sich fassen kann, und die auf ihren Spitzen in einem Bette von Rohr liegen, indem man die untere Oeffnung mit Erde verstopft. Wenn Alles gehörig abgekühlt ist, so macht man diese Oeffnungen wieder auf, und legt diese Krüge in große Kammern, wo sie sieben bis acht Tage bleiben, während welcher Zeit dieser Zuckersyrop aus beiden Oeffnungen der Krüge in ein großes Becken fließt. Während des Verlaufs dieser Operation bedeckt man wieder den obern Theil der Krüge mit einem Teig, der aus Syrop und Nilschlamm zusammengesetzt ist. Da man hierbei Nichts thut, um den Zucker zu granuliren, und keinen Kalk dazu gebraucht, so bleibt der Zucker weich und zerreiblich, übrigens ist er von vortrefflichem Geschmacke, und derjenige, den man zu Cairo raffinirt, ist sehr weiß. Vom besten Zucker wird hier der Cantar von 38 Oken

zu sechzig Piastern verkauft, oder nach unserm Gewichte der Centner zu vier bis fünf Pfund Sterling. Aus dem Zuckersyrop, der Assul genannt wird, was im Arabischen Honig bedeutet, werden keine geistigen Getränke bereitet. Der Schaum und Bodensatz vom Zucker werden zu trocknen Kuchen verwendet, welche die gewöhnliche Nahrung der Kinder und Landleute sind. Im Delta gewinnt man keinen Zucker aus dem Zuckerrohre, und es wird roh verkauft und verzehrt.

Da wir im Januar waren, so war die Aerndte des Doura geendigt, und man beschäftigte sich, ihn zu dreschen. Zu diesem Ende macht man die Aehren vom Stängel los, von denen mehrere zwei bis drei tausend Körner enthalten, und schichtet sie in einer langen und engen Linie auf, ungefähr zwei Fuß hoch über dem Boden. Hierauf schlagen zwanzig bis dreißig Männer der Länge dieser Linie nach mit Acaciastöcken auf diesen Haufen, während Andere die sich zerstreuenden Aehren wieder sammeln. Wenn das Dreschen vorbei ist, so sichtet man das Korn, indem man es entweder mit Schaufeln oder durch ausgehöhlte Kürbisflaschen in die Luft wurft, so wie wir die Abbildung davon in den Grotten zu Eleithias gesehen hatten.

Unterhalb dieses Ortes war die außerordentliche Ueberschwemmung mehreren Doura-Feldern schädlich gewesen, aber dagegen sehr günstig für das Zuckerrohr.

In einigen Bezirken von Arabien erhält man von einer Aussaat drei Doura-Aerndten. Das Korn, das beim Schneiden der ersten Aerndte auf die Erde fällt, erzeugt die zweite, und diese auf dieselbe Art die dritte. In Arabien und in Aegypten ziehen die Landleute einen süßen Saft aus dieser Pflanze, indem sie den Stängel aussaugen.

Es halten sich zu Farshiout viele Christen auf, worunter ungefähr 250 Katholiken sind, die 40 bis 50 Häuser bewohnen. Ein von dem geistlichen Orden der Propaganda zu Cairo hingesendeter Priester versieht den Gottesdienst. Die übrigen Niederlassungen der Katholiken in Ober-Aegypten sind zu Akuum, Girgé, Tata und zu Négadé. Es ist zu bemerken, daß alle diese katholischen Familien ehedem der Cophtischen Kirche zugethan waren. Der Zeitpunkt dieser Bekehrungen fieng mit den, mit der Pforte abgeschlossenen Verträgen an, vermöge welcher die Römisch-Katholischen Priester die Erlaubniß erhielten, sich in diesen Provinzen als Missionarien niederzulassen. Die Zahl der im Laufe eines Jahres Bekehrten ist sehr verschieden. Zuweilen werden in einer Stadt in einem Jahre zwölf bis dreizehn bekehrt, und dann im folgenden Jahre kein Einziger. Gewöhnlich findet die Bekehrung vor dem Zeitpunkte des Heirathens Statt, weil es den Katholischen Priestern verboten ist, zwei Personen von verschiedener Religion am Altare zu vereinigen. Zur Bequemlichkeit der Neubekehrten verrichtet ein ehemaliger Cophtischer Priester, der auch Katholisch geworden ist, den Gottesdienst in ihrer Sprache, und bedient sich dabei

Cophtischer Formeln und Ceremonien, so daß der ganze Religionsunterschied in einer andern Art das Abendmahl zu reichen und darin besteht, daß man die geistlichen Abgaben einem andern Priester entrichtet. Die Weiber sind sowohl in den Häusern, als in der Kirche streng von den Männern abgesondert. Diejenigen Mönche der Propaganda in Aegypten, die Capuziner sind, werden, nachdem sie dieses Geschäft in einer Provinzial-Niederlassung sieben Jahre hindurch bei einem jährlichen Gehalte von funfzig Piastern versehen haben, entweder im Kloster der Hauptstadt aufgenommen, oder kehren nach Rom zurück, um dort vom Papst eine Belohnung zu erhalten. Außer diesem bestimmten Gehalte bekommen sie noch von der Mildthätigkeit ihrer Gemeinde sehr große Summen, und wenn sie außerdem noch verstehen, für Aerzte zu gelten, so üben sie selbst über die reichen Muselmänner einen großen Einfluß aus.

Das Römisch-Katholische Kloster zu Farshiout war wenige Jahre vorher von einer Parthei von Fanatikern zerstört worden, die Mekka ausgesandt hatte, um gegen die ungläubigen Franzosen Lanzen zu brechen.

Während der wenigen Tage, die wir hier zubrachten, zeigte sich plötzlich die Pest in den Dörfern um Farshiout und Girgé herum, ohne daß irgend jemand wußte, woher und auf welchem Wege sie dahin gedrungen war. Man hat alle Ursache sie für eine Folge der

wüthenden Pest zu halten, die im vorigen Jahre dieselben Districte verheert, und wie gewöhnlich, zu der Zeit, wo der Nil wächset, und in der Hitze des Sommers, aufgehört hatte. Es ist ein bemerkenswürdiger Umstand, daß diese Geißel sich nie oder nur sehr selten in Aegypten oberhalb Esné im 26sten Grad nördlicher Breite verbreitet. Zum Glück für uns gehörte unser Freund Elfi-Bey zu der sehr kleinen Anzahl der Muselmänner, die gesunden Verstand genug haben, um an die Wirksamkeit von Verkehrungs-Maßregeln zu glauben. Und doch wurde er selbst ein Opfer dieser schrecklichen Krankheit, aber erst später.

Die gegenwärtigen Bewohner dieses Districts von Said stammen von dem Arabischen Stamme Howaris ab. Diese kriegerische Rasse hat sich lange Zeit im Besitze des Bodens erhalten, den sie bewohnt, und genoß unter der Regierung ihrer Scheiks, die unabhängige Vasallen des Pascha von Cairo waren, so viel Glück und Sicherheit, als es in den Provinzen des Türkischen Reichs möglich ist. Sie verloren aber ihre Unabhängigkeit unter ihrem letzten Scheik Hammam, dessen Heer von 36,000 Mann vom Mohammed Bey gänzlich geschlagen wurde. Diese Zahl scheint übertrieben zu seyn; man muß jedoch bemerken, daß zu dieser Zeit jedes Dorf verbunden war, so viele Pferde zu stellen, als sich Individuen darin befanden, die auf ihnen reiten konnten, indem jedes Individuum zugleich Soldat und Landmann war. Dieses Land ist noch in Ober-Aegypten wegen der Rasse seiner Pferde sehr berühmt,

obgleich Alle, die es bezahlen können, fremde Pferde vorziehen. Elfi-Bey bezeichnete uns den Strich, wo die Pferde geboren werden, die man ihrer Schnelligkeit, Stärke und Schönheit wegen am höchsten achtet. Dies ist nach seiner Angabe ein Viereck, wovon Suez, Cairo, Damas und Bagdad die vier Winkel ausmachen.

Die Abende, die wir mit diesem Bey verlebten, wurden mit Musik und Schachspielen hingebracht. Die Musik war nicht die beste. Wenn Elfi jedoch mehr als gewöhnlich das Gefährliche seiner politischen und militärischen Lage fühlte, so hörte er gern, um diese traurigen Gedanken zu zerstreuen, lebhafte, zuweilen etwas ungeregelte Griechische Melodieen, von Ibrahim Aga auf der Viole d'Amour vortragen.

Im Schachspiel waren wir bei weitem so stark nicht als er. Er spielte rasch und gut. Das Schachbret und die Figuren waren von den unsrigen wenig verschieden. Die Felder sind alle von einerlei Farbe, und durch breite, weiße Linien von einander getrennt. Die Bauern machen im Anfange nur einen Schritt, und die Felder der beiden Königinnen, die man Visire nennt, sind einander nicht gegenüber. Unser Laufer heißt Fil, das ist, Elephant, den Thurm nennt man Rakh, ein Name, den die Araber einem fabelhaften Vogel von ungeheuerer Größe geben. Den Springer nennen sie Pferd. (Houssan.)

Da wir wußten, daß wir nicht weit von Abydus waren, so lag uns daran, einige Kenntniße über die Lage und die Ruinen dieser alten Stadt zu erhalten, besonders, da wir keinen Beweis hatten, daß dieselben in neuern Zeiten durch Andere aufgefunden worden wären, einen einzigen Reisenden vielleicht ausgenommen. Die Nachrichten, die wir hierüber einzogen, nöthigten uns, die Gränze der Wüste 16 bis 18 Meilen nördlich von Farshiout zu durchforschen. Drei Meilen vom Lager des Bey verließen wir die angebaute Ebene und schlugen unsern Weg in die nackte Sandwüste ein, indem wir auf der linken Seite die unregelmäßigen Gebirge der Wüste, die aus Sandstein bestehen, und auf unserer rechten eine lange Reihe schöner, Aegyptischer Feigenbäume, und das Bett eines breiten und tiefen Canals vor uns hatten, der ehedem dazu diente, die innere Schifffahrt der Aegyptier durch die Länge der Wüste von Farshiout bis Bahr Jousouf zu unterhalten. Dieses Bett ist noch beträchtlich, ob es gleich nach verlaufener Ueberschwemmung nicht mehr schiffbar ist; es hat den Namen Moyé Souhadje, und führt bis Manfalout.

Nachdem wir unterhalb eines hervorstehenden Berges, der Gibbel San-hoot heißt, und über einige andere Hügel, die Katakomben und Gruben von Mumien zu enthalten schienen gekommen waren, betraten wir die Ouâdi oder Ebene gleiches Namens. Einige Meilen weiter, aber immer auf der Gränze der Wüste, fanden wir das Dorf Arabat; was auf einem Haufen

von Ruinen erbaut war, und schon darum sichtbare Zeichen des Alterthums darbot. Wir sahen eine geringe Anzahl von Blöcken und Säulen von Granit, und einen Sarkophag von demselben Stein, der mit ausgelöschten Hieroglyphen bedeckt war. Bald nachher erblickten wir ein sehr großes altes Gebäude, das uns durch seinen Umfang um so mehr in Staunen setzte, als wir es erst wenige Minuten vorher entdeckten, ehe wir es erreichten. Das Gebäude war noch ganz, aber der größte Theil davon war nur mit großer Mühe zu sehen. Die Höfe und Gemächer waren bis an das Dach und die Architraben mit Sand aus der Wüste angefüllt, so daß wir, um sie näher zu betrachten, auf Händen und Füßen zwischen den Capitälern der Säulen hindurchkriechen mußten. Hätten wir diese Säulen messen können, so würden wir sie, nach unserer Schätzung, ungefähr 25 — 30 Fuß hoch gefunden haben. An einigen Orten hat der Sand Alles wieder überdeckt, und der Weg geht darüber weg. Der Plan dieses Gebäudes scheint sehr zusammengesetzt zu seyn, und es war uns nicht möglich, einen genauen Abriß davon zu entwerfen. Der Umfang, den es einnahm, hatte die Form eines Rectangulum von ungefähr 350 Fuß Länge und 150 Breite. An den Säulen und Mauern waren die Bildhauerarbeiten und Abbildungen von keiner Bedeutung. Sie waren im Ganzen leicht ausgeführt, und glichen übrigens denen der andern Tempel, die wir beschrieben haben. Ein besonderer Umstand fiel uns aber auf. Von der Seite der westlichen Faſſade konnten wir in 7 Gemächer von gleicher Größe kommen, von denen jedes 36 Fuß lang, 16½ breit,

und $5\frac{1}{2}$ Fuß hoch war, und jedes ein gewölbtes, bogenförmiges Dach hatte. Dies ist das einzige, wirklich Aegyptische Denkmal, das eine solche Bauart aufweiset. Die Wölbungen sind übrigens nicht nach den dabei gewöhnlich angenommenen Grundsätzen gemacht, und beweisen folglich nicht, daß die Aegyptier sie gekannt oder angebracht haben. Die Architraben, oder vielmehr Dachsparren in den Gemächern, so wie die obern Steinlagen auf jeder der Seitenmauern sind so ausgehauen, daß sie einem gewölbten Dache gleichen. Vielleicht ist es nur eine Nachahmung der Form, deren sich dieses Volk bei seinen Katakomben und in Felsen ausgehöhlten Gräbern bediente.

Vierhundert Schritte weiter nach Norden sind Grundreste eines andern alten Gebäudes, was ein Tempel gewesen zu seyn scheint, von dem man aber nur noch einige Bruchstücke von 3 Thoren oder Eingängen von Granit sieht. Es muß viel kleiner gewesen seyn, als das eben erwähnte, und scheint nur eine Länge von 250 Fuß, und eine Breite von 120 gehabt zu haben.

Alles, was wir in der Gegend von Arabat sahen, überzeugte uns, daß wir auf dem Platze waren, wo das alte Abydos gestanden hatte. Es scheint mir beinahe gewiß zu seyn, daß das große Gebäude dasjenige ist, welches Strabo unter dem Namen Pallast des Memnon bezeichnet. Ptolemäus sagt, Abydos läge westlich vom Nil und im Innern der angebauten Ländereien. Arabat liegt 6 bis 7 Meilen von diesem Flusse, und

wird durch die reichsten und fruchtbarsten Ebenen in Aegypten davon getrennt. Strabo führt an: „Abydos, „wo sich das Memnonium befindet, ein herrliches Ge= „bäude, ganz von Stein, und von derselben Bauart „wie das Labyrinth.“ Das große Gebäude in Ara= bat gleicht aber, seinem Plane nach, nicht den Aegypti= schen Tempeln, es hat einen Charakter für sich, und verdient allerdings, sowohl wegen seines Umfangs, als wegen seiner Solidität Bewunderung. Wenn es ein Tempel gewesen wäre, so war die Bemerkung, er sey ganz von Stein, überflüssig, denn dies läßt sich von allen Tempeln sagen, aber als Pallast war es ohne Zweifel etwas Ungewöhnliches, keine Mischung von Ziegelsteinen oder von Holz daran zu finden; es läßt sich vermuthen, daß dies bei andern Pallästen nicht der Fall war, und daher ließe sich auch erklären, warum von diesen nur wenige oder keine Spuren übrig sind. Was die Aehnlichkeit dieses Pallastes mit dem Labyrinth anlangt, so begnüge ich mich, da ich das letztere nicht gesehen habe, zu bemerken, daß die gewölbten Gemä= cher, welche Paul Lucas und Andere daselbst gesehen haben, vermuthlich von derselben Art sind, wie die eben erwähnten. Plinius sagt: „Abydos, berühmt „durch den Pallast des Memnon und durch den Tempel „des Osiris, liegt von der Seite Lybiens 7500 Schritte „vom Flusse entfernt;“ was genau paßt auf die bei= den Gebäude, die wir gesehen haben, so wie auf die Lage von Arabat, und dessen Entfernung vom Nil. Wir hatten keine Zeit, die in den benachbarten Bergen eingehauenen Katakomben zu besuchen.

Die prunkthafte Beschreibung von Abydos, die man bei Savary findet, ist nur die erdichtete Schilderung eines Ortes, den er nie gesehen hat; sie stimmt mehr mit den Ruinen von Dendéra überein, als mit irgend einem andern Orte in Aegypten. Sie ist zusammengesetzt aus der Beschreibung dieses Ortes von Herrn Chevalier, Gouverneur von Chandernagor, und aus einigen Ausschmückungen, die der Verfasser hinzugesetzt hat.

Wir verließen den Bey nicht ohne gegenseitigen Austausch von Höflichkeiten und Geschenken. Einige Pfund Pulver, einige Kartätschen und Stück-Patronen von Steinen schienen unserm Wirth ein schönes Gegengeschenk zu seyn für 5 Hammel, frische Butter und 30 Zuckerbrode, womit er uns beschenkte. Beim Hinabfahren des Stroms brachte die Heftigkeit des Nordwindes, der gegen den Strom ankämpfte, eine Bewegung hervor, die der eines unruhigen Meers glich, und einige unserer Leute wurden beinahe seekrank. Wir kamen vor Balliéné, dem ehemaligen Haven von Abydos vorbei, wo, wie D'Anville bemerkt, 2 große Canäle aus dem Innern des Landes sich endigen. Hier sahen wir die letzten Dommos, wie man hier die Palmbäume von Thebais nennt.

Wir verweilten einige Stunden zu Girgé, der größten Stadt in Ober-Aegypten, die in Friedenszeiten die Residenz des Gouverneurs ist. Sie ist besonders durch eine Sattel- und eine Schießpulver-Fabrik

bekannt. Die Ingredienzien zu dem Pulver werden, so viel wir hörten, in folgenden Verhältnissen genommen, nämlich: zwei und einen halben Theil Schwefel, zwei Theile Kohlen, und $7\frac{1}{2}$ Theile Salpeter. Der Schwefel wird aus dem Archipelagus gezogen, die Kohlen bereitet man aus den Stängeln der Lupine, (Wolfs = oder Feigbohne,) oder des Turmus, der Salpeter wird in den Dörfern des jenseitigen Ufers auf die Art zubereitet, die Pococke beschrieben hat. Diese Stadt hat eine beträchtliche Ausfuhr von Getraide nach Cairo und Mekka.

Wir schifften uns aufs Neue ein, und suchten mit dem Strome zu fahren, der Nordwind blies aber so heftig *), daß wir gezwungen wurden, am jenseitigen Ufer nahe bei einer, in Ruinen liegenden Cophtischen Kirche zu landen, wohin sich, zur Zeit des Pococke, die Cophten aus Girgé begaben, um ihren Gottesdienst zu halten. Gegenwärtig ist es nur eine elende Hütte und ein Zufluchtsort für das Vieh. Man sieht daselbst mehrere christliche Gräber. Am Abhange der Berge, in geringer Entfernung vom Flusse, sind Begräbniß = Grotten, von Menschenhänden ausgehöhlt, deren Mauern nur im Groben ausgehauen, und nicht mit Bildhauerarbeiten verziert sind. Vielleicht gehörten sie zu der alten Stadt This, die unserem Urtheile nach an

*) Die Nächte waren damals (am 26sten Januar) so kalt, daß zwei Hammel, die wir am Bord hatten, erfroren.

der Stelle von El Birbé gestanden hat, was Pococke von Girgé aus besuchte.

Zu Ekmim, wo wir einen Theil des Tages zubrachten, sahen wir zerstreuete Ruinen zweier Tempel, deren Grundmauern gänzlich verschwunden waren, entweder weil man sie weggenommen, oder weil der Sand und die Erde sie wieder bedeckt hatten. Das einzige interessante Denkmal, das wir unter diesen Bruchstücken entdeckten, war ein sehr großer Architrab, der ehedem vermuthlich zur Verzierung eines schönen Eingangs gedient hatte. Auf der einen Seite des Blocks ist eine lange Griechische Inschrift, und auf der innern Fläche ist ein Aegyptischer oder Griechischer Thierkreis eingegraben, dessen Figuren so erloschen sind, daß man keinen Zusammenhang mehr gewahr wird. Doch unterschied ich ohne Mühe den Schützen und den Scorpion. Die Inschrift hat schon Pococke mitgetheilt, aber nur unvollständig, weil er sie nicht ganz hat säubern und entziffern können *). Es läßt sich nicht bezweifeln, daß diese Ruinen die der alten Stadt Chemmis sind, wovon der moderne Name Ekmim noch eine Spur hinterläßt. Diodor von Sicilien **) meldet, daß dieser Name die Stadt des Pan bedeute. Auch sieht man aus der Inschrift, daß ein Römischer Kaiser den jetzt zerstörten Tempel diesem Gott gewiedmet hatte. Die Griechen nannten diese Stadt Panopolis.

*) Der Verfasser giebt sie auch, aber noch immer sehr unvollkommen.

**) Lib. I. p. 11.

Herodot erzählt, daß die Einwohner von Chemmis oder Chemmo zu seiner Zeit mehrere Eigenheiten an sich hatten, die sie von den übrigen Aegyptiern unterschieden, und wodurch sie sich den Gebräuchen der Griechen näherten. Er führt nur eine an, nämlich die Feier gymnastischer Spiele, die Perseus, der Sohn der Danae, bei seiner Rückkehr in das Land seiner Vorväter eingeführt hatte, und die von dieser Zeit an ihm zu Ehren gefeiert wurden. Einer der Tempel dieser Stadt war auch diesem Heroen gewiedmet. Die den Siegern zuerkannten Preise waren, wie bei den Griechen, Thiere, Mäntel und Felle. Wenn wir weiter den Nil hinab kommen werden, so wird sich zeigen, daß diese Spiele nicht bloß innerhalb des Districts von Panopolis begangen wurden. Dieser Ort war übrigens wegen einer Bildhauer berühmt, die für die meisten Tempel in diesem Theile von Aegypten Statuen lieferten.

Der Wind zwang uns in Baroud anzuhalten. Wir fanden dieses Dorf beinahe öde, indem die Pest den größten Theil der Einwohner weggerafft hatte; jeden Tag starben nach dem Berichte der noch Lebenden funfzehn bis sechszehn Menschen. Dieser Umstand hinderte uns, einige benachbarte Haufen von Ruinen zu besuchen. An demselben Abende landeten wir am östlichen Ufer des Flusses nahe bei dem heiligen und prophetischen Berge Cheik Eredi. Wir fanden daselbst eine große kolossale Statue von Römischer Sculptur, die in den massiven Felsen scheint ausgehauen gewesen zu seyn

sie war sitzend, ungefähr zehn Fuß hoch, und im Costum eines Römischen Senators.

Im Dorfe Gaw Kebir, auf dem rechten Ufer des Flusses, sind die Ruinen eines alten Tempels, der einen weiten Umfang einnahm. Diese Ruinen sind dreihundert Fuß lang; der einzige Porticus steht noch. Er besteht aus achtzehn Säulen von acht Fuß im Diameter, die mit dem Gesims eine Höhe von 62 Fuß haben. Da dieser Tempel von einem dichten Haine von Palmbäumen umgeben ist, so gehört er unter die wenigen ursprünglich Aegyptischen Gebäude, die einen malerischen Anblick gewähren. Die Bildhauerarbeiten an den Säulen und an der Vordermauer haben eben nichts Merkwürdiges; an jeder Seite des Einganges steht eine Schlange mit einer Mitra auf dem Kopfe; der Fries ist, wie gewöhnlich, mit einem Globen und einigen Schlangen verziert, ein Sinnbild der Ewigkeit Gottes und seiner Wohlthätigkeit.

Am Ende des Tempels fanden wir auf dem Boden eine viereckige Kiste oder Käfich mit einem pyramidenförmigen Dach; es besteht aus einem einzigen Steine, und hat eine Höhe von 12 Fuß auf einer Basis von 9 Quadratfuß. Wahrscheinlich bewahrte man darin ein oder mehrere heilige Thiere. Inwendig sieht man Sperber und Füchse abgebildet, denen Priester Gaben darreichen. Die Verzierungen der Thüre sind denen am Eingange des Tempels ähnlich. Ohne Zweifel war das berühmte Gemach aus einem Steine zu Sais auf

diese Art erbaut. Aber dieses war, nach dem Herodot, 31 Fuß lang, 21 breit und 30 Fuß hoch. Zweitausend Menschen waren auf Befehl des Amasis drei Jahre hindurch dazu gebraucht worden, es von Elephantine nach Sais in den Tempel der Minerva zu bringen.

Westlich vom Tempel, dessen Ruinen wir besahen, hatte man eine lange Mauer oder Kai für die Bedürfnisse des Handels erbauet, und um den Nil von den Ländereien abzuhalten. Da dieses Werk ziemlich in Verfall gerathen war, so waren die Wasser weit ausgetreten, und bedeckten bei unserm Aufenthalte im vergangenen Herbst, den ganzen Strich. Diese Veränderung kann das Beiwort mediterranea erklären, das Ptolemäus der Stadt Anteopolis giebt. Der Länge des Kai nach findet man einige Reste von Säulen und von dazwischen angebrachten, auf Toscanischen Piedestals ruhenden, Statuen. Nahe am Mittelpunkte ist ein kleiner Tempel ohne Hieroglyphen, der demjenigen sehr ähnlich ist, der dem großen Tempel von Dendéra gegenüber steht.

Am folgenden Tage kamen wir vor der östlichen Bergkette vorbei, die den Namen Djibbel Abulfeda führt. Während der Ueberschwemmung benetzt der Fluß den Fuß dieser Berge von einem Ende bis zum andern, und auch in der damaligen Jahreszeit berührte er die meisten davon.

Während des nächstfolgenden Tages begegneten wir mehreren kleinen Streifhorden von Arabischen Beduinen,

die in der Zeit, wo die Ueberschwemmung vorbei, und die Doura-Aerndte geendigt ist, ihre unwirthbaren Wüsteneien verlassen, und die Dörfer der Ebene und die Ufer des Flusses verheeren, indem sie die Einwohner ihrer Lebensmittel, Kleider und ihres Geldes berauben.

Die hierauf folgenden östlichen Gebirge heißen Djibbel Cheik Said. Sie bilden einen Bogen von ungefähr vier Meilen Länge, deren tiefster Theil eine Meile vom Flusse entfernt ist. Sie sind weder so hoch noch so steil, wie die von Abulfeda. An dem Orte, wo sie sich dem Flusse nähern, ist auf einem niedern Hügel das Grab des Cheik, der dieser Bergkette den Namen gegeben hat; etwas weiter davon entdeckt man Spuren einer alten Aegyptischen Stadt, indem man noch eine Ringmauer von gebrannten Ziegelsteinen, und am Abhange des Berges Katakomben gewahr wird. An dem innern Mauerwerke einer dieser Katakomben fanden wir einige denkwürdige Abbildungen und Malereien. Diese Katakombe hatte lange Zeit hindurch entweder den Einwohnern der Stadt, oder einigen frommen Eremiten zur Kirche gedient, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sich hierher geflüchtet hatten. Die Einen oder die Andern haben in der Hitze ihres frommen Eifers die Figuren in Relief verstümmelt und die Malereien mit einer dicken Lage von Gyps überzogen. Aber an mehreren Stellen sind ihre Bemühungen ohne Erfolg geblieben, und an andern ist der Gyps wieder abgefallen, so daß die Bildhauereien, die wenig Relief haben, wohlerhalten sind, und sogar die Farbe keinen Schaden erlitten hat. Man sieht hier, wie zu Eleithias,

die Abbildung eines Festes, von Musik und Tanz begleitet. Die Musiker sind ein Harfenist und ein Flötenspieler. Ein Anderer bläs't seine Backen auf, indem er eine seiner Hände an sein Ohr hält, und scheint mit großer Anstrengung zu singen, was eben nicht geeignet ist, uns eine vortheilhafte Idee von dem Geschmacke der Aegyptier in dieser Kunst zu geben. Fünf Männer tanzen und springen hinter ihnen mit großem Aufwand ihrer Kräfte, während zwei Weiber einen sehr langsamen Tanz ausführen. Eine andere Mauer stellt das bei dem Korn- und Flachsbaue übliche Verfahren dar. In der ersten Abtheilung erscheint der Säemann vor einem Schreiber, der ihm mehrere kleine Säcke voll Korn, die er in seiner Verwahrung hat, ausliefert, und die Anzahl derselben aufschreibt. Auf dem Felde sieht man zwei Gespanne von Ochsen oder Stieren. Ein Querholz, das von dem Ende des Pflugbaums über die Schultern dieser Thiere geht, ist mit Stricken an ihre Hörner befestigt. Bei jedem Pfluge ist ein Säemann. Der Eine wirft das Korn unter die Füße der Ochsen, ein Anderer streuet es in die Furche. Hinter diesem letztern werden mehrer Widder von ihren Führern getrieben, von denen jeder vier Widder mit einer langen Peitsche leitet. Ohne Zweifel wurden diese Thiere gebraucht, um den Samen einzutreten, wozu man an andern Orten in Aegypten sich der Schweine bediente. Einer von diesen Widder = Postzügen scheint zu weit vorgekommen zu seyn, und drängt die Schritte des Säemanns. Der vorderste Widder hat schon einige Körner entwendet, weshalb der Säemann in Zorn geräth, und den Führer der Thiere ausschilt.

Die folgende Scene stellt eine Aerndte vor, und ist der zu Eleithias dargestellten ähnlich. Wenn das Getraide gesammelt ist, so macht man Garben daraus, die man auf einen Esel ladet, um sie an den Ort ihrer Bestimmung zu tragen. Einige Autoren behaupten, die Aegyptier hätten dieses Thier nie zu den ländlichen Arbeiten gebraucht; aus dieser Ursache, setzen sie hinzu, waren die Esel in diesem Lande verachtet, und so verabscheuet, daß man sie für das Symbol des Typhon hielt. Aber wir haben hier zwei Beispiele vom Gegentheil, denn gleich in der folgenden Abbildung sehen wir neun bis zehn Esel auf einer Tenne Getraide austreten, während in einer daran angränzenden Scene zu demselben Geschäfte eine gleiche Anzahl Ochsen gebraucht wird. Weder die einen noch die andern haben das Maul verbunden. Sie werden beständig durch zwei mit Peitschen bewaffnete Männer in Thätigkeit erhalten, und einer davon hält eine Halfter, an die sie alle angebunden sind. Andere Schnitter schneiden sehr hohes Stroh, wovon man vorher die Aehren weggenommen hat. Der Flachs wird bei der Wurzel ausgerissen, gepreßt und gekämmt, wie zu Eleithias.

An einer andern Wand ist ein Mann abgebildet, der in einer sehr weiten Pflanzung Schilfrohr abschneidet. Man bindet das Rohr und trägt es an einen etwas entfernten Ort, wo andere Personen es zur Verfertigung einer Art von Barke oder Floß verwenden. Die Anstrengung, die nöthig ist, um sie an einander zu binden, ist sehr gut ausgedrückt. Man gebraucht noch jetzt solche

Fahrzeuge aus Schilfrohr auf dem Nil innerhalb dieses Ortes und den Wasserfällen. Einer dieser Kähne wird im Wasser abgebildet, und der Dichter hat den Einfall gehabt, zwei Nilpferde sich dem Kahn nähern zu lassen. Dieses sonst in Aegypten so gewöhnliche Thier ist gegenwärtig daselbst unbekannt. In dieser Abbildung hat es dicke und kurze Füße, einen kleinen Schwanz, den Kopf und die Schnauze eines wilden Schweins, eine große Reihe von Zähnen, und einen verlängerten Hauer am untern Kinnbacken. Ob es gleich im Wasser lebt, so hebt es doch den Kopf über die Oberfläche des Wassers empor, und öffnet die Schnauze, um freier zu athmen. Es wird hier nicht als ein furchtbares, oder von den Einwohnern gejagtes und verfolgtes Thier dargestellt. In Papremis war das Nilpferd ein geheiligtes Thier, unglücklicherweise können wir, bei den widersprechenden Nachrichten des Herodot über diese Stadt, die Lage derselben nicht bestimmen.

An derselben Mauer ist ein schöner Fischzug nahe an den Ufern des Flusses abgebildet. Die in großer Menge gefangenen Fische werden ausgeweidet und an der Sonne getrocknet, andere werden in die Form von Kugeln gebogen und über einander gelegt, um auf Kohlen oder in heißer Asche gekocht zu werden; hierauf thut man sie in Gefäße, die dazu bereit stehen.

In einer andern Katakombe, um welche neun Statuen herum stehen, sieht man die Hauptperson mit priesterlichen Kleidern angethan, jedoch ohne Mitra. Er ist

in einem Gebäude, dessen Dach abhängig ist, und hält in den Händen eine Schaale und einen Scepter. Vor ihm sind mehrere Personen, die ihm Stiere und Ziegen zuführen, die wahrscheinlich zum Opfer bestimmt sind. Diese Schlachtopfer haben Stricke um den Hals gebunden. In der folgenden Abtheilung sitzt dieselbe Person seitwärts bei den Zubereitungen eines Festes. Seine Leute bringen eine Menge Vögel, Fleisch, Früchte und sogar ganze Ziegen und Ochsen auf Tischen und Gueridons herbei.

Ein Mumien-Brunnen, in der Nähe dieser Katakomben und dazu gehörig, enthält die Ueberreste derjenigen, deren Erben nicht die Kunst zu Hülfe rufen konnten, um ihre Gräber zu verzieren, und ihr Andenken zu verewigen. Nahe an dem Abhange, der dahin führt, ist die Fassade eines sehr kleinen Hauses abgebildet, mit Karnieß, Impost und Architrab, so wie man es in den großen heiligen Gebäuden sieht. Im Mittelpunkte der Fassade ist eine Nische für eine kleine Statue, und darüber sieht man eine Figur, die einen Leckerbissen, der vor ihr liegt, genießt. Diese innerhalb des kleinen Hauses des Pluto *) so gewöhnlichen Verzierungen könnten glauben machen, daß die Aegyptier das Glück des künftigen Lebens in sinnliche Vergnügungen und besonders in den Gaumenkitzel setzten, wenn der Charakter der Mäßigkeit, der von jeher dieses Volk auszeichnete, einer solchen Vermuthung nicht widerspräche.

*) Domus exilis Plutonia.

Am 3. Februar 1802 landeten wir zu Eramun, und zogen zwei Meilen durch die Ebene bis nach Melaoui. Dies ist eine große und volkreiche Stadt. Die Bazars sind geräumig und wohlgebaut, das Land ringsumher ist bis an den Fuß der Lybischen Gebirge mit Datteln, Getraide und Zuckerrohr überdeckt. Wir trafen mehrere Landleute an, die mit männlichen Blüten des Dattelbaumes beladen waren, um sie an weibliche zu befestigen. Der Anbau des Zuckerrohrs ist in den Händen der Cophten, wovon die Meisten ein etwas tiefer gelegenes Dorf, Namens Ebadié bewohnen. Die rohen Sitten und der Hang zum Plündern, wodurch diese Christliche Colonie sich unterscheidet, stimmen mit der daselbst herrschenden Leichtgläubigkeit überein. Man glaubt daselbst fest, ein Araber oder Türke müsse unfehlbar sterben, wenn er sich 3 Tage in diesem Dorfe aufhielte. Die Mahomedaner haben denselben Aberglauben. Melaoui hat viel von seiner ehemaligen Bevölkerung verloren, wie man aus der Menge leer stehender Häuser und Buden, so wie aus den Hügeln, die es umgeben, schließen kann. Diese Stadt hat sich wahrscheinlich auf den Ruinen von Achmounais erhoben, welcher Stadt sie in dem Range eines Hauptortes des Nomos hermopolitanos nachgefolgt ist. Ein großer Canal setzt sie in Verbindung mit dem Flusse. Die Weiber von Melaoui sind wegen ihrer Schönheit berühmt, die von den Schiffern, die den Nil befahren, sehr oft besungen wird. Uebrigens habe ich nichts an ihnen bemerkt, was ihnen vor ihren Landsmänninnen einigen Vorzug verschaffen könnte.

Von Melaoui kamen wir einige Meilen weiter unten am jenseitigen Ufer des Flusses in das kleine Dorf Abadé. Es machte uns ein besonderes Vergnügen hier die Ruinen von Antinoé zu besuchen, einer Stadt, die nach Strabo, vom Kaiser Hadrian, in der Nähe von Abydus, seinem Günstling Antinous, der hier im Wasser umkam, zu Ehren gestiftet wurde. Diese Ruinen liegen nicht mehr in der Mitte einer fruchtbaren Ebene und zwischen lachenden Lusthainen, wie der Arabische Geograph Abulfeda es beschreibt. Selbst die Stadt ist gänzlich zerstört, die öffentlichen Gebäude ausgenommen, die man noch sieht; Alles rings umher ist eine ununterbrochene Wüste, mit Ausnahme eines kleinen, nördlich gelegenen Thales, ja, es hält schwer sich vorzustellen, daß es je hier anders ausgesehen habe. Alle noch erhaltenen Denkmäler sind im Römischen oder Griechischen Styl erbaut, und scheinen ungefähr aus derselben Zeit herzustammen, denn Alle tragen auffallende Zeichen des schlechten Geschmacks an sich, der gegen das Ende vom Jahrhundert des Augustus der herrschende wurde.

Ehe wir Antinoé verließen, sahen wir einen Zug von Weibern, die mit Lebensmitteln versehen, aus Cheik Abadé kamen, um, von allen Almés (Tänzerinnen) und Sängerinnen des Ortes begleitet, das Bairamsfest auf dem Begräbnißplatz der Wüste zu feiern. Jede Familie versammelt sich mit ihren nächsten Verwandten um ein Grab, und bringt den Tag festlich mit Vergnügen zu, indeß die Almés ein beständiges Freuden-

geschrei erheben, das, eben so wie ihre Töne des Schmerzes, nur aus mannichfaltigen Modificationen des Schreies ululus oder eleuleu besteht.

Indem wir unterhalb Antinoé den Fluß hinabfuhren, verloren wir nach und nach die Gebirge der westlichen Wüste aus den Augen, und die weiten Ebenen des Nomos Hermopolitanos thaten sich vor uns auf, und gewährten den Anblick einer wohl angebauten, bevölkerten Gegend. Getraide, der Colza, und Zuckerrohr sind die Haupterzeugnisse dieser Jahreszeit. Gegen Osten nähern sich die Gebirge sehr dem Flusse, und sind oft nur durch eine Sandwüste von ihm getrennt. An dem unteren Theile der Berge sieht man öde Städte und Dörfer, die aus einer neueren Zeit herstammen, und einen mannichfaltigen Anblick gewähren; auf dem oberen Theile der Gebirge sieht man eine lange Strecke von Katakomben in den Abhang der Felsen ausgehauen, die ohne Zweifel den alten Einwohnern des Nomos Antinoopolitanos zu Gräbern dienten. Einige Meilen weiter unten gewinnt das östliche Ufer wieder ein grünes, lachendes Ansehen. Wir kamen vor den beiden Dörfern Beni Hassan vorbei. Eins davon war gänzlich verlassen, verheert, und abgebrannt, ein trauriges Denkmal der Tyrannei und der Rache der Mammelucken, weil die Einwohner sich geweigert hatten, ihnen den Miri (Tribut) zu bezahlen. Das andere Dorf war ein elender Zufluchtsort, wohin die Widerspenstigen sich geflüchtet hatten. Nach der Angabe von D'Anville suchten wir hier die Grotte der Diana

(Speos Artemidos) an einem Orte auf, den dieser Verfasser merkwürdig nennt, weil man daselbst große, ausgehöhlte Grotten sieht, die zu Tempeln dienten. Wir landeten daher, und nahmen, um dahin zu gelangen, unsern Weg durch eine Sandstrecke. Wir fanden auf diese Weise einige der schönsten Katakomben von ganz Aegypten, und nahe an denselben, oberhalb des Bettes eines reißenden Gießbaches, eine natürliche Grotte, die diesem Orte seinen Griechischen Namen leicht kann gegeben haben. Die Grotten dienten den vornehmsten Familien des Nomos Hermopolitanos, der am jenseitigen Ufer liegt, zu Grabstätten. Und noch heut zu Tage setzen die Einwohner der vom Nil westlich gelegenen Dörfer, die von der Libyschen Wüste weit entfernt sind, über den Fluß, um ihre Todten in diesen Sandflächen zu begraben, ohne jedoch sich die Mühe zu nehmen, neue Gräber in die Felsen zu hauen, oder auch nur die schon vorhandenen zu benutzen.

Mehrere dieser Grotten sind sehr geräumig, und enthalten jede eine, auch zwei bis drei Kammern, von denen die größte 70 Quadrat-Fuß enthält. Am vorderen Eingang der größten Grotten sind kleine Porticus von 4 und auch mehreren Säulen; andere Säulen stützen das Dach, das heißt, sie waren dazu aufgerichtet, als man die Grotte in dem Felsen aushöhlte. Die Dächer sind meistens bogenförmig, jedoch ist keines davon durchaus gewölbt. Die Säulen haben denselben Charakter, wie die des großen Porticus von Aschmaunein oder Hermopolis magna; die Verhältnisse derselben sind jedoch nicht so

massiv, da sie nur eine Höhe von 12 bis 15 Fuß, und an der Basis nie mehr als 3 Fuß im Durchmesser haben. Sie scheinen 4 große Palmzweige vorzustellen, die an ihrem dünnsten Ende mit einander verbunden sind, und auf dem größten und stärksten Ende aufrecht stehen, mit Spuren von anderen Bändern, die in gleichen Zwischenräumen die ganze Höhe hinabgehen. Diese Erfindung scheint die erste Idee zu der Art von Säulen gegeben zu haben, die man so häufig in verschiedenen Theilen von Aegypten findet; denn die Säule, die, was man ein Glockenförmiges Capital heißt, trägt, ist offenbar eine Nachahmung vom Stamme des Palmbaumes und von seinen, aus einander gehenden Aesten.

Die innere Eintheilung dieser Begräbniß-Höhlen ist sehr verschieden. In Allen sind das Gemäuer und die Säulen mit Abbildungen bedeckt. An einigen Orten sind sie sehr erloschen, an andern hingegen sind die Figuren ganz erhalten und die Farben scheinen ganz frisch zu seyn. An einer der Mauern kann man beinahe nichts unterscheiden, als ein Stiergefecht. Drei Männer sind im Kampfe begriffen, der Eine faßt das Thier beim Schweife, ein Anderer bei den Beinen, und der Dritte ist im Begriffe einen Wurfspieß nach ihm zu werfen. Ich kann die Behauptung des Herrn von Pauw, daß keine dieser künstlichen Aushöhlungen die Höhle der Diana sey, (Speos Artemidos) ob sie gleich in der Nähe dieser Aushöhlungen aufgesucht werden müsse, nicht zugeben. Die Bauart und die allgemeine Eintheilung, die man in diesen Höhlen findet,

sind dem, was man in andern Aegyptischen Begräbniß-Grotten sieht, zu ähnlich, als daß man über den Gebrauch, zu dem sie bestimmt waren, einen Zweifel aufwerfen könnte. Alle haben, in einem oder dem andern der Gemächer, woraus sie bestehen, Gruben oder Vertiefungen für Mumien, das heißt Gräber, die am Fuße der Mauer vertical angebracht sind, und man sieht noch in der Mauer Löcher, woran die Maschienen befestigt waren, wodurch die todten Körper in diese Gräber hinabgelassen wurden.

Es ist nicht möglich, von der unendlichen Mannichfaltigkeit von ländlichen und häuslichen Beschäftigungen, die hier am Gemäuer abgebildet sind, eine genaue Idee zu geben. Man sieht den Anbau des Getraides, des Hanfes und Flachses dargestellt, ferner Fabriken von Waffen und Seilen, eine Menge verschiedener Barken, endlich Fischereien, Jagden, Tänze, Wettkämpfe u. s. w. Beim Hanfbau leitet ein Mann oder ein Kind die Pflugschaar, und ein anderer die Ochsen. Es scheint nicht, als wenn die Aegyptier sich bei ihrem Feldbau der Pferde bedient hätten, vermuthlich weil die Unterhaltung derselben zu kostbar war, und ihr leichter Boden sie nicht nothwendig machte. Die Hacke wird noch vor dem Pflug gebraucht. Bei der Hanfärnte wird die Pflanze bei der Wurzel ausgerissen, und auf dem Rükken von Eseln in die Tenne getragen, wo durch das Treten von Ochsen der Same geschieden wird. Hierauf werden die Stängel in dicken Bündeln in eine Kufe oder Trog von Ziegelsteinen, mit Wasser angefüllt, gelegt,

worin sie einige Zeit bleiben; das Wasser dazu tragen Männer auf den Schultern in Eimern herbei, die denen gleich sind, worin man in England die Milch zu tragen pflegt. Dann schlägt man den Hanf auf einem platten Steine mit Stöcken, und wiederholt diese Operation, wenn er schon in Stränge gebunden ist. Die Art, wie der Faden gedreht wird, ist zu verloschen, um sich einen deutlichen Begriff davon machen zu können. Man sieht mehrere Enden von Fäden an einem Pfahl befestigt, am andern Ende wird ein langer, quer durch die Fäden gelegter Stock von 2 Männern gedreht, die eben einen dicken Strick fertig gemacht haben; man sieht nicht, daß ein Rad dabei gebraucht würde. Ich habe seitdem gesehen, daß man in den Flachs-Manufacturen im Delta dasselbe Verfahren beobachtet. Neben dem Anbau und der Aernte des Flachses ist ein Speicher dargestellt, wohin die Arbeitsleute die Säcke mit Leinsaamen abliefern.

Die Waffen und Gewehr-Fabriken bieten wenig interessantes Detail dar. Mehrere Arbeiter schlagen mit dem Hammer auf den Ambos, Andere blasen das Feuer mit langen Röhren an; an den Wänden sieht man Schilde, Schwerdter, und Bogen und Pfeile aufgehängt.

Außer der gewöhnlichen Art mit Netzen zu fischen, sieht man den Herrn des Landgutes beschäftigt, seinen Wurfspieß nach einem Fische, der mitten im Strome ist, zu werfen. Mehrere Nilpferde spazieren auf dem

Boden des Wassers herum, oder stecken die Köpfe in die Höhe. Die Diener rudern auf kleinen, aus Binsen gemachten Kähnen, und fahren durch das Schilf durch, um diese Thiere zu jagen, wobei sie von Hunden, die ins Wasser gehen, unterstützt werden. Der Wurfspieß des Herrn ist reich verziert und hat eine zugerundete Spitze. Die Fische sind mit einer, in's Kleinste gehenden, Sorgfalt abgebildet.

Auf den Jagden ist der Herr von seiner ganzen Familie begleitet. Alle sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet; sie haben Windhunde und Schäferhunde bei sich, und jagen auf den Gebirgen nach Füchsen, Antelopen, Hirschen, Straußen, Schacals, Hasen, Kaninchen, Löwen, Tigern, und nach Wölfen. Mehrere dieser Thiere sind verwundet, oder todt, oder sterbend, andere sind in Netzen gefangen, oder in Fallgruben, die bei ihrer übereilten Flucht auf dem Wege für sie aufgestellt waren. Zwei von den Hunden sind mit der größten Wahrheit gezeichnet und mit ihren natürlichen Farben gemalt, es sind wahre Portraite; die Hunde haben Halsbänder um den Hals. Plato in seinem Timäus nimmt die Jäger als eine eigene Kaste in Aegypten an. Heut zu Tage findet dies Vergnügen nur wenige Liebhaber in Aegypten.

Tänze kommen auf diesen Mauern sehr häufig vor. Zuweilen tanzen beide Geschlechter zusammen, zuweilen abgesondert. Die Bewegungen und Stellungen der Männer haben viel Anmuthiges; einige tanzen allein,

und zeigen allerlei Künste, andere tanzen gemeinschäftlich, ein Tänzer bleibt auf dem Kopfe stehen. Die Tänze der Weiber sind weit seltsamer, und weder ungezwungener, noch natürlicher als die der heutigen Alméés. Bei dem Ringen und andern einzelnen Wettkämpfen ohne Waffen hat der Künstler einen Beweis seines Talentes und seiner Kenntnisse abgelegt, indem er eine erstaunende Verschiedenheit der Stellungen entworfen, und sie mit großem Ausdrück charakterisirt hat. In einer einzigen Grotte sind nicht weniger als 180 besondere Wettkämpfe, die Alle von einander durchaus verschieden, und Alle mit demselben Feuer ausgeführt sind. Ich verwunderte mich, unter allen diesen Kämpfern keinen Meister in der Boxkunst zu finden, der sich auf gut Englisch mit der Faust geschlagen hätte. In einigen dieser Gruppen schleift der Sieger den Ueberwundenen bei den Füßen fort, in andern hebt er ihn in seinen Armen in die Höhe, wie Herkules den Anteus entführt. Dies sind ohne Zweifel die Spiele und gymnastischen Uebungen, von denen Herodot sagt, daß sie zu Chemmis gefeiert worden wären.

In der Darstellung der Weinlese haben die Arbeitsleute ihre Körbe in den Weinberg getragen, um sie mit Trauben anzufüllen, andere Weinberge sind schon abgelesen, und man hat Ziegen hinführen lassen, um die Blätter zu fressen. Zwei Männer halten einen andern, damit er den Gipfel einer Weinlaube erreichen, und dort die Trauben pflücken kann. Die Männer bringen die vollen Körbe auf ihren Köpfen zurück, Andere

treten die Weintrauben in der Kufe aus. Der Saft wird in Krüge oder andere Gefäße gethan, und ein Theil davon auf Barken geladen.

Außerhalb der Grotten findet man beträchtliche Ueberreste von gepflasterten Wegen, die in gerader Linie vom Ufer des Flusses bis zum Eingange der 3 Hauptgrotten führten. Eine von diesen Grotten ist mit einer Lage von hartem, festem Gyps überkleidet, der so bemalt ist, daß er die Adern des Marmors nachahmt.

Unter diesen Abbildungen sind mehrere, die Feste mit Musik und Tanz vorstellen. Das Hausgesinde führt Heerden von Ochsen, Ziegen und Hammeln ihrem Herrn vor. Der Fluß ist mit Barken jeder Art bedeckt, die mit Rudern oder Segeln fahren. In den einen sieht man Weiber, die in einer Art von Kajüte zu seyn scheinen, in andern ist nur eine einzige Person, die unter einem Schirmdache sitzt. Eine von diesen Barken hat auf jeder Seite 22 Ruder. Wenn wir jedem Ruderer 3 Fuß Raum von der Länge der Barke zugestehen, und außerdem eine doppelte Ruderbank annehmen, und ferner für das Vordertheil und Hintertheil 12 Fuß rechnen, so kann diese Barke nicht weniger als 90 Fuß in die Länge gehabt haben. In einem dieser Fahrzeuge konnten wir ganz deutlich die Art zu steuern wahrnehmen. Der Steuermann hält ein senkrecht herabgehendes Stück Holz in steter schwingender Bewegung, die sich von der Spitze des Holzes dem Steuerruder, das heißt, einem langen Ruder, dessen plattes,

in's Wasser streichende Ende sehr breit ist, mittheilt. Dieses Steuerruder neigt sich unter einem Winkel von 45 Grad, und ruht mit dem oberen Ende auf einer krumm gebogenen Stange, die, dem Bootsmann gegenüber, auf dem oberen Verdeck steht. Hinter dem Bootsmann ist das Ruder, was zum Steuern dient, in der Mitte seiner Länge mit Seilen an das Hintertheil befestigt. Eine andere Barke hat 2 Steuerruder, die einander vollkommen gleich sind, und beide am Hintertheile des Schiffs auf gleiche Weise gebraucht werden.

Reise von Benisuef nach Kairo, Memphis und die Pyramiden.

Wir hatten uns zu einer Reise von Benisuef nach Fajumé vorbereitet und waren Willens, den Ufern des gleichnamigen Sees zu folgen und durch die Wüste bis zu den Pyramiden von Daschaur und Sahhara und den Ort, wo ehemals Memphis stand, zu reisen. Aber die Räumung von Dschizeh durch die Mammelucken, hatte so viele Unruhen erweckt und so viel ernsthafte Zwistigkeiten unter den Landleuten und den Beduinen verursacht, daß wir es für unmöglich hielten, den beabsichtigten Weg zu Lande oder zu Wasser zurückzulegen. Gezwungen entsagten wir also dem Vergnügen, die merkwürdigsten Gegenden Aegypten's zu sehen, und setzten unsere Reise fort, um uns nach Kairo zu begeben.

Eine Stunde oberhalb Benisuef kamen wir bei Busché und dem großen Kanal vorbei, der mit Fajumé in Verbindung steht. Vergebens suchten wir einige Spuren der alten Ptolemais, die Arsinoe's Haven war. Das Land fängt hier an, selbst auf der west-

lichen Seite des Nil's, eine mehr traurige Ansicht zu gewähren. Nur selten erblickt man zerstreute Dörfer, die arm und schlecht gebaut sind. Eines Theils hat nämlich die benachbarte Hauptstadt diese Gegend starken Erpressungen unterworfen, und andern Theils ist sie den Einfällen der Horden der Wüste mehr ausgesetzt.

Eine Stunde oberhalb Ridsché und Kébir erblickten wir die südlichste Pyramide. Sie lag aber zu weit von dem Flusse, und das zwischen uns und ihr liegende Land war zu sehr von Kanälen durchschnitten, um uns, sie in der Nähe zu sehen, zu gestatten. Auf Arabisch heißt sie: Haram el Kédab oder die falsche Pyramide. Sie ist eine Art von doppelter Pyramide, da Eine auf der Andern steht. Ein steiniger Hügel der Wüste dient ihr gewissermaßen zur Grundlage.

Das östliche Nil-Ufer bot uns während eines Tages nichts als den Anblick einer ununterbrochenen Wüste dar. Nur in großen Entfernungen sah man einige urbare Stellen und elende Dörfer. Eins derselben Daulab-el-Halfé liegt auf großen Hügeln, welche vielleicht aus den Trümmern der alten Aphroditopolis gebildet sind, welche Stadt etwas über 7½ geogr. Meilen von Babylon oder dem alten Kairo entfernt war. Diese Distanz giebt Antonin's Reiseroute an.

Am folgenden Tage (9 Februar 1802) hatten wir einen sehr starken Nordwind und machten nur 4½ bis 5 Meilen von Neslet-el-Ridsché bis Mazghuni,

welches unter derselben Breite liegt, wie die südlichste Pyramide von Daschaur. Vorher hatten wir die von Dschizeh neben dem Dorfe Mataané in $5\frac{1}{2}$ geogr. Meilen Entfernung im Gesichte gehabt. Zwischen diesen beiden Dörfern und noch mehr bei Mazghuni erhebt sich das westliche Ufer weit über die Umgegend, ein Umstand, den wir schon auf unserer Reise von Kairò zur Zeit der Ueberschwemmung des Nils bemerkten. Auch da war dieser Fluß hier in sein Bette beschränkt, während ober- und unterhalb alles Land bis an die Wüste überschwemmt war. Nicht unwahrscheinlich ist dieß hohe Ufer, das ganz das Ansehen eines Kunstwerks hat, ein Ueberbleibsel jenes berühmten Dammes, den Menes erbaut hatte, um den Lauf des Nils von den westlichen Höhen abzuleiten und ihn gegen die östlichen hin zu treiben, um Memphis vor der Ueberschwemmung zu sichern. (M. s. Herodot II. 99.) Mehrere verflossene Jahrhunderte, in denen dieser Mauerdamm nicht die nöthigen Reparaturen erhielt, reichen hin, seine jetzige Zertrümmerung zu erklären. Der größte Theil desselben ward schon vor langen Jahren von den Fluten weggerissen, und der noch übrige Rest wird wahrscheinlich ein ähnliches Schicksal haben.

Am folgenden Morgen giengen wir von Mazghuni nach Daschaur, welches 1 Stunde westlich vom Flusse liegt. Hier trafen wir den vornehmsten Eigenthümer oder Pachter des Dorfs, der, wie er noch in einiger Entfernung von uns war, von seinem Esel abstieg und zu Fuße auf uns zukam, mit der Einladung, bei ihm

einzukehren. Wir nahmen dieß an, und da es die Stunde seines Mittagsessens war, sahen wir uns genöthigt, um seinen Tisch her uns auf die Erde zu kauern. Man trug ihm eine Schüssel Gebackenes auf, das aus Roggenmehle, Butter und Honig bestand. Neben derselben standen einige Schaalen mit Honig gefüllt und ein Teller voll frischen Quarks.

Den vorzüglichsten Zierrath dieser Behausung bildeten aus der Haut des Nilpferdes geschnittene Riemenpeitschen, um die widerspänstigen Bauern, die eben nicht sehr mit der Zahlung des „Miri" eilten, zu züchtigen. Dieser Charakterzug war den Aegyptern schon länger eigen. Ammianus Marcellinus, ein bekannter, römischer Geschichtschreiber, giebt nämlich von ihnen folgende gedrängte Schilderung: „Die Aegypter „haben im Allgemeinen eine dunkle, schwärzliche Farbe „und ein ernstes, schlankes und dürres Aeußere. Man „kann sie sehr leicht erzürnen und wenn sie nur etwas „streiten, haben sie gleich die bittersten Antworten auf „der Zunge. Sie halten es für Schande, wenn sie „noch keine Hiebe wegen unterlassener Zahlung ihrer „Abgaben erhalten haben, und keine noch so schmerz„haften Martern können die vermögen, welche vom Raube „leben, ihren Namen zu sagen."

Ein benachbarter Beduinen-Häuptling, dessen Horde damals in Frieden mit den anwohnenden Dorfschaften lebte, kam zu uns und bot uns seine Begleitung oder seinen Schutz auf unserer Reise zu den Pyramiden

an. Wie wir durch den kleinen Weiler el-Mersch gekommen waren, langten wir bei einem alten Damme an, der auf der Ebene von Norden gegen Süden läuft. Hierauf mußten wir eine große Fläche, die theils sandig, theils morastig und mit Schilf bewachsen war, zurücklegen. Der morastige Theil dieser Fläche bildet sich zur Zeit der Ueberschwemmung zu dem Bette eines großen Kanals, und auch jetzt trafen wir auf Stellen, die 2 Fuß Wasser hielten. Man nennet ihn bald den Tura Hauanî, bald den Bahar-Dschusuf. Ich vermuthe, daß dieß einst das Bette des Nil's war. Gegen Süden verbindet er sich theils mit dem Bahar-Dschusuf, theils mit dem Hauptstrome des Nil's.

Wie wir noch ¼ Stunde in der Wüste über formlose Hügel, die aus Sande, ägyptischen Kieseln, gewöhnlichen Steinen und Conchylien gebildet waren, zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich die große Pyramide, die südlich von Daschaur liegt. Wir maaßen die Basis derselben mit vieler Genauigkeit. Sie ist ein Viereck, dessen Seite 614 engl. Fuß mißt. Die Höhe ward auf 335 dergl. geschätzt. Folgende Umstände geben dieser Pyramide einen verschiedenen Charakter von denen bei Dschizé, die so oft beschrieben sind. Sie ist (1) von einem sehr feinkörnigen Sandstein gebaut, in dem man keine Spur von den Meer-Fossilien findet, die sich in den, zu den übrigen Pyramiden gebrauchten, Steinen in bedeutender Menge finden. Letztere unterscheiden sich aber (2) durch ihre sanft und gleich abgeglättete Ober-

fläche vom Gipfel bis zur Grundfläche. Dieß rührt keinesweges, wie man glaubte, von rechtwinklichen steinernen Prismen her, welche die Unterbrechung der Ebenheit der Seiten durch die Ecken der Stufen aufhoben, sondern die Steine, welche die Oberfläche bilden, sind gleich selbst so zugehauen, daß sie sich zu einer ebenen, treppenähnlichen Fläche an einander schließen. (3) Die äußeren Quadern liegen nicht wagrecht, sondern gegen die Grundlage geneigt, wahrscheinlich um dem Gebäude mehr Festigkeit zu geben. (4) Die Seiten dieser Pyramide sind nicht bis zu dem Gipfel ganz eben, sondern neigen sich ungefähr in ⅔ ihrer Höhe zu einem spitzeren Winkel. Nach unsern Bestimmungen verhält sich der untere Winkel zum oberen, wie 53°: 45°. (5) Mitten auf der nördlichen Seite führt, 20 Fuß vom Boden, ein Eingang in die Pyramide, der 3 Füß 6 Zoll breit und eben so hoch ist und auf einem bequemen Abhange 150 Fuß weit in das Innere der Pyramide führt. Am Ende desselben ist eine kleine Kammer, in welche Pococke noch hinein konnte, die aber jetzt verschüttet und unzugänglich ist. (6) Auf der nämlichen Seite der Pyramide finden sich bis zum Gipfel kleine, nicht weit von einander entfernte Löcher. Aber sie haben so wenig Tiefe, daß sie dem kühnen Busirioten bei seiner kecken Unternehmung nur schwache Hülfe leisteten.

Diese Pyramide und die kleinere, die an der südlichen Ecke steht, waren mit zwei Ziegelmauern umgeben, von denen man noch Ueberbleibsel sieht. Zwischen ihnen liegen Hügel von Schutt, die halb von Sande bedeckt

sind, aber deutlich den Platz bezeichnen, wo einst ein altes Gebäude stand.

Wir besuchten darauf die, von hier ½ Stunde nordwestlich an der Gränze der Wüste liegende, Pyramide von Lehm-Ziegeln, die auch mit einer Ziegelmauer umgeben war. Wegen Zerbrechlichkeit des, zu ihrem Baue verwendeten, Materials hat sie sich nicht ganz erhalten können, und kaum stehet noch ein Theil ihrer ursprünglichen Oberfläche. Ihre Seiten verfallen täglich mehr. Doch erhält sie sich noch auf einer Grundlage von mindestens 350 Quadratfuß und ist wenigstens 200 Fuß hoch. Ein schneckenförmiger Pfad, durch Reisende und Araber gebahnt, führt bis auf den Gipfel derselben. Wir bemerkten bald, daß die Verhältnisse dieser Pyramide, wie sie noch ganz war, mit denen der großen Pyramide bei Dschizé sehr übereinstimmten. Die Ziegeln sind 14½ Zoll lang, 6 breit und 4 dick. Da sie aber nicht gebrannt, sondern bloß an der Sonne getrocknet sind, so konnten wir über die Beschaffenheit ihrer Erde die Bemerkung machen, daß diese viel weniger zusammenhalte, als die der Ziegeln, die man zu Dendera und Eleithias gebraucht, in welchen sich auch eine große Menge Heckerling befindet.

Diese Pyramide war ohne Zweifel die des Königs Asychis, welche folgende merkwürdige Inschrift nach Herodot's Zeugnisse führte: „Vergleiche mich nicht mit „den von Steinen gebauten; denn ich bin erhabener „wie sie, so wie Jupiter größer ist, als die übrigen „Götter. Die mich erbauten, rammelten Pfähle in einen

„See und bildeten aus dem Schlamme desselben die „Ziegeln aus denen ich gebaut ward." Worin der Vorzug dieser Pyramide vor den übrigen, man nehme Rücksicht auf die Schwierigkeiten des Baues, oder auf die Dauer desselben, bestand, läßt sich nicht gut begreifen. Aber die Aegypter waren seit langen Jahrhunderten gewohnt, Denkmäler von gleicher Gestalt und von gleichen Materialien zu bauen und ihr erfinderischer Geist hatte lange Zeit geschlafen und sich der Herrschaft der Nachahmung von jeher fest überlassen. Das Neue des Baues dieser Pyramide reichte zu Erweckung der Eitelkeit des Fürsten, unter dem sie gebaut ward, hin, um die Bewunderung seiner Unterthanen aufzufordern.

Wie wir zurückkehrten, um wieder an das Ufer des Nil's zu kommen, mußten wir abermals durch den obenerwähnten morastigen Boden unsern Weg nehmen. Dann kamen wir über mehrere Seen und durch einen Wald von Akazien-Bäumen. Nachher war die Gegend durch Kanäle zerschnitten, uneben und mit Trümmern ehemaliger Wohnungen bedeckt. Wir trafen unsere Barken westlich von Bédreschiné und besuchten nun die Ruinen von Memphis. Mehrere, in der Nachbarschaft alter Schutthaufen zerstreute, Granitblöcke verkündigten uns die Annäherung an einen merkwürdigen Ort. Eine, ½ Viertelstunde lange Chaussée führte uns durch eine, mit Dattelpalmen, Flachs, Bohnen, Gerste, Roggen und Linsen bebauete Gegend. Rechts blieb uns ein großer Wasserbehälter, der halb voll war, und am Ende der Chaussée bemerkten wir, daß wir in einen Bezirk traten, der mit

Schutthügeln von derselben Art, wie in Thebaïs, nur daß diese höher waren, angefüllt war. Der Raum, den sie einnehmen, bildet ein Viereck, welches 2464 par. Fuß von Norden nach Süden, und 1,232 dergleichen von Osten gegen Westen mißt. Die Eingänge dieses Bezirkes, die sich in der Mitte jeder Seite befanden, kann man noch erkennen. Die bedeutendsten waren die, welche nach der Wüste und dem Nil führten. Durch letzteren kamen wir hinein. Die ersten Gegenstände, die uns hier in die Augen fielen, waren 30 bis 40 große, schön rothe Granitblöcke, die auf der Erde lagen und ohne Zweifel Theile einiger kolossalen Bildsäulen waren, die den Tempel schmückten, dessen Trümmer wir vor uns hatten. Herodot spricht von vier großen Bildsäulen, die Sesostris vor dem Eingange zum Tempel des Vulkan's zu Memphis hatte aufstellen lassen. Die eine stellte ihn selbst, die andere seine Gemahlin vor, und beide waren 30 Vorderarmlängen hoch. Die beiden Andern stellten seine beiden Kinder vor, und waren 24 dergleichen hoch.

Der Styl, in welchem die Figuren und ihre Gewänder gebildet waren, ist, so viel wir beurtheilen konnten, dem, welchen wir in Theben bei den dortigen Bildhauerwerken sahen, ähnlich. Die beiden kolossalen Hände von rothem Granit, welche sich gegenwärtig im brittischen Museum befinden, sind wahrscheinlich aus diesen Trümmern entnommen.

Hundert Schritte weiter trafen wir auf einen andern Haufen von Granitblöcken, deren Form und Verzierung

uns völlig überzeugten, daß sie einst zu einer von Granit erbauten Vorhalle gehörten. Unter den, auf einigen dieser Blöcke ausgehauenen, Figuren findet sich auch die eines Königs, dessen Haare nach Art der Bischaren aufgebunden sind, wie er eben im Begriff ist, der Gottheit des Tempels ein Opfer zu bringen. Auf seinem Haupte trägt er die gewöhnliche Kugel, aus der zwei mit Diademen versehene Schlangen hervorzugehen scheinen, die vielleicht das Symbol der Oberherrschaft und des Wohlwollens sind.

Da die Mitte dieses Bezirks viel tiefer, als seine Seiten liegt, hat sich in ihr ein Zusammenfluß von Wasser gebildet, der in 5 bis 6 Wochen verschwinden würde, wenn man den Boden urbar machte und mit Bohnen oder Roggen besäete. Die Trümmern der beiden anderen Vorhallen bemerkt man vor dem nördlichen und dem südlichen Eingange. Alle diese Trümmern bildeten wahrscheinlich nur einen kleinen Theil der Hauptzugänge zum Tempel. Dieser selbst mit seinem Vortempel, Säulengange und Sekos, nahmen wohl den jetzt unter Wasser stehenden Platz ein. Dieß bestättigt das, was einst schon Herodot sagte, auffallend; daß, wenn man die, von Menes 100 Stadien lang oberhalb Memphis erbauten Dämme nicht regelmäßig unterhielte, die Stadt unfehlbar überschwemmt werden würde. Ihre Mauern und Säulen sind absichtlich zerstört oder fortgeschafft worden, und jetzt sieht man selbst keine Spur mehr von dem Grunde der Gebäude. Ob nun gleich während ihrer Siegesepochen die Perser, die Griechen,

die Römer und die Araber Memphis ausplünderten und entweder von ihrem Siege berauscht, oder um Alexandrien und Kairo zu schmücken, die Denkmäler dieser alten Stadt an diese Orte schafften; so sind deren jetzt noch genug vorhanden, um keinen Zweifel über den Ort zu lassen, auf dem einst die Hauptstadt der Pharaonen stand. Die neuerlich in der Nachbarschaft von Metrahenny entdeckten Ruinen, welche den Nachforschungen Shaw's, Pococke's, Norden's und Bruce's entgangen zu seyn scheinen, beantworten genugthuend die Einwürfe jener Alterthumsforscher, die Memphis weit nördlicher und selbst nach Dschizé verlegten. Was die Gottheit des Tempels zu Memphis betrifft, so war er wahrscheinlich dem Vulkan, einem der 12 großen Götter der Aegypter, geweiht. Herodot sagt: daß der, vom Menes dem Vulkan errichtete, Tempel ein bewunderungswerthes Gebäude gewesen sey.

Noch befanden sich in Memphis 3 andere Tempel, von denen einer dem Apis oder Osiris, der 2te der Venus, und der 3te dem Serapis geweiht war. Strabo bemerkt in Hinsicht des letztern, daß er in einer ganz sandigen Gegend erbaut sey, woraus man schließen kann, daß er an der Gränze der Wüste lag. Hier erhebt der Wind oft den Reisenden gefährliche Sandwirbel, und von manchen kolossalen Bildsäulen der Sphinx ragten damals nur noch die Köpfe aus dem Sande hervor. Wahrscheinlich hatte der Tempel des Serapis ein ähnliches Loos.

Das Dorf Metrahenny liegt auf den, südlich von Memphis befindlichen Höhen und wird halb von einem Dattelwalde versteckt. Die nördlichen Hügel sind gleichfalls mit diesen Bäumen bedeckt, die in Aegypten auf den trockenen Trümmerhügeln besser zu gedeihen scheinen, als irgend eine andere nutzbare Pflanze. In diesen Holzungen trifft man überall Blöcke von Breccie und Granit zerstreut, welche den weiten Umfang des hier einst stehenden Tempels bezeugen und ihn den gigantischen Denkmälern in Thebaïs an die Seite stellen. Man findet hier Trümmer von Säulen, von kolossalen Statuen, Obelisken und Vorhallen. Vielleicht gehörte sie zu dem großen nördlichen Vorhofe des Tempels, den Herodot unter den vom Möris errichteten Gebäuden aufführt.

Von diesen Anhöhen konnten wir die Berge der Libyschen Wüste erkennen. Bloß verschiedene Reihen von Pyramiden, die man die von Abusir und von Dschizé nennt, unterbrachen diese Ansicht. Die beiden ersten liegen auf einer Reihe mit Sand bedeckter Hügel. Schon Herodot hat sie gekannt. Am Fuße derselben liegt das Dorf Abusir in der Gegend, wo sie in die Ebene südlich von Metrahenny fortlaufen.

Wir bestiegen den Hügel und kamen endlich an eine der Pyramiden von Memphis, die zu den größten gehört und sehr weit gesehen wird. Sie liegt auf dem höchsten Theile der sie umgebenden Fläche, und hat eine Basis von 312 Quadratfuß. Die Höhe konnten

wir nicht messen. Aber durch Vergleichung mit anderen und ihrer eigenen Grundfläche, schien sie wenigstens 250 Fuß über den Boden erhoben zu seyn. Ihre Oberfläche ist nicht polirt, wie die bei Daschaur, auch nicht in Stufen getheilt, wie die der großen Pyramide bei Dschizé; aber sie hat sechs Stockwerke, die von gleicher Höhe zu seyn scheinen und deren Grundfläche sich, im Verhältniß mit der Annäherung zum Gipfel, verkleinert. Sie zeichnet sich aber von den anderen Pyramiden vorzüglich dadurch aus, daß sie ganz aus rohen, unbehauenen Granitblöcken besteht, die mit Mörtel, der vielen Raum einnimmt und nicht von der festesten Art scheint, verbunden sind.

Westlich von derselben ist das große Mumienfeld, welches sich gegen ½ Stunde in die Wüste hineinzieht. Wir hatten gehofft, in eine dieser unterirdischen Grüfte, die noch nicht eröffnet wäre, hinabsteigen zu können. Aber keiner der uns begleitenden Araber wußte, wo er eine solche auffinden sollte. Wir mußten uns daher begnügen, die schon ausgeplünderten Grüfte zu besuchen. Denn so wie eine Einfahrt zu einer neuen Gruft entdeckt wird, so werden alle Mumien, die man in ihr findet, entkleidet und geöffnet, weil man in ihnen Gold oder Silber zu finden hofft. Die Körper selbst werden in Stücke zerschlagen oder auch, wenn gleich verstümmelt, in Kairo an einen europäischen Liebhaber verkauft. Die Muhammedaner glauben so fest, daß man mit den Mumien jederzeit einen Schatz finde, daß die Araber sie in eine Stadt nur durch Betrug einbringen

können, und im Allgemeinen behalten sie auch, wenn sie welche finden, ihr Geheimniß für sich.

Der Schacht, in dem wir herunter stiegen, war ein ungefähr 30 Fuß tiefes Viereck. In den Seiten befinden sich Löcher, die statt der Stufen dienen, und ein oben befestigtes Seil dient während dem Herabfahren zum Anhalten. Wie wir unten angelangt waren, trafen wir auf eine ähnliche Oeffnung, die wahrscheinlich zu einer noch tieferen, in den Felsen ausgehauenen Gruft führte, aber jetzt mit Sande verstopft war. Wir folgten nun einem schmalen Gange, an dessen Ende wir Haufen von Leinwand und Decken fanden, welche man den, aus dieser Gruft genommenen Mumien ausgezogen hatte. Rechts war ein kleines Zimmer, das wir besuchten. Der Boden war mit den nämlichen Sachen, mit zerbrochenen Knochen und dem Harze, das bei dem Einbalsamiren gebraucht ward, bedeckt. Mehrere Höhlungen, von 2 bis 6 Fuß Länge, waren in die Felsmauern gehauen. Dieß waren die Ruheplätze der einbalsamirten Todten. Eine Menge zerstückelter Körper vermehrte nur unseren Verdruß, keine dieser Grüfte in dem Zustande zu finden, in welchem die Kateaten (Personen, welche das Einbalsamiren und die Beisetzung der Leichen besorgten,) sie zwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeit gesetzt hatten. Die Leichen lagen übrigens horizontal. Man kann aus der Stelle im Silius Italicus *), welche für die entgegengesetzte

*) Aegyptia tellus
claudit odorato post funus stantia saxo,
corpora et a mensis exsanguem haud separat umbram.
Sil. Ital. de II do bello Punico. L. 13.

Meinung (daß nämlich die Leichen gestanden hätten,) angeführt wird, nur auf die Stellung, die man den todten Körpern so lange gab, als sie in den Wohnungen ihrer Verwandten blieben, schließen.

Die Mumien von Memphis scheinen nicht mit der Sorgfalt einbalsamirt zu seyn, als die, welche wir in Theben antrafen. Letztere waren viel fester und dichter und hatten außerdem die natürliche Farbe der Knochen und des Fleisches sehr gut erhalten. Die ägyptische Sitte des Einbalsamirens giebt zu verschiedenen, zum Theil für Chemie und Heilkunde wichtigen Bemerkungen Anlaß. Ich beschränke mich, nur einige derselben mitzutheilen. Die Priester des alten Aegyptens scheinen in ihren strengen Anordnungen wegen der Begräbnisse, sowohl die Erhaltnng der Gesundheit, als Lehrsätze ihres Glaubens vor Augen gehabt zu haben. Dieser lehrte eine Verbindung zwischen der Seele und dem Körper, den sie belebt hatte, gab aber auch zu, daß sie ihn nach einer Reihe von Jahren zu verlassen geneigt sey oder sogleich, wenn er zu faulen anfange. Leicht begreiflich ist es, daß man in dem feuchten ägyptischen Boden nicht Jedermann, selbst nicht von den zahlreichsten und niedrigsten Klassen, erlauben konnte, ihre Todten in dem Bezirke des Landes, der jährlich überschwemmt wird, zu begraben. Die Begräbnißplätze wären geraume Zeit im Jahre unter Wasser und unzugänglich gewesen. Hätte man bei dem Einflusse der glühenden Sonnenhitze die, während der Ueberschwemmung Gestorbenen, so lange in den Häusern behalten wollen, bis sich das Wasser zurückgezogen hätte,

so wären daraus pestartige Krankheiten entstanden und zu der Zeit, wenn man sie hätte begraben können, würden sie die ungesunde Ausdünstung eines mit Wasser geschwängerten Bodens beträchtlich vermehrt haben. Herodot sagt in seinem 3ten Buche: die Aegypter balsamirten ihre Leichen, damit sie nicht von Würmern gefressen würden. Aber oben angegebener Grund ist bei weitem vollwichtiger. Die Aegypter konnten keinen anderen Ausweg ergreifen, als ihre Leichen in der Wüste oder in Felsen zu begraben. Deßhalb mußten sie nun oft weite Reisen machen. Zeitumstände konnten oft den Transport einer Leiche an ihren Begräbnißplatz verhindern. Welche bessere Vorsichtsmaßregel konnte man wählen, um aller Art von Gefahr auszuweichen, als das Einbalsamiren? Diese Gewohnheit, die so gut zu den Localumständen paßte, brachte noch den Vortheil, die Ehrfurcht für die Aeltern bei den Kindern zu verlängern, und die Gedanken der Lebenden auf ein künftiges Daseyn zu richten. Vielleicht aber bezweckten die Stifter dieser Einrichtung noch andere Vortheile. Während der Ueberschwemmung konnte man leicht den Körper eines Ermordeten über die Seite schaffen, wenn die Ehrfurcht für Todte und streng vorgeschriebene Gebräuche, hier nicht Schranken gesetzt hätten.

Herodot hat uns keine sehr deutliche Nachricht von den verschiedenen Arten des Einbalsamirens gegeben. Das Natron (Mineralalkali) scheint einen Hauptbestandtheil der dazu gehörigen Ingredientien gebildet zu haben. Dieses Salz findet sich in mehreren Gegen=

den Aegyptens, und die Atmosphäre dieses Landes begünstiget die Erzeugung desselben dergestalt, daß man es häufig in Kirchen, an Mauern und Decken der inneren Zimmer in krystallisirter Form findet. Die Alten kannten die reinigende und austrocknende Kraft dieses Salzes sehr gut. Wenn man aus einer Leiche die Eingeweide und das Gehirn genommen hatte, wusch man beides in einer, aus Datteln durch Gährung erhaltenen Feuchtigkeit, bot es dem Sonnengotte mit den vorgeschriebenen Anrufungsworten an, und warf es endlich in den Nil. Nachher brachte man Natron in die Körperhöhlen, um alles Unreine, was sich noch finden konnte, so wie das Fett und das aus den Muskelfibern ausgetretene Blutwasser zu verzehren. Waren die ausgeleerten Theile so vollkommen gereiniget, so füllte man sie mit austrocknenden Stoffen verschiedener Art aus, je nachdem der Aufwand war, den die Verwandten des Verstorbenen machen wollten. Das kostbarste Verfahren war, die Körperhöhlungen mit Myrrhen, Zimmt und anderen aromatischen Droguen und Kräutern anzufüllen. Minder kostspielig war die Einbalsamirung mit dem flüssigen Harze der Ceder. Dioskorides sagt (I, 15): „der Saft der Ceder hat eine „austrocknende und ätzende Eigenschaft, die ihn fähig „macht, todte Körper zu erhalten, aber Zeuche von „aller Art zerstört." Diese Bemerkung erklärt, warum man so häufig die Binden und die andere Kleidung der Mumien so verbrannt findet, daß sie fast wie Kohlen sind. Die wohlfeilste Einbalsamirungsart ward durch eine Feuchtigkeit, die Surmadscha hieß, bewirkt.

Man glaubt allgemein, daß diese ein Aufguß von Cassia und Senesblättern, zwei purgirenden Gewächsen, die in Aegypten oder in dessen Nachbarschaft einheimisch sind, gewesen sey.

Verbindet man die Nachrichten Herodot's und Diodor's, die unglücklicherweise diesen Gegenstand nicht chemisch abgehandelt haben, so sieht man, daß das Einbalsamiren 100 Tage dauerte. Der Erste sagt, daß man das Natron 70 Tage im Körper ließe, und der Andere: daß man 30 Tage zubrächte, um ihn mit Gewürzen und Wohlgerüchen zu erfüllen. Jedes Glied ward dann besonders mit baumwollenen Bändern und Tüchern bewickelt, die vorher in eine Auflösung von dem Gummi der ägyptischen Akazie getaucht wurden. Hände und Füße wurden in die, durch das Herkommen und die Verordnungen der Geistlichen bestimmte, dem Stande und Geschlechte des Verstorbenen gemäße Lage gebracht. Hierauf ward der ganze Körper umwickelt, so daß er nur eine Masse bildete, die doch die menschliche Form und die vornehmsten Züge derselben behielt. Wenn die so zubereitete Mumie den Verwandten des Verstorbenen überliefert worden war, schlossen sie diese gewöhnlich in einen hölzernen Kasten ein, auf welchem die Gestalt des darin befindlichen Verstorbenen ausgeschnitten war und behielten ihn bei sich, indem sie ihn senkrecht in die Höhe stellten. Die Art und die Gebräuche bei den Begräbnissen haben die Geschichtschreiber weitläuftig erzählt, und die Kritiker untersucht. Greaves (Bd. I. S. 68) hat sich vom Herodot (II. 5. 37)

und Plutarch (in dessen Abhandlung über die Isis und den Osiris) vielleicht täuschen lassen, wenn er sagt, man habe Leinewand zur Einwickelung der Mumien gebraucht. Allein die Meinung dieses Reisenden wird durch den Augenschein widerlegt. Beide Schriftsteller scheinen den Unterschied beider Pflanzen nicht hinreichend gekannt zu haben. Wir wissen durch Plinius, den älteren, und Apulejus, daß die Baumwollenstaude von den alten Völkern des Orients und Aegyptens mit Erfolge angebauet ward, daß die Priester und die Eingeweihten der Aegypter baumwollene Kleider trugen. Eine beträchtliche Anzahl solcher Kasten, in denen einst Mumien lagen, sind aus Aegypten nach England gekommen. Sie sind von Maulbeerfeigenbaum-Holz, *) da sich dieses sehr lange erhält. In Thebaïs war der Gebrauch dieser Kasten nicht so häufig, als in der Gegend von Memphis, vielleicht wegen Trockenheit der Luft und der Seltenheit dieses Holzes. Zuweilen bediente man sich an der Stelle der Kasten von obigem Holze einer Umhüllung oder vielmehr eines wahren Kastens von Baumwolle. Zu dieser Absicht tauchte man das baumwollene Zeuch in Sunt oder eine Auflösung des Akazien-Gummi's und machte nun mehrere Lagen über einander, die man so stark zusammendrückte, daß 18 bis 20 Lagen noch keinen Drittheil Zoll stark waren. Diese Art Pappe war vollkommen fest und man konnte sie leicht mit dem Messer schneiden. Endlich bedeckte man einen solchen Kasten mit einer dicken

*) Sykomorusholz.

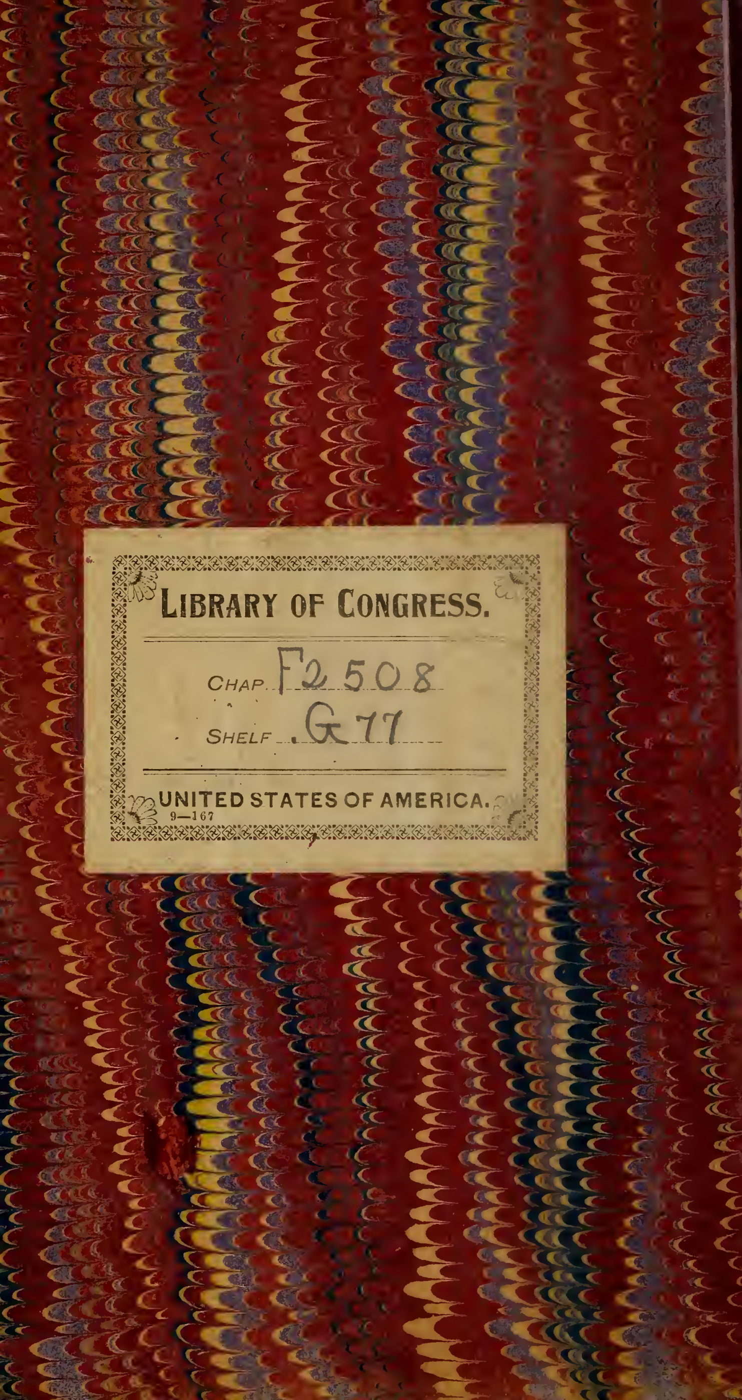
Lage Harz oder Erdpech, in die man heilige Figuren und Charaktere, eben so wie auf die Kasten aus Sykomorusholz eingrub. Ich habe davon Stücke gesehen, die härter als Holz waren. Unglücklicherweise sind die, welche ich aus Aegypten mitbrachte, so wie andere merkwürdige Gegenstände, die ich gesammelt hatte, verloren gegangen.

Die gewebten Schilder, welche nach Herodot's Berichte, die Assyrer des Heers unter Xerxes auf der Brust trugen, waren wahrscheinlich auf dieselbe Art bereitet worden. Plinius sagt (Nat. Hist. XIX, 1): diese Schilder widerständen dem Eisen. Einige der Helden Homer's sind auch mit gewebten Brustschilden versehen und auch Alcäus hat dieser Vertheidigungswaffe in einem Verse gedacht, den uns Athenäus aufbewahrt hat.

Eine Stunde unterhalb Bédreschmé besuchten wir einige östlich liegende Steinbrüche, aus denen seit den ältesten Zeiten die Baumaterialien zu Tempeln und Pyramiden gewonnen wurden. Herodot und Strabo haben ihre Lage genau angegeben. Sie befinden sich an einem Orte, wo die Berghöhen eine Art Vorgebirge machen, das sich dem Nile auf eine Viertelstunde nähert.

Jetzt setzten wir unsere Reise nach Kairo fort und landeten in Dschizé, nach einer Abwesenheit von 16 Wochen, am 12ten Februar.




LIBRARY OF CONGRESS.
CHAP. F2508
SHELF .G77
UNITED STATES OF AMERICA.
9—167


LIBRARY OF CONGRESS
0 015 922 873 3